BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE AUS WORT UND LIED: ACHT ABHANDLUNGEN...

August Boltz




9306




Cornell University Library
GR25 .B69
Beitrage zur Volkerkunde aus Wort und
3 1924 029 901 307
olin

Beiträge zur Völkerkunde
aus Wort und Lied.

Acht Abhandlungen und erweiterte Vorträge ethnographisch-linguistischen Inhaltes nebst einer Sammlung von über hundert Dichtungen in zwanzig Sprachen und Dialekten, im Urtexte nebst metrischer Uebersetzung in den Original-Versmaßen

von

Dr. August Boltz
Professor.

Oppenheim am Rhein.
Verlag von Ernst Kern.
1868.

Frau



geb. Westphal,

in Berlin

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Es ist kein Ort der Welt so graus und düster,
  Daß nicht der Geistesfunke ihn durchleuchte, —
Und keine Zeit so trüb, daß das Geflüster
  Der Herzensstimm' nicht oft den Gram verscheuchte!
So ist auch keine Seele so umnachtet,
  Daß nicht der Dichtung Strahl sie hell durchzückte, —
Kein Volk so roh, daß es nicht danach trachtet'
  Das auszusprechen, was es still beglückte!
Den Trost wird uns für dieses flücht'ge Leben
  Dies Buch als holden Leitstern sicher geben!

Vorwort.

Angenehme Unterhaltung, belehrende Anregung und Erweiterung der literarischen und anthropologischen Anschauungen sind der Zweck dieser Beiträge zur Völkerkunde aus Wort und Lied.

Die meisten der Artikel werden, so hoffe ich, diesen Zweck ganz direkt erfüllen; sie wären sonst nicht mit so großem Beifall von meinen Zuhörern aufgenommen worden. Nur die Artikel I, II, V, VI liegen etwas weiter ab vom großen Leserpfade. Wen sie nicht von vorn herein ansprechen, der lasse sie etwa bis zuletzt; vielleicht, daß die darin behandelten Stoffe ihm dann ansprechender erscheinen werden.

Diejenigen Abhandlungen, welche schon früher in wissenschaftlichen Journalen (Deutsches Museum, Globus) oder als Monographien (Nr. V, VI) erschienen waren, sind sämmtlich überarbeitet und à jour gebracht, Nr. V nach den neuesten Text-Revisionen umgedichtet, die „Beiträge zur Weltdichtung" aber — zu denen meine nicht für den Buchhandel bestimmte kleine Probir-Ausgabe von 1860 nur den ersten Keim enthielt — wesentlich gesichtet und vermehrt worden.

Nehmen Sie denn, geneigter Leser, diese Früchte langjährigen herzigen Fleißes und inniger Hingabe freundlich auf, und genießen Sie und die Ihrigen was Gutes an ihnen ist in den stillen Stunden der Beschauung mit derselben Wonne, mit der ich sie reifte und pflegte.

Was Sie aber an Erläuterungen, Beiträgen oder Rügen mir zukommen lassen wollen, werde ich mit Dank entgegennehmen.

Wiesbaden, 1868.
Kapellenstraße 3.

Aug. Voltz.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Ethnographisch-Linguistisches.

Zweite Abtheilung.

Literarhistorisches.

Beiträge zur Weltdichtung. — Uebersetzungen nebst Original-Texten.

I. Sanskrit.

II. Englische Dichtungen.

1. Charles Mackay.

Zur Aussprache der Umschrift des Sanskrit.

Vokale mit Circumflex sind lang; ch = *tsch*, wie im Engl.; j = *dsh*, wie im Engl.; sh = *sch*, wie im Engl.; palatales ś wie weichstes *sh*. Die Cerebralen ṭ, ḍ, ṇ wie die dentalen t, d, n, indem man jedoch die Zunge an den Gaumen führt; gutturales ṅ = *ng*; palatales ń fast wie deutsches *nj*. Konsonanten + h (kh, gh; chh, jh; ṭh, ḍh; th, dh; ph, bh) werden vom h deutlich abgetrennt gesprochen (wie in Brock-haus ꝛc.). Alles Uebrige wie im Deutschen. —

Für das Slavische ъ ist ŭ, für ь aber ĭ gesetzt worden.

Erste Abtheilung.

Ethnographisch-Linguistisches.

I.

Himmel und Erde.

Ein etymologisch-ethnographischer Vortrag
gehalten zu
Frankfurt a. M. am 26. Februar 1867.

H. V.

Wenn ich es unternehme, Sie heute mit einigen Resultaten einer noch jungen Wissenschaft, der Glottik oder Sprachvergleichung, zu unterhalten, so gestatten Sie mir wohl Ihre geneigte Nachsicht in ungewöhnlicher Weise in Anspruch zu nehmen. — Nicht als ob diese Wissenschaft die Bitte heischte — sie gehört zu den interessantesten, die gedacht werden können, denn sie durchforscht und bestimmt jeden Laut, der sich erhalten — aus dem grauesten Alterthume bis hinein in die Gegenwart, aus den Sprachen der höchstgebildeten Kulturvölker bis in die vielverkannten und oft bespöttelten Dialekte selbst der verschriensten Landschaften. Sammelnd, prüfend und ordnend steigt sie von den Hochgebirgen des Himâlaya hinab in die Gefilde nach O. und W., nach S. und N., durchfurcht die Meere, durchschreitet die unermeßlichen Prairien von Nordamerika, bahnt sich Pfade durch die Urwälder von Südamerika, durchzieht die unwirthsamsten Steppen, Oeden und Wüsteneien Afrika's und dringt bis an die Eisgefilde der Polargegenden; macht Steine reden und Trüm-

mer sprechen, und löst den tausendjährigen Mumien die Zunge, daß sie überströmen von beredten Zeugnissen früheren, menschlichen Seins; sie lauscht mit gleichem Interesse den Geheimnissen der Wigwams der Indianer, wie der Karoos der Neger — beflissen, Das zu ergründen, was den Menschen erst zum Menschen macht, — die Sprache!

Das Material dieser Wissenschaft ist so reich, ihre Methode nunmehr so geläutert und sicher, daß wir mit großen Schritten der Erkenntniß wenigstens des Aeußerlichen entgegengehen, namentlich im Bereiche der Forschung auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen, mit welchen wir es hier auch nur zu thun haben werden. Und die Resultate dieser mühsamen, oft mikroskopischen Forschungen sind oft so überraschend und fesselnd, wie die der Chemie und der Naturforschung überhaupt, ja mehr; denn führen sie uns zurück in jene Urzeit menschheitlicher Entwickelung, in welcher der schaffende Geist die natürlichen Stimmlaute dazu verwandte Das zu bezeichnen, was um ihn her sich zeigte, was außer ihm und in ihm vorging, um mit den ursprünglich einfachsten, scheinbar knappesten Mitteln die ganze Welt sich geistig zu erobern und anzupassen.

Sie erst gewährt uns also das Verständniß jener Urlaute und Urwörter, und durch diese das des Verhältnisses der ersten Menschen unseres Stammes zur äußeren und inneren Welt, denen die Natur erschien, als die prakṛiti, die Vorerschaffene, die Grundlage alles Endlichen; die Welt, loka, als Alles was da schauet in den ewigen Raum; die Sonne, sûra, als das strahlenbegabte, glänzende, brennende Himmelsschiff; der Mond, mâs, mâsa, als das Maaß, der Messer der Zeit, der unweltlichen anehas; die Luft, antariksha, als das Durchsichtige; das Wasser, ambu, als das Wandelnde, und Wind und Seele zugleich als atasa, der Eilende, der rastlos sich bewegende Hauch!

Nicht für die Sache also nehme ich Ihre Nachsicht in Anspruch, sondern für die Form, in welcher dieser erste schüchterne Versuch, dem deutschen Publikum derartige Erörterungen vorzuführen, sich gekleidet hat; für die mancherlei Sprachen die erwähnt, die vielen fremdartigen Ausdrücke, die angeführt werden mußten, sollte das

auszuführende Gemälde nicht allzu matt und tonlos werden! Und wie bei einem Bilde vom Beschauenden ja nicht jeder Pinselstrich nachgezogen werden soll, den der Künstler oft mit nach Verkörperung ringendem Streben sinnend hineinführte, also wolle es auch Ihnen gefallen, jene fremden Laute nur als Farbentöne, als Träger des Totaleindruckes zu vernehmen und an sich vorüberziehen zu lassen.

Sollte ich es dennoch nicht erreichen, Ihr Interesse für die vorliegenden Stoffe zu erregen, so nehme ich im Voraus alle Schuld auf meine, die rechte Form verfehlt habende Darstellung.

„Jedem Volke, sagt Jacob Grimm in seiner unvergleichlichen deutschen Mythologie (I. VI.), ist Glaube an Götter nothwendig wie die Sprache." Und sicher, das sehnsüchtige Menschenherz bedarf der sinnlichen Vorstellung Dessen, wie es in dem indischen Schauspiele Urvasî heißt:

Der ewig ist und bleibt, und dem wir nah'n
Im Mannesdenken und im Kindesglauben,
Der nach der Weisheit Buch der Welterschaffer
Und Welterhalter ist;
Deß unermeßlich Haus der Weltenbau,
Das Geistesall, in das zurückzufließen
Zu himmlischer Vereinigung, der Weise
Entsagend übt der heil'gen Buße Dienst [1]).

Dieser sensus numinis, dies Empfinden der Gottheit, entspringt aus tiefster Seelenwurzel, je uralter das Volk, desto üppiger wuchernd.

Als Wohnung wies der Gottheit und den ihr nahestehenden Wesen diese holde Ahnung den höchsten Lichtraum an; denn „wie alle Pflanzen nach dem himmlischen Licht sich wenden, so steigt der Rauch des Opfers und das Gebet der Menschen in die Höhe [2])."

---

[1]) Urvasî, Indisches Schauspiel von Kâlidâsa, deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, 1861, F. A. Brockhaus. I. Akt. Hymne.

[2]) Grimm, Deutsche Mythologie 661.

Der Götter Wohnung ward so zum Himmelreich, zu welchem, nach der Vorstellung der Alten, die Brücke des himmlischen Bogens und die Milchstraße führten.

Den alten Indern, unseren Vorfahren, bot sich, bei der Fülle und Unmittelbarkeit ihrer Anschauungen und bei der in frischer Werdelust sprossenden Sprache bald ein wahrer Born von Himmelsbenennungen dar: als helle Leuchte, div, am lichten Tag; als tavisha, das duft'ge Aethermeer; als nabhasthala oder Wolkenraum; nakshatra-patha oder Sternenpfad; hierzu noch dyu und dyaus als lautrer Glanz [1]), und als den höchsten Wohnsitz sel'ger Lust tridiva noch, Drei-Himmel, Paradies; und diese blieben im ausschließlichen Besitze des Sanskritvolkes. Bei den anderen verwandten Völkern erhielten sich andere Benennungen, so bei den Angelsachsen hefen, heofen, wovon engl. heaven, als Aufenthaltsort der Seligen, während bei den übrigen deutschen Stämmen das uns vorliegende Wort Himmel, gothisch himin-s (s ist Zeichen des Nominativs) und himinn; altisländisch (die älteste, reinste Form der sog. skandinavischen Sprachen) himin, aber schwedisch, dänisch schon wieder himmel lautet.

Auf das angs.-engl. heaven werden wir später zurückkommen. Zunächst handelt es sich um Ursprung und Bedeutung des Wortes Himmel.

Grimm (D. Myth. 661) leitet es ab von einer urdeutschen Wurzel hima, ich bekleide, bedecke, wonach der Himmel von den tief fühlenden Germanen als nichts anderes aufgefaßt worden wäre, denn etwa eine „Decke der Erde."

Wir können der Meinung des großen Sprachforschers nicht beipflichten, sondern bekennen uns zu der Ansicht, daß Himmel mit dem Sanskritworte hima verwandt sei, welches als sn. Frost, Kälte, Schnee, Eis, als Adjektiv kalt bedeutet, und von welchem noch hindustani him, in gleicher Bedeutung, skr. hemanta,

---

[1]) Eingehende Erläuterungen von dyu und dyaus in: Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Dr. Carl Böttger. II. 417.

lat. hiems, slaw. sima, (mehr oder weniger dialektisch verschieden) der Winter, abstammt.

Sehen wir zu, wie diese Auffassung ihre Rechtfertigung finden möge.

Bei der großen Hitze, die über Indien herrscht — die mittlere Jahrestemperatur von ganz Indien ist 19° R., während London nur 9,83, Amsterdam und Frankfurt a. M. 9,80, Dresden 8,30, Berlin 7,93 haben — war der Gegensatz dazu gleichbedeutend mit allem, was Köstliches und Wünschenswerthes ist; so stammt von demselben hima noch hema, Gold, d. i. Kaltes, das bis ins Deutsche hinein seine Lautverwandtschaft bewahrt hat, während das römische aur-um, Gold, der gebrannte Erzstoff, von ur-o, ich brenne, auf den die Sinne verwirrenden Glanz dieses bestechlichen, nothwendigen Uebels hinweist.

An den einzelnen Landschaften und Lagen dieses ungeheuren Reiches aber gestalten sich diese Zahlen ganz anders. So hat z. B.

	mittl. Jahrestemp.	mittl. Wintertemp.	mittl. Sommertemp. n. R.
Benares	25,4	16,3	29,6
	ja, der kälteste Monat hat noch eine Mittelwärme von 15,2.		
Calcutta	25,8	19,9	28,5
Bombay	26,0	23,2	28,1
Madrás	27,8	24,8	30,2

Pondichery hat gar eine mittlere Jahrestemperatur von 29,6! [1])

Was war nun wohl natürlicher, als daß die Inder ihre Gottheit einer Schwüle entrückten, die für sie selber die Quelle unsäglicher Leiden und Beschwerden war, und für welche wir daher auch in den Veden, ihren ältesten heiligen Schriften, eine verderbenbringende Gottheit finden, den 'Sushṇa, den Dämon der Dürre und der Mißernten [2]).

---

[1]) Nach Alex. v. Humboldt, s. Atlas zum Cosmos.

[2]) Interessante und ausgiebige Details über die Kämpfe 'Sushna's und Sûrya's in Kuhn's ausgezeichneter Schrift: Die herabkunft des feuers und des göttertrankes. Berlin, 1859. S. 55 ff.

In ihrer Maaßlosigkeit konnten sie nun nicht hoch genug greifen und versetzten sie auf den fabelhaften Berg Meru, in die Nähe des wirklichen Kailâsa, das heutige Tise-Gangri oder Gang-Dis-Ri, d. i. Schneegebirge (81 östl. L. von Greenwich, 31 Br.), der 68,000 Yugas (= nordischen Meilen) über und 16,000 unter die Erde reichte, um ihren Göttern nur ja ein recht kühles Plätzchen anzuweisen. In den Osten aber des Kailâsa, d. i. in die höheren Regionen des gewaltigen Brahmaputra-Flusses (und der hat 10,000 Fuß Fallhöhe) verlegten sie das Uttarakuru, das Land der Hyperboräer des Megasthenes, eine Art irdischen Paradieses, „das nicht „zu kalt und nicht zu warm und von Krankheit frei ist; Kummer „und Sorgen sind dort unbekannt; die Erde ist staublos und wohl-„riechend, die Flüsse strömen im goldenen Bett und rollen statt der „Kiesel Perlen und edel Gestein. Die Bäume tragen nicht nur „immer Früchte, auch Stoffe und Kleider aller Farben wachsen auf „ihnen, und jeden Morgen hangen ihre Zweige voll der schönsten „Frauen. So noch vieles andere. Dort leben, außer den nördlichen „Kurus, die Halbgötter aller Art in ewiger Freude, auch die sieben „großen Heiligen der Urwelt. Jenseits Uttarakuru's folgt, nach „indischer Vorstellung, der nördliche Ocean, an dessen Ufer hohe „Berge die Welt begränzen. Weiterhin leuchtet keine Sonne; es „folgt unendliche Finsterniß, niemand weiß was es weiterhin giebt [1]."

---

[1]) S. Lassen, Beiträge zur Kunde des indischen Alterthums aus dem Mahâbhârata, in: Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Band II, 63—64, woselbst die weiteren Forschungen über Uttarakuru mitgetheilt sind. — Plinius (hist. nat. IV. 26) erwähnt der Hyperboräer also: Pone eos montes, ultraque Aquilonem, gens felix (si credimus) quos Hyperboreos appellavere, annoso degit aevo, fabulosis celebrata miraculis. Ibi creduntur esse cardines mundi, extremique siderum ambitus, semestri luce, et una die solis aversi: non, ut imperiti dixere, ab aequinoctio verno in autumnum. Semel in anno solstitio oriuntur iis soles, brumaque semel occidunt. Regio aprica, felici temperie, omni afflatu noxio carens. Domus iis nemora, lucique, et deorum cultus viritim gregatimque, discordia ignota et aegritudo omnis. Mors non nisi satietate vitae, epulatis delibutoque senio luxu, ex quadam rupe in mare salientibus. Hoc genus sepulturae beatissimum . . . . Nec libet dubitare de gente ea, cum tot auctores prodant frugum

Zu dem Riesengebilde eines so ungeheuerlichen Berges, wie der Meru, wurden die Inder geleitet durch die 370 deutsche Meilen langen, 45 Meilen breiten (grade so breit wie der Abstand der Ostsee vom Elbthale bei Dresden), in drei, theilweis vier kolossalen Ketten sich dahinthürmenden Himâlaya-Gebirgsglieder [1]), mit einem Kamme, der in seiner ganzen Länge Montblanchöhe (14,700′) hat und zwar in einer Ausdehnung wie etwa von Lissabon bis Warschau, d. i. wie siebenmal die Pyrenäen-, dreimal die Alpenlänge, über welchem Riesenkamme dann noch in zwei Reihen die höchsten Berge der Welt aufsteigen, keiner unter 20,000′, mehrere aber von ganz überwältigender Höhe, wie

der Gaurisankar (oder Everest Mountain) in Nipal mit	29,002	engl. F.
der Dhavalagiri, oder der weiße Berg . . .	28,826	„
d. i. den St. Gotthardt auf den Chimborazo gesetzt!		
der Dopsang in Nuba, westlich der Korakorum-Kette	28,278	„
der Kontschin-Djinga (kang-tschang-Junga) in Nipal	28,178	„
der Nanda-Dewa in Kamaon	25,748	„

und andere mehr.

War es zu verwundern, daß die Inder diese mit ewigen Eiskronen geschmückten Bergriesen in staunender Ehrfurcht giri oder guru (Ehrwürdige) nannten? daß sie in diesen gewaltigen Kuppenreihen die chakravâla [2]) sahen, d. i. die Gränze der Erde, sowie

---

primitias solitos Delon mittere Appollini, quem praecipue colunt etc. etc. und im Buch VI, 20 erwähnt er Uttarakuru's noch bestimmter: sinus et gens hominum Attacorûm, apricis ab omni noxio afflatu seclusa collibus, eadem qua Hyperborei degunt, temperie. De iis privatim condidit volumen Amometus, sicut Hecataeus de Hyperboreis. Ab Attacoris gentes Phruri et Tochari.

[1]) Vergl. Chart of the World on Mercator's Projection, by H. Berghaus and Fr. v. Stülpnagel. Gotha, 1864; ferner: Ausland, Nr. 43, 1865, den Artikel des Herrn v. Schlagintweit.

[2]) chakra (ch = tsch), Kranz, + val, gehen. Andere nicht uninteressante Namen für Berg sind: a) mythologisch, dhara m. oder kshitidhara, der

des Lichtes und der Finsterniß, ja daß sie in ihnen den Sitz der Gottheit erblickten, zu welchem empor zu pilgern ein verdienstlich Unternehmen sein mußte, und daß sie endlich ihre Wallfahrtsstätten, die ihnen vorkommen mußten wie Himmelsstationen, dorthin verlegten, vornehmlich in die Quellgebiete der großen Ströme Jamunâ (hat 12,789′ Fallhöhe) und der heiligen Ganga (12,830′ Fallhöhe), welche letztere ihnen geradezu als eine Emanation der Gottheit erschien, nämlich als der Schweiß der Parvatî, der „Tochter des Bergs," Gemahlin 'Siwa's, die als bloßes Kind des Himmelsgebirges Himâlaya schon göttliche Verehrung genoß!

Von solchen Wallfahrten berichtet Baron v. Hügel in seiner „Reise in Kaschmir" im zweiten Bande.

Um es vorerst noch erinnernd einzuschalten, so ist Kaśmîra — nach Burnouf Kâśyapa mîra, See des Kaśyapa, eines göttlichen Weisen — ein 16 Meilen langes, unbeschreiblich schönes Alpenthal, ringsum von Bergen umgeben, von Schneegipfel zu Schneegipfel 10—12 Meilen breit, dessen oberster Thalrand noch 15,000′ hoch ist [1]), und das schon im Mahâbhârata als besonders heiliges Land und Schauplatz uralter Ereignisse angesehen wird [2]). Die Hauptstadt 'Srînagara (Stadt der 'Srî, Göttin des Glückes) liegt, wie Mejico 7000′, sechstausend Fuß über dem Meeresspiegel und von hier aus gehen die Wallfahrten den Himâlaya himmelan.

Es heißt also nach meiner freien Transversion der norwegischen Uebersetzung dieses Reisewerkes, dessen Urtext ich nicht zu Händen hatte, wie folgt:

Tragende, der Erdträger; b) nach dem Eindrucke, darad, f. Schrecken und Berg; gotra, n. Stamm, auch Familie, edles Geschlecht, m. Berg; aga, naga, achala, m. der Nichtgehende; c) nach der Form, guruśikharin, ehrwürdige Kuppenhabender; sânumat, dass.; dardura, m. Geklüfteter; parvata, Knollenhabender; d) nach der Materie: śaila und grâvan, m. Stein, Fels u. a. m.

[1]) Details in Brauer und Plath „Handbuch der Geographie und Statistik von Asien," S. 10. Leipzig, 1864.

[2]) Die belegenden Stellen aus dem Mahâbhârata bei Lassen „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes", II, 50.

„Um diese Zeit kommt eine Menge Pilger aus dem ganzen „Norden Indiens hierher in die Schneeregion. Nachdem sie die „letzte Wohnstätte am Fuße des Berges verlassen haben, pilgern sie „vier Tagereisen immer stromaufwärts, den Fluß [1]) entlang, und „erreichen endlich eine Stätte, wo große Birken unterhalten werden „und wo in der Erde eine Menge Höhlen angebracht sind. Hier „entkleiden sich die Pilger, legen die Kleider in die Höhlen, vor „welchen Wachen ausgestellt sind, baden sich an den geweihten Bade„plätzen [2]), bekleiden sich mit Birkenrindegewändern [3]) und steigen „dann zwei Tage lang — den letzteren nur durch die Schneeregion „— empor, bis zu der Höhle, aus welcher die Quelle des Stromes „bricht. Hier verehren sie ein Gottesbild, nehmen Nahrung (mit„gebrachten Reis, odana) zu sich, und treten nunmehr wieder die „Rückkehr an [4])."

Aehnliche Schwierigkeiten bieten die Quellströme des Ganges dar. Sein zweiter, heiligster Quellstrom Bhâgîrathî tritt 9670′ (1000′ höher als der Simplon) aus dem Schneefelde Gangavatarî (Herabkunft der Ganga) heraus, überragt von dem 21,000′ hohen Gipfel des Pantcha parvata (Fünfgebirges), von wo aus die Päſſe nach den heiligen Seen und dem Wallfahrtsorte Badarînatha führen, der unter 30—31° Br. und 14—15,000′ hoch liegt, d. h. Montblanchöhe hat. Der Wallfahrtsort Kedâranatha, vom 21,000′ hohen Mahâpantha, „dem großen Himmelspfade," überragt, liegt 11,000′ hoch.

Welche ungeheuren Anstrengungen um dem religiösen Gefühle gerecht zu werden!

Erleichtert wurden dieselben nur durch die allgemeinen religiösen Anschauungen, durch den Umstand, daß alle diese Wallfahrtsorte zugleich die ersten Marktplätze (Lassen I, 75) wurden, wo die

---

[1]) den Behut, den Hydaspes der Griechen.

[2]) indisch tîrthâs.

[3]) Ein solches Kleid, das Kleid der Büßer, heißt chîra oder valkala.

[4]) S. Holmboe, Det norske Sprogs vaesentligste Ordforraad etc. Wien, 1852. S. 181 ff.

nothwendigsten Dinge ausgetauscht wurden, sowie durch das grauenhafte Bild des Gegensatzes, der Brüthitze in den Thälern und der versengenden Schwüle in den Niederungen, in welchen Krokodile, Rhinocerosse, Tiger und Schlangen sich heimisch fühlten; welcher Umstand denn auch von den Brahmanen benutzt wurde, um ein recht drastisches Bild von der später zu erwähnenden pâtâla, der Unterwelt, unserer Hölle, zu entwerfen.

Die Griechen dachten sich den Himmel, *ὁ οὐρανός*, als den Sohn der Gaia (Erde) und des Chaos [1]), des gähnenden Luftraumes, und ließen Uranos und Gaia, d. i. Himmel und Erde, die Titanen Okeanos, Hyperion u. s. w. erzeugen. Die homerische Auffassung der Titanen weist indessen noch ziemlich bestimmt nach Indien zurück, denn nach derselben sind die Titanen die Bewohner des Olympos, Olympier, d. i. Himmelsbewohner; auch schildert Homer diesen Berg (Il. 18. 186. 616) als bis zu den Wolken reichend und schneebedeckt. Noch heute heißt der jetzt genau gemessene, 6112′ hohe Berg bei den Griechen Elimbo, bei den Türken aber Semavat Evi, d. i. Sitz der Himmlischen, denen man eben das kühlste, anmuthigste Stellchen gern gönnte.

Uns ist also hima die frische, kalte Region der indischen Alpenwelt, zu welcher, aus der drückenden Schwüle des Alltagslebens, anbetend und verehrend die Menschheit emporstieg, um sich zu läutern vor dem im lichten, reinen Aethermeere strahlenden Antlitze des Ewigen, Unendlichen. — Uns ist es der Keim zu unserem Worte himin-s, Himmel [2]).

---

[1]) Identisch mit sskr. vihâyas, von hâ-, gähnen.

[2]) Aehnlich in der altaischen Sprachenklasse, wo die Benennungen des Himmels zumeist auf die Bedeutung locus altus (sublimis) hinausgehen. Eingehendste Details in Prof. Schott's Abhandlung über einige Benennungen des Himmels in der altaischen Sprachenklasse im Monatsbericht der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzung vom 29. November 1855. Interessant ist noch, daß auch Frau Holle's Eigenschaft als Spenderin des Schnee's in den Cultus der Maria überging, die in Brüssel stets am 5. August als Maria ad nives, Notre dame aux neiges ihr Fest hatte. In einem bretagnischen Volkslied heißt es: Notre dame Marie, sur votre trône de neige! S. Grimm, Myth. 245.

Und gleichwie der Himmel gedacht ward und wird als die Wohnstätte der seligen Geister, als die Heimath des unsterblichen, gottentsprossenen Menschengeistes, zu der zurückzukehren nach beendigter Pilgerfahrt durch dies läuternde Erdenleben die heiße Sehnsucht des frommen Gemüthes ist, also ist hima auch der Grundkern unseres geweihten Wortes (ahd.) hême, heim, Heimath!

Ahnest Du, Deutschredender, welche unermeßliche Gemüthsfülle in der Tiefe unserer Sprache schlummert; packt es Dich nicht wie Offenbarung, wenn Du hineinschauest in diesen Wunderbau der Laute, die in fernen Jahrtausenden Himmel und Erde in einen süßen Klang zu verschmelzen wußten, der unsere irdische Heimath hinüberzog in die Gefilde des ewigen Lichtes, und den Himmel herabzog auf die Erde?

Und diese Auffassung ist nicht etwa eine gesuchte. Sie ist streng historisch; denn neben anderen gleich zu besprechenden Ausdrücken braucht der angels. Dichter für Himmel: ôdashêm (Hel. 96, 20), ûpôdashêm, 28, 20; 85, 21; d. i. Heimath der Glückseligkeit (Grimm, D. Myth. 782), welches hêm dem altnordischen heim-r (r ist Zeichen des Nominatives) entspricht in gladsheim(r) = Freudenheim, der Stätte, auf welcher der Himmel der gefallenen Helden Valhöll (Walhalla) erbaut ist (Grimm, 780).

Der angels. Volksstamm hat, wie wir eben sahen, das Wort hêm zwar für heim (engl. home), namentlich in recht vielen Ortsnamen auf ham[1]) verwendet, nicht aber zu gleicher Zeit für Himmel, für welches er hefen, heofen (engl. heaven) gebrauchte, das noch jetzt in Niedersachsen und Westfalen als hëben, heven, häven, häwen lebt, und welches Grimm (D. Myth. 662) von hëbhan, heben, im Sinne von greifen, fassen, also als das Allumfassende deutet.

Wir trauen den Angelsachsen alles Mögliche zu; aber daß sie, von deren begränztem geistigen Horizonte die Geschichte unwiderleg-

---

[1]) Eine Liste derselben in Dr. K. J. Clement: Schleswig, das urheimische Land des nicht dänischen Stammes der Angeln und Friesen, und Englands Mutterland 2c. Hamburg, 1862. S. 164—166.

lich Zeugniß giebt, und deren nächstes Wort für Himmel das echt heidnische sceldbyrig (Caedm. 283, 23), d. i. Schildburg, aula clypeis tecta, ist — war doch auch die Valhöll Odins als mit Schilden gedeckt gedacht worden — einer so abstrakten Auffassung des Himmels zur Zeit der Sprachbildung hätten sollen fähig sein, das vermögen wir nicht für wahrscheinlich zu halten. Auch leitet uns die Sprache selber ziemlich sicher aus diesem Labyrinth des Zweifels heraus, denn abgesehen davon, daß es noch dahinsteht, ob hëblan jemals den Sinn des allumfassenden Himmels wirklich abwerfen konnte, so führt Grimm selber (S. 661) neben hëben ein nëben an, das nur minder gebräuchlich war als jenes. Es war, als die ursprünglichere Form, eben dem Sprachgefühl schon mehr entrückt. Dürfen wir nun dieses nëben mit dem sanskritischen nabha, Luft, Atmosphäre, sichtbarer Horizont, Wolke, Regenzeit, zusammenstellen — und wir dürfen es getrost — so findet nëben durch dies nabha gradeso seine Erklärung, wie das slawische nëbo Himmel (abstrakt und konkret, durch alle Dialekte), wie das gr. νεφέλη, lat. nebula (wovon it. nebbia, span. niebla), und lat. nubes (wovon it. nube, fr. nue, nuage); wie das altnordische Niflheim(r), Nebelheim, die Unterwelt, und das deutsche Wort Nebel, als: Wolkenhimmel, Himmelsgewölbe.

Die einzelne Wolke wurde stets als eine ganz konkrete Erscheinung aufgefaßt: sskr. abda, jalada, die Wasserspenderin (und insofern sogar kośa, der Schatz), abhra, die Umherirrende; ambara, die Gehende, welcher letzteren Bedeutung das deutsche Wort Wolke, von walcan, angels. wealcan, wovon engl. to walk, gehen, sich vergleichen läßt, zu dem wieder das sskr. valg (sprich wak-), springen, gallopiren, stimmt, während das englische cloud auf die sskr.-Wurzel klu, sich bewegen, zurückgehen dürfte.

Das englische sky, Wolkenhimmel, aber, im Gegensatz zu dem abstrakten heaven, stimmt zu altnordischem ský, das mit sskr. sku, bedecken, schützen [1]), übereinstimmt, von welchem u. a. unser Wort

---

[1]) Benfey, Sanskrit-Glossar, 349.

Schuh als Fußschutz abstammt. Nach Prof. Pott [1]) wäre es besser von chhad, welches in chhâyâ, Schatten, liegt abzuleiten, gr. σκιά, gothisch skadus, angels. sceado, sceadu; aber auch scûva, scûa, von welchem ersteren das engl. shadow und shade abstammt, wobei folgende Mythe über die Entstehung des Schattens erwähnt sei: Der Sonnengott, sûrya, liebte seine Gemahlin suvarṇâ, die schönfarbige (Erde) gar zu feurig. Sie kann auf die Dauer seine Glut nicht ferner ertragen und verbirgt sich in die Gestalt eines Rosses, weshalb sie jetzt aśvinî (= equina) heißt. Sûrya aber dringt durch ihre beiden Nüstern ein und vermag sie dazu ihm ein Zwillingspaar zu gebären, die aśvinau, die indischen Dioskuren, die auf den handgreiflichen Dualismus in der Natur, wie Licht und Dunkel, Morgen und Abend, Tag und Nacht, Frost und Hitze u. s. w. hinweisen [2]). Hierauf flüchtet sie zum Himmel, wird zum Sternbilde und hinterläßt ihrem Gatten ein bloßes Trugbild von sich, chhâyâ, das seitdem die Sonne als Schatten überall begleitet.

So nähern wir uns denn dem Schattenreiche, dem Tartaros, dem Aïdes der Alten (nach Homer, einem finsteren Orte im Innern der Erde), der Hölle mit ihrer Glut und ihren Qualen, die Dante im Geiste seiner Zeit so unübertrefflich geschildert und die der niederländische Maler Peter Breughel († 1625) so characteristisch dargestellt hat, daß man schier glauben möchte, die indischen Vorstellungen seien ihm nicht fremd gewesen. Die indische pâtâla, gleichsam die Oberhölle, ist verschieden von einer anderen zweiten Unterwelt naraka, m. n., narikâ, f., offenbar von nara, Mann, narî, Frau, abgeleitet; somit scheint letztere etwa Menschenheim zu bedeuten, d. h. einen gleichgültigen Ort, wohin die gewöhnlichen Todten alle hinkamen. Die pâtâla mit ihrer erstickenden Schwüle, ihren Schlangen, Drachen und Torturen, mit ihrem Pâtpati, dem Höllenfürsten, und Nirṛiti, der Gottheit der Unterwelt, ist

---

[1]) Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indogermanischen Sprachen, I, 243. §. 184.

[2]) Näheres hierüber bei Max Müller, Vorlesungen u. s. w. II. 450 bis 481.

der Prototyp der mittelalterlich-christlichen Hölle, die in Europa während der Kreuzzüge durch die Bekanntschaft mit dem arabischen Orient wesentlich aufgefrischt wurde.

Unser Wort Hölle geht zurück auf halya (altnord. hel in Nifl-hel, Nebelhölle, Nebelwelt), dem später örtlich gefaßten Begriffe der Helya, der heidnischen Todesgöttin, welche nicht tödtete und quälte, wie es im späteren, christlich aufgefaßten kvölheim(r), Qualheim, geschah, sondern die strafbaren Todten nur in Empfang nahm und unerbittlich festhielt, die einzigen waffentodten Männer (vapnadauda vera) ausgenommen, die nach Valhöll gelangten. Wir stehen hier dem interessanten Faktum gegenüber, daß schon damals die germanische Kriegerkaste, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, — nicht zufrieden mit den reichen Bevorzugungen des irdischen Daseins, — sich auch noch einen besonderen Himmel geschaffen hatte, während alle übrigen guten und gerechten Menschen in den unterschiedslosen gimill, den naraka, narikâ der Inder, kamen.

Der Plural von halya : halir bezeichnet die Schatten der Unterwelt, in Indien des Reiches der Durgâ oder Kâlî (= halya), der Todesgöttin, der unnahbaren, deren Name abgeleitet ist von kâlâ, die Schwarze, der Tod, wovon noch heute in Hindustan kâl, der Todesengel.

Das lat. coelum, Himmel (wovon it. span. cielo, franz. ciel, von welchem letzteren wiederum engl. ceiling, Zimmerdecke) auch nur damit zusammenzustellen, widerstrebt uns aus jeder Rücksicht. Wir halten es für gr.-lat.-germ. urverwandt, das vielleicht, gleich dem gr. *κοῖλος*, hohl, mit welchem Pott es zusammenstellt [1]), von der Wurzel kar-, kal-, sich krümmen, wölben, wovon u. a. noch lat. curvus = *κυλλός*, gekrümmt, circus = *κίρκος*, Bogen, *κολωνός* = collis, Hügel, Halde u. a. abzuleiten sein dürften [2]).

---

[1]) Etymologische Forschungen, I. 27.

[2]) Vergl. Leo Meyer, Vergleichende Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache, I. 348.

Aus dem Himmel, dem Aufenthaltsorte der Seligen, der ewigen Heimath derer, die wir begleiten mit unserer Sehnsucht im lichten Jenseits, kehren wir jetzt heim in die irdische Wohnstätte, in die Heimath der Erdgeborenen, so lange sie schauen das rosige Licht, wo unsere Sehnsucht, unsere Liebe nicht minder lebt und die umwogt, die uns das Erdendasein zum Himmel machen, die in ihrer Friedensmission uns erscheinen als die lichten Boten, die Engel, einer schöneren, besseren Welt! Wir kehren heim auf den Schauplatz und Richtplatz unseres menschlichen Thuns, auf welchem Millionen Dramen täglich sich abspinnen, deren Form vergänglich, deren Inhalt aber — sich auf- und ausbauend der eine auf dem anderen — Das bilden hilft, was wir als die Wesenheit des Menschseins betrachten — den Geist der Humanität! Wir steigen auf die Erde!

Heilige Erde! Erstgeschaffene im Moment der Schöpfung, nach allen Sagen, die aus der Urzeit zu uns herübertönen! Urstoff unseres Leibes, aber durchhaucht vom göttlichen Odem, als das Werde uns in's Dasein rief, in die lichtumstrahlte Welt! Die Du uns trägst und nährest, Gerechte und Ungerechte, in ewig unermüdlicher Schaffenskraft und Mutterliebesstärke, und der wir denn auch — mit Deinen sinnestiefsten Blüthen geschmückt, unter Weihethränen — unsere Todten wiedergeben als heil'ge Saat, hoffend, daß sie entkeimen werde zu edlerem, besserem Sein!

Wer bist Du? Löse den Bann von Deinem Munde, stumme Mutter, und enthülle uns die Räthsel Deines, unseres Seins! Weihe uns ein in das Geheimniß Deines Wesens, gewaltige Sphinx, und vergönne uns, Deinen spätgeborenen Kindern, zu schauen in die Quellen Deines Ursprungs!

Doch — die Götter draußen sind und bleiben stumm! Nur der in uns lebendig waltende Gottesgeist spricht noch zu jeder Stunde zu uns durch das Gewissen und das Gefühl, als Geist des Wissens und des Empfindens! Und dieser Geist, der die Fackel der Erkenntniß über die dunkelste Vergangenheit schwingt und sie beleuchtet, der enthüllt uns auch die Räthsel Deines Seins, o Erde, und zeigt Dich uns, als Göttin verehrt von den ersten Menschengeschlechtern und gedacht als eine der umziehenden, einkehrenden Göttermütter,

von welchen das menschliche Geschlecht lernte die Geschäfte und Künste des Haushaltes und des Ackerbaues: spinnen und weben, säen und ernten!

Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich und — im Gegensatze zu dem sie umfangenden natürlichen Himmel — als gebärende, fruchtbringende Mutter aufgefaßt. Das bezeugte die Geschichte des sûrya und der suvarnâ, das bezeugt die des Zeus und der Europa, wie die Erdmutter Demeter in Böotien genannt wurde [1]).

Die gothische Benennung airtha hingegen (ahd. ërada, ërda, angelſ. eorđe, altnordisch jörđ, welches letztere noch streng mythologisch ist und Odins Gemahlin und Tochter zugleich bezeichnet) ist schon ein abgeleitetes Wort und geht zurück auf das im Wessobrunner Gebet erhaltene ero, hero, das, sowie das gr. ἔρα, das pers. gerd, das armenische ard, bestimmt zurückweist auf das Sanskritwort irâ, die Erde als Wachsende, von ṛidh-, wachsen.

Die römische Erdgöttin Tellus, woraus sich später tella, telra, und endlich terra entwickelte, aus welchem die neuromanischen Wörter terra, tierra, terre entsprangen, gehört daher nicht ganz in diesen tieferen Anschauungskreis, da dies Wort zurückzuführen ist auf das sanskritische tala, die Erde als Fläche, als bereits fertig Daliegendes (von trî, dreh-en, sich erstrecken), das sich noch in unserem Worte Teller erhalten hat, während der Cultus unserer Vorfahren uns von Erde noch das Wort Herd erhalten hat, das gleich dem altnordischen hlóđ, Glut, den Stammgrund der Wohnung, die Feuerstätte und den Altar der Familie bezeichnete [2]), nach welchem die nordische Göttin Hlôdyn, gothisch Hludana, ihren Charakter als Schirmerin der Feuerstätte lange beibehielt.

Die ausgebreitete Verehrung der zeugenden, nährenden Erde als Mutter hat viele Erinnerungen hinterlassen: als Dienst der Gäa — mit beigefügtem „Mutter" in Δημήτηρ, und ihrer Tochter

---

[1]) Im Namen der Ceres, für früheres Geres, „quod gerit fruges (Varro)," findet J. Grimm noch einen Hinweis auf Γημήτηρ.

[2]) Vergl. weiter hinten den Artikel: „Dorf und Stadt"

Rhea, Mutter der olympischen Götterfamilie; als Pyrrha, der Eva der Griechen, als der Göttin der rothen Erde, insbesondere Thessaliens, sowie der später mit ihr identificirten ops mater, d. i. der Erde Mutter, der Ceres und der Cybele.

So veranlaßte sie auch ohne Zweifel unter unseren Vorfahren aller Stämme mehrfache Benennungen, die noch deutlich zu uns reden. — Entspricht z. B. das lat. humus dem slaw. země, ziemia, zemlya, dem gr. χαμή, ägyptisch chämi, die schwarze Erde, Aegypten selber (als ganzes Land)[1]) als die Fruchterde der Thäler, so bezeichnet das gothische mulda (ahd. molta, altnord. mold) den streng materiellen Begriff der Erde als Staub und schlägt noch kräftig durch im Adjektive multerig; während das altsächsische Neutrum folda, altnord. fold, unser Feld, dem lat. tellus, nur ohne mythologischen Beigeschmack, entspricht.

Grus aber, angels. hruse, Erde, Berg, ist eng verwandt mit lat. crusta, Rinde, welcher Begriff wiederum in Rind(r), der anderen Gemahlin Odins, mythologische Gestalt annahm, wobei tiefere, bald zu erörternde Anschauungen mitgewirkt haben mögen.

Am ausgesprochensten tritt der Charakter der Mütterlichkeit hervor in den Nachrichten, welche Tacitus über die Verehrung der Erdgöttin Nerthus bei den Langobarden, Angeln, Avionen u. a. beibringt, indem er (im 40. Kapitel seiner Germania) sagt:

„Sie haben einzeln nichts merkwürdiges, als daß sie insgesammt „die Hertha, d. i. die Mutter Erde verehren und glauben, sie „wirke ein auf die Angelegenheiten der Menschen und ziehe um bei „den Völkern. Auf einer Insel des Oceans[2]) ist ein heiliger Hain, „darin ein geweihter Wagen, mit einem Gewande bedeckt; den darf „nur Ein Priester berühren. Der erkennt auch wann die Göttin „im Heiligthum ist; — und wenn sie von Kühen fortgezogen wird,

---

[1]) Näheres hierüber in meinem: „Die Sprache und ihr Leben." Offenbach a. M., 1868. S. 53 ff.

[2]) Muthmaßlich eine Oldenburger Insel bei der Stadt Heiligenhafen und beim ehemaligen See Siggen. Näheres bei Dr. R. Pallmann: „Die Pfahlbauten und ihre Bewohner." Greifswald, 1868. S. 154.

„folgt er mit großer Ehrfurcht. Dann sind Freudentage, die Orte „festlich, die sie ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt. Kein „Krieg wird dann unternommen, keine Waffe angerührt; alle eiserne „Wehr ist verschlossen; man kennt, man liebt nichts anderes denn „Frieden und Ruhe, bis derselbe Priester die des Verkehrs mit den „Sterblichen gesättigte Göttin in das Heiligthum zurückbringt. Als-„dann wird Wagen und Decke, und, will man es glauben, die „Göttin selber in einem verborgenen See gereinigt. Dabei dienen „Sklaven, die sofort der nämliche See verschlingt. Daher der ge-„heime Schauder, das heilige Dunkel, was Jenes sein möge, das „nur Todgeweihete schauen."

Das erinnert an den Dienst der Isis [1]), die — nach desselben Schriftstellers Zeugniß — auch von einem Theile der Sueven verehrt wurde [2]).

Im Indischen sind die Benennungen für Erde ziemlich zahlreich. Die Schöpfungskraft der Sprache war noch im Fluß; sie erhob viele Bezeichnungen bloß äußerlicher Kennzeichnung zum typischen Ausdrucke der Wesenheit, die von Jeglichem verstanden werden mußten und wurden, weil eben ein Jeder im lebenden Sprachwalten mitten drinnen stand. Auch hier gehen sie in den bezeichneten Richtungen auseinander, als materielle und mythologische. Sie sind zum Theil von großem Interesse, da sie uns die Basis liefern für die mancherlei bereits erwähnten Anschauungen, und uns einen tiefen Blick in die Sprachgestaltung selber gewähren.

Konkreten Inhaltes ist zunächst der Ausdruck urvî (eigentlich fem. von uru, breit), die Erde als die Breite gedacht, sprachlich gleich der griechischen (aber mythologischen) Ῥείη, Ῥέα. — Dasselbe bezeichnet der Ausdruck pṛithivî, das aber auch schon mythologische Bedeutung annimmt und von den bei der Bibelüber-

---

[1]) Nach der zu Tanis, dem jetzigen Sân, im April 1865 von den Herren Lepsius, Weidenbach, Reinisch und Rösler gefundenen zweisprachigen Inschrift „bekleiden die Priester die Götter mit ihren heiligen Gewändern."

[2]) Pars Suevorum et Isidi sacrificat. Unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi; nisi quod signum ipsum, in modum liburnae figuratum, docet, advectam religionem. Tac. Germ. IX.

setzung mitwirkenden Brahmanen gebraucht wurde, um die Erde der Genesis wiederzugeben, in:

âdita îśvara âkâśaṅ pṛithivîṅ cha sasarja
am=Anfange der=Herr den=Luftraum die=Erde und erschuf.

Beide repräsentiren die im römischen Worte tellus erhaltene räumliche Anschauung der sich weithinerstreckenden. — Als die geduldige, die Dulderin, also abstrakt, erscheint die Erde in kshmâ, kshamâ, erweitert in kshamâtala, die geduldige Tellus, der alles duldende Erdboden. In kshiti, die Vernichtung, hingegen wird die Vergänglichkeit ihrer Erscheinung für den menschlichen Sinn ausgedrückt, während nicht weniger denn fünf Ausdrücke die Segnungen ihrer Wirksamkeit preisen, als vasudhâ, vasuṅdharâ, die Reichthum tragende; dharaṇi, dharitrî, schlechtweg die Tragende, und vasumat, die mit Reichthum Versehene.

Als herrschende Göttin aber erscheint sie in aditi, das (nach Roth) auch Ewigkeit bedeutet, deren Kinder, die âdityas, die Vorrechte einer bestimmten Götterklasse genießen, und welcher der große Himmelsgott Indra (= Jupiter) selber angehört.

Dogmatisch wird die Erde erläutert (im 5. Brâhmaṅam des 2. Gesanges, Buch XIV, des weißen Yajur-Veda) als eine der Welt=Essenzen, wie folgt: „Diese Erde ist die Essenz (madhu) „aller Wesen, und alle Wesen sind die Essenz dieser Erde; der in „dieser Erde befindliche, aus Glanz gebildete, unsterbliche Geist „(purusha), sowie der über dem Körper stehende, aber mit dem= „selben bedeckte, aus Glanz gebildete, unsterbliche Geist — ist der= „selbe wie der höchste Geist; er ist das Unsterbliche, er ist das „Brahma, er ist das All!“ [1])

Einzig in ihrer Art erscheint die Auffassung der Erde als go, Kuh; und da diese Anschauung sowohl in der Europa=Sage als auch im Hertha=Cultus noch ihren Ausdruck fand, ja selbst in der vorerwähnten nordischen Göttin Rind(r) als Rind durchklingen dürfte,

---

[1]) Vergl. H. Th. Colebrooke's „Abhandlung über die heiligen Schriften der Indier.“ Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ludw. Poley. Leipzig, Teubner. 1847. S. 167.

so wird es sich verlohnen ihr für einen kurzen Augenblick unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Kuh war des seßhaft gewordenen Inders größter Reichthum; Reichthum und Kühe identisch; Indra ein großer Gott, weil

„der Donn'rer, der, was Hörner trägt, gebändigt,
„der ist fürwahr der Menschen rechter König,"

und „du herrschest über Kühe, Held, und Opfer!" [1])

Das Opfer selbst bestand vornehmlich aus frischer Milch, sowie aus Butter, um rasch eine helllodernde Flamme zu erzeugen. Die Bitte im Vater-Unser: „Unser täglich Brod gieb uns heute!" lautete also in jener Urzeit : Indra, gieb uns Kühe! [2])

Die Kuh, welche dem, der sie treulich wartet, von selbst ihre Milch gewähret (pradugdhe), ward so zum Bilde der spendenden Erde, und je geheiligter allmälig die Kuh wurde, desto sinnvoller ward auch das sie bezeichnende Wort go, das nunmehr eine ganze Stufenleiter der abstraktesten Nebenbedeutungen durchlief.

Die Kuh war das erste eingestallte Thier; goshṭha, der Kuhstand, Kuhstall, bald Stall für alle Thiere, wie in aśvagoshṭha, Pferdestall (eigentl. Pferde-Kuhstall), und endlich Aufenthaltsort der Thiere überhaupt, wie sinhagoshṭha, Löwenschlucht (eigentl. Löwen-Kuhstall). — Der Stall barg die Heerde, welche durch das Wort go-arṇas sehr schön als Kuhmeer bezeichnet wird. Der Heerdenstall, gokula, bezeichnet aber auch gleichzeitig bereits den Tempel des krishṇa, d. i. des Vischnu als Gott der schwarzen Fruchterde, dem man eben einen geweihteren Ort nicht anzuweisen wußte. Der Besitz von Kühen verlieh Ansehen. Ein Hauswesen, das eine gotrâ, f., einen Kuhstamm, besaß, ward selber zum gotra, n. zum Stamm, zur edlen Familie [3]); ein gotraja, m. ein im Stamm Geborener, der Ausdruck für Verwandter über-

[1]) Hymnen aus dem Rig-Veda, bei Hoefer: Indische Gedichte, I. 14 ff.
[2]) Hymne an Indra, X, bei Coolebrooke, S. 91. Vers 8.
[3]) Näheres über das gotra bei George Small: A Handbook of Sanscrit Literature, with appendices descriptive of the mythology, castes and religious sects of the Hindus. London, 1866. S. 31—33.

haupt. Der Schützer seiner Kühe, gopâla, eigentlich also der Kuhhirt, ward gleichbedeutend mit König, und daß darüber ja kein Zweifel sei, sogar noch in einem zweiten Worte gobhuj! — Gopura (pura = πύλη), eigentlich Kuhpfeiler, Kuhpforte, Eingangspfosten für den Stall, gewann die Bedeutung des geräumigen Einganges überhaupt, und ward so zum Thorweg, Thor, Stadtthor. Ja, den Begriff Gegend und des in die Augen fallenden Gegenstandes, des Objektes überhaupt, finden wir ausgedrückt in jener Urzeit durch gochara, d. i. etwa Kuhwandel, Kuhbahn! Und selbst die göttlich verehrten Maruts, die Winde, erhielten den Beinamen gomatṛi, die Kuh (hier natürlich die göttliche Erdkuh), als Mutter habende!

Vor solcher Triebkraft der schöpferischen Sprache stehen wir heute in staunender Ehrfurcht, wir, die wir von Kindheit an unsere Gedanken und Empfindungen fesseln müssen an Laute, deren Urbedeutung uns nicht mehr erschlossen ist, aus denen nur selten eine Ahnung der Wesenheit, die sie bezeichneten, zu unserem Verständnisse heranklingt; — Laute, die streng genommen, meist eben so viele algebraische Zeichen sind, die zu gebrauchen, mit Meisterschaft zu gebrauchen, Gewohnheit, Sitte und Erziehung uns zwar lehren, deren geheimnißvollen Zauber aber zu ahnen nnd tief zu empfinden uns erst aus dem strebenden Nachfühlen der geistdurchhauchten Worte unserer Denker, der sinndurchwebten Weisen unserer Dichter gelingt. Sie, die unser dürftiges Dasein durchduften und umschönen mit dem Gotteshauch ihrer geweihten Offenbarungen, die in die trübsten Seelen den Sonnenschein der geistigen Erhebung, in das gramdurchfurchtete Herz den Samen des erwärmenden Trostes streuen, die unsere Freude heiligen, unserem Schmerz Weihe geben, die uns emportragen in zitternder Andacht auf die Höhen menschheitlicher Verklärung, die uns die Erde zum Himmel machen, — sie sind es auch, deren Sprüche den Lautgebilden der heimischen Rede, in Klang und Sinn, jenen Zauber des Durch-die-Seele-Klingens verleihen, der uns später so oft bei einem Worte, bei einer Lautgruppe ergreift, deren erstes Berühren unserer Empfindungssaiten eine neue Welt vor uns und in uns erschloß und der nun über unser Herz

dahingeht, wie das leise Streichen der Aeolsharfe, wenn ihre Accorde erbeben im Hauche des Nachtwindes!

So will denn auch ich einem Dichterfürsten einige Worte entleihen, um diese trockene Skizze wenigstens am Schlusse zu umrauschen mit einem Hauch der Poesie, der — zum Ersatz für unwiederbringlich verlorenes Verständniß der Worte — uns hinanträgt auf die Höhen des gegenwärtigen Empfindens:

Der Himmel ist, sagt **Rückert**, der tiefe Kenner des indischen Alterthumes,

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
ein großer Brief von azurblauem Grunde,
der seine Farbe hielt bis diese Stunde,
und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
geheimnißvolle Schrift aus Gottes Munde;
allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
dann liest das Auge dort in tausend Zügen
nichts, als nur *eine* große Hieroglyphe:
„Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!"
Nichts, als dies Wort, — doch das von solcher Tiefe,
daß kein Verstand kann der Auslegung g'nügen.

II.

Gott und Mensch.

Eine ethnographisch-etymologische Skizze vom indogermanischen Standpunkte aus.

(Vortrag gehalten zu Frankfurt a. M. am 4. März 1867.)

„Am Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Und die Erde „war wüste und leer, und es war finster auf der Tiefe. Aber der „Geist Gottes schwebete auf dem Wasser. Und Gott sprach: Es „werde Licht! Und es ward Licht. Und Gott sahe, daß das Licht „gut war. Da schied Gott das Licht von der Finsterniß, und nannte „das Licht Tag und die Finsterniß Nacht. Da ward aus Abend „und Morgen der erste Tag."

Diese in den ersten fünf Versen der Genesis niedergelegte Anschauung der semitischen Hebräer über die Weltschöpfung, enthält mehrere Sätze, die genau mit den Uranschauungen der indogermanischen-Urvölker zusammenfallen, und die — wenn das heute unsere Aufgabe wäre — als ganz besonders geeignet erscheinen dürften, den asiatischen Ursprung derselben in's vollste Licht zu setzen; denn daß die Aegypter, deren Weisheit kennen zu lernen später auch Dem vergönnt war, dem die Hebräer ihre ältesten Gesetze (thora) zuschrieben, daß diese aus Asien stammen, ist heutzutage ja wohl eine so erwiesene Thatsache, daß in irgendwelches Detail hierüber einzugehen für den vorliegenden Zweck als müßig erscheinen dürfte.

Diesen gemeinsamen Traditionen zufolge — die nur in Einzelnheiten abweichen — finden wir also am Anfange einen weltschaffenden Gott, der als Geist über der Tiefe schwebt, und der durch sein mächtiges Werdewort das Licht ins Dasein ruft. Die Uranschauung der ersten Menschen konnte also nicht umhin die Existenz Gottes mit der des Lichtes sich als so unzertrennlich zu denken, daß der nächste Schöpfungsakt nach der Erschaffung der Materie selber, das Licht (jyotis von jyut, aus dyut, leuchten, glänzen) über die Welt hervorrufen mußte aus dem Schooße der Urfinsterniß, daß aus dem Dunkel der Nacht, der geheimnißreichen Tochter des weltumgähnenden Chaos, aus Abend und Morgen, empordämmerte — der erste Tag!

Was Wunder, daß dieses Licht im Uranfange des selbstbewußten Menschen- und Völkerlebens, ungezählte Zeiträume vor der Epoche, in welcher es dem späteren Befreier der Hebräer aus der ägyptischen Knechtschaft, Bedürfniß war Das niederzuschreiben, was er bei den Priestern der Aegypter über das Wesen der Gottheit und den Ursprung aller Dinge gelernt, was er gelesen hatte in der Geheimschrift der ägyptischen Weisen, den mystischen Hieroglyphen, und das dem Verständnisse des Volkes absichtlich schon so lange entrückt war, — was Wunder, daß dieses Licht in der Urperiode unseres Stammes den Menschen als die Gottheit, als Gott selber erschien!

Kaum reicht unser gegenwärtiges Empfinden hin, uns das Grauen auszumalen, das unsere Urväter befallen mußte, wenn die Lichtvernichterin (kshapâ), die blindmachende Nacht (andhakâra) über sie hereinbrach und sie allen Schrecknissen der Finsterniß preisgab; — in jenen Gegenden, wo nicht nur die größten wildesten Thiere heimisch waren und sie bedrohten, sondern wo sie auch zu kämpfen hatten gegen die rohen, auf sehr niedriger Stufe des Menschenthums stehenden Urmenschen, die sie bei ihrem Herabsteigen in die Gefilde Indiens vorfanden, ausgerüstet mit nur geringen Mitteln der Abwehr und des Schutzes. So harrten sie denn schweigend und voll Furcht dem Ende jeder Nacht entgegen!

Da dämmert der erste Schein der alles netzenden (odatî), weißfarbigen Morgenröthe (arjuna) am fernen Rande des Horizontes

empor, und am Himmel, dem dunkeln Pfade der Gestirne (nakshatrapatha), durch die Luft, die durchsichtige (antariksha), erzittern leuchtend die ersten Strahlen des Lichtes, empor über die himmelanragenden Erdfesten der wunderbar großartigen Alpenwelt des Himâlaya, die in ihrer Unermeßlichkeit dem Menschen erschienen als die chakravâla, der Riesenweltenkranz, als die Gränze des Lichtes und der Finsterniß.

Und diese Goldstrahlen der Morgenröthe, zurückgespiegelt von den krystallenen Gletscherkronen der Riesenkuppen jenes Wundergebirges, des größten der Welt, berührten die Herzen der wie neu Geborenen, gleich einem linden Gotteshauche, daß sie wiedertönten wie Memnon's Säulen, und sich beugten in Demuth und Verehrung vor jener hehren Leuchte, die nun emporsteigen sollte in Majestät und Herrlichkeit, Licht, Wärme und Segen zu spenden aller irdischen Kreatur! Einem sieghaften Gotte gleich, der die Schrecken der Nacht, die die armen Sterblichen gepeinigt, niedergeworfen hat und nun aufsteigt, um in lichter Glorie seine Himmelsglanzbahn zu durcheilen! Und das bebende Herz überströmet in Lauten des Dankes gegen jenen wesenhaften Glanz, div, der den Erdgeborenen erscheint als das leibhaftige Glanzwesen, deva, als ein Gott, devas, der dahinziehet im Glanzraume, dyaus, — und des Dankens, Preisens und Anrufens ist kein Ende.

Man muß sie gelesen haben, die Vedas, diese ältesten Urkunden der Denkart des indogermanischen Geistes nicht nur, sondern vielleicht des Menschengeistes überhaupt, um inne zu werden, welch' fromme Glut kindlichster Gottesverehrung sie durchströmt:

„Empor hebt sich der Strahlenglanz der Sonne," [1]

so beginnt eine dieser uns erhaltenen Vedahymnen,

„Erglänzend wie des Meeres Silberfluten,
„Zu ebnen und zu bahnen rings das Weltall —
„Da ist sie, majestätisch, die Maghôni!" [2]

[1]) Nachstehende Strophen, im Auszuge, nach A. Hoefer, Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen, 2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1844, auf die wir hiermit verweisen wollten.

[2]) fem. (neben maghavatî) von maghavan, mächtig, reich, das als subst. masc. auch ein Beiname des Indra ist.

„So hehr erscheinst Du, breitest aus Dein Leuchten;
„Der Glanz der Strahlen flieget auf zum Himmel; —
„Enthülle denn Dein lauterprangend Antlitz,
„Du Göttin Morgenroth, gehüllt in Strahlen!

„Dahin fährt sie, auf goldnem Strahl getragen,
„Die leuchtende, die hehre, weitgefeiert;
„Dem Heros gleich, deß Pfeil verscheucht die Feinde,
„Scheucht sie im Nu der Finsternisse Schatten.

„Du, Unbesiegte, wanderst durch den Aether;
„Du, hehre Himmelstochter, bist die Göttin,
„Die laut're, die im Frühgebet wir feiern!
„O spende, Morgenröthe, was wir flehen!

„Wenn Du erscheinst, verlassen Mensch und Vögel
„Die Wohnung, um der Nahrung nachzugehen. —
„Dem sterblichen Verehrer, der genahet,
„Dem spendest Du, o Göttin, reichen Segen!"

Und gar bald vertraut er ihr auch sein Leid und bittet:

„O Güt'ge, nimm die Blässe mein,
„Und nimm mir auch mein Herzeleid!"

Und nun er selber gar emporgestiegen ist, dem die Morgenröthe als lichte Himmelstochter voraufgegangen, die Fackel des Lichtes zu schwingen über die dunkele Welt, — er, der erhabene Strahlenwerfer, der die zeugende und belebende Wärme überall hin verbreitet, — da empfand die jugendliche Seele des Menschen ihn nur als den Sonnengott und wußte ihn nicht genug zu preisen unter jeglichem Namen. Als Mitra (Freund) flehet er ihn an:

„Auf deinen Pfaden, Herr, auf diesen nahe,
„Und schütz' uns, Herr, und gieb uns deinen Segen!"

Als Agnis (Gott des Feuers) erhebt er ihn in festlich frommem Hochgebet:

„Des Himmels Haupt, der Erde Nabel, Agni!
„Des Himmels wie der Erde Lenker bist Du! —
„Was in den Bergen, Kräutern, in den Meeren,
„Im Menschen ist, deß Allen bist Du Herrscher! — —
„Schütz' durch Erkenntniß uns vor aller Schuld,
„Und mach' uns wahr zum Handeln und zum Leben! —

„Vor Mördern, die nicht Opfer weihn,
„Vor wilden Thieren schütz' uns, Herr,
„und vor dem Feind,
„Der unser Leben stets bedroht
„Und der Dir keine Gabe weiht!"

Offenbar sind damit die Ureingeborenen gemeint, die auch sonst noch als Diebe dem Zorne des Sonnengottes empfohlen werden.

In den Kreis solcher Anbetung und Verehrung traten bald neue „Gabenspender"; so Vayu, der gedankenschnelle Weher Wind; so Varuṇa oder apâṅpatir, der Gott des Wassers, welches letztere

„Für jedes Uebel Arzenei, —
„Das unsre Kühe sättiget,
„Das unsern Leib genesen macht
„Und von uns nimmt der Sünde Fluch" —

und so gar bald jene stattliche Reihe von Göttern und Göttinnen, die wir, im Geiste jener ersten, frühesten Zeit menschheitlicher Entwickelung, wohl nur als eine kindliche Verehrung der Elemente ansehen dürfen.

Wie Recht hat Grimm, der mit keuscher Hand alles zusammengelesen hat, was unser altgermanisches Heidenthum betrifft, wenn er sagt [1]:

„Vielgötterei ist, bedünkt mich, fast überall in bewußtloser Un„schuld entsprungen: sie hat etwas Weiches, dem Gemüthe Zu„sagendes, denn sie ist duldsam und freundlich. Wer nur Himmel „oder Hölle, Gott oder Teufel im Auge hat, pflegt überschwänklich „zu lieben und hart zu hassen." „Niemals," sagt er an anderen Stellen, „niemals war das Heidenthum (d. i. die Verehrung der „Naturkräfte) aus der Luft herabgefallen; es wurde undenkliche „Zeiten hindurch fortgetragen von der Ueberlieferung der Völker — „die Götter als Himmel, als Väter; die Göttinnen als Erde, als „sorgende Mütter; — bis, als der Geist sich sammelte, es zurück„kehrte zu der Form, von welcher, wie wir eben gezeigt haben, es „ausgegangen, zum Monotheismus, der Form, die, wie sie die

[1]) Deutsche Mythologie I, XLV—VI.

„ursprünglichste war, aus deren Schooß dem kindlichen Alterthume „sich leicht die Vielgötterei entwand, und die der Vernunft die an„gemessenste, der Gottheit die würdigste ist. Zuletzt aber beruhen „muß es, dies gottsuchende Heidenthum, auf geheimnißvoller Offen„barung, die sich vergleicht dem Wunder der Sprache, der Schöpfung „und der Fortzeugung des Menschen.“ (D. Myth. XLIV—VII.)

Dieses mit der Sprache und dem sinnigen Empfinden dem Menschen anerschaffene Offenbarungs-Verständniß, dieses Aufgehen des inneren Gefühles in dem ewigen Weltengeiste, das dem Neugeschaffenen mit seiner Menschwerdung gleichsam „einen Blick ver„gönnte in die Tiefe seines eigenen Seins und ihn dadurch für immer „rückte aus der Kette der sterblichen Wesen und ihn in Verbin„dung setzte mit der unsichtbaren Welt,“ [1]) dieses Suchen nach dem „Gabenspender,“ dem „reichen Herrn der Schätze,“ wie die alten Inder ihn anrufen; -- dieser Drang ihn zu verehren, zu schauen und sichtbar anzubeten; dies überschwänkliche Dankgefühl der ersten Menschen, angesichts der holden Gaben, die er im fühlenden Herzen trug vor allen anderen Geschöpfen, und des Schutzes und der väterlichen Fürsorge, die ihn täglich neu umringte, als er sich selbst zu schützen und für sich zu sorgen noch so unzureichend vermochte — sie brachen hervor aus dem Herzen, diese Gefühle, in lauter Dankbarkeit und riefen die Gottheit herbei zur Theilnahme am irdischen Freudenmahle, am Besten von Allem, was ihnen die Erde bot.

Den tausendäugigen Himmelsgott Indra, dem unser Donar sich vergleicht, „den ersten aller Götter,“ der „mit goldenen Händen dem treuen Opferer Schätze reichlich spendet,“ rufen sie herab zum Genusse des heiligen Somatrankes [2]), der „berauschend reinigt die Befleckten“ und flehen ihn an:

„Allweiser, Leiberhalter Du,
„Die beste Gabe bringe Du
„Den Göttern zur Erhaltung dar,“

---

[1]) Fr. Schlegel, über die Sprache und Weisheit der Inder. Heidelberg, 1808. S. 105.

[2]) Der aus der Mondpflanze, sarcostema viminalis, gepreßte heilige Trank.

bitten ihn also auch den übrigen Göttern davon mitzutheilen, freilich stets nicht ohne einen Anflug von Selbstinteresse.

Ihn, den mächtigen König des Flüssigen und des Festen und der gehörnten Thiere (des Reichthums der Menschen); ihn, dessen Hand den Blitz trägt und dessen Größe selbst des Himmels Wölbung überragt, der das All umfaßt wie das Rad die Speichen, ihn preisen die Hymnen der Erstgeborenen in wahrer Jubelfreude:

„Du immer würd'ger Gott, o nah'
„Du siegesreicher Indra, uns!
„Mach', daß uns langes Leben sei,
„Gieb Segen der Nachkommenschaft
„Und spende Reichthum uns in Füll'; —
„Deß Hand den Donner schwingt, der scheuch'
„Todbringende Dämonen fort,
„Den bösen Feind und jedes Weh!
„Und nimm denn auch von uns hinweg
„Das Laster und die Sünde, Herr!"

Bis zum Pathos der Psalmen aber erheben sich die Hymnen zur Weihe des Somatrankes (Trankopfers):

„Nicht preiset einen andern Gott,
„Ihr Freunde, außer Indra, je!
„Singt Hymnen ihm und wieder ihm,
„Preist ihn, der grimm im Zorne ist, —
„ein toller Stier,
„Der seinen Feind besiegt und straft;
„der auch verzeiht
„Und schützt, und neu belebt, was lebt!
„Und unsre Stimmen heben sich,
„Die süßen, klangvoll himmelwärts, —
„Im Feierlied erheben laut
„Sie Dich, den Allumfassenden!
„O laut'rer Gott, Erfreuer Du,
„fließ rein herab,
„Unsterblichkeit uns zu verleihn!"

Heiliger Chor der Erstgeborenen! Wie Seraphimgesang tönt Euer Lied in unsern Herzen nach! Wie stieg er auf, der Klang der heißen Sehnsucht, zum Ewigen, dem Geber alles Guten, aus tiefstem Born der jungen Menschenbrust! hoch in den Aether lichten Morgen-

rothes! Welch heil'ges Grauen der Andacht hat zuvor nicht Eure junge Seelen erst durchbebt — welch Ringen nach dem Ew'gen hat das Herz Euch warm durchpulst, bis hell die Sprach' erklang zum Preise Dessen, den ihr bang gesucht!

Ein Schritt weiter — und der ewige Geist, das unendliche Ich, der alleinige Gott, steht als Brahma, als erhabene, alles durchdringende, leitende Weltseele vor ihrer inneren Erkenntniß, „den zu preisen die alten Schriften der Inder voll sind von Sprüchen und Ausdrücken, so würdig, klar und erhaben, so tiefsinnig und bedeutsam, als menschliche Sprache nur überhaupt von Gott zu reden vermag“ — und noch ein Schritt, und der Glaube an die eigene göttliche Urkunft und an die Unsterblichkeit der Seele ward zu so klarer, fester Gewißheit, daß der Gedanke an das andere Leben herrschender Bestimmungsgrund wurde für alle Handlungen in diesem [1]).

So stehen wir denn bereits vor der Verehrung eines inneren, alles erfüllenden, unsterblichen Geistes, der da war seit ewigen Jahren, der da ist und morgen sein wird [2]); vor dem subjektiven îsvara, dem Herrn und Beherrscher der Welt, objektiv erfaßt als der Alldurchdringer, Allumfasser, âtman, der Athem, der lebendige Geist, der Innerste, Höchste; den wir viel später wiederfinden nach der von Prof. Brugsch mitgetheilten ägyptischen Inschrift am Tempel der Neith, der unwandelbar fortschreitenden Ewigkeit [3]), der einzig Unbegrenzten, die mit ihrem Weberschiffe die Zeit abspinnt und mit ihr die Geschicke der Menschen, als den nuk-pu-nuk, „ich-bin der ich-bin!“ und den abermals späteren Jehvah (wie Brugsch liest) oder Jehovah der mosaischen Urkunde, „der da

---

[1]) Eingehendes hierüber in H. Th. Colebrooke's Abhandlung über die heiligen Schriften der Inder, S. 107-141; ferner in Fr. Schlegel bereits angezogenem Werke, S. 89—156.

[2]) Siehe Kâthaka Upanishad, bei Colebrooke, S. 124—148.

[3]) Dr. Georg Ebers bemerkt hierzu in seinem schönen Werke: „Eine ägyptische Königstochter,“ Bd. III, Anm. 80, S. 282, daß sie häufig mit dem Weberschiffchen abgebildet sei und man ihren Namen nur selten ohne die Hieroglyphe finde, welche das Weberschiff darstellt.

war, ist und sein wird," als den, dem im Westen vom Urheimsitze der Alten der Gesang der Priesterinnen zu Dodona galt, zu Ehren der Allmutter Erde Ge, Gaïa, die in Verbindung mit dem befruchtenden Himmelsgotte Zeus verehrt wurde, wenn sie sangen:

„Zeus war, Zeus ist und Zeus wird sein!
„O größester Gott Zeus! Früchte spendet die Ge;
„Drum nennet Mutter die Gaïa!"

Zeus aber (im Genitive Diós) ist nichts Anderes, als der indische dyaus, der Glanzhimmel, den die Griechen zum höchsten, mächtigsten Gotte des hellenischen Gesammtvolkes erhoben hatten, dessen Sitz der Lichthimmel (ὁ οὐρανὸς τοῦ κόσμου τὸ ἄνω, θεοῦ οἰκητήριον ἐστι), dessen Waffe der Blitz, dem alle Licht- und Lufterscheinungen unterthan sind, dessen Werk die Ordnung der ganzen Natur ist, der mit Einem Worte waltet über Himmel und Erde, der den Staat und die Familie beschützt, und daher denn auch nach der Sitte aller Urvölker als ἕρκειος und ἐφέστιος, d. i. als Hausschutzgott, in der Mitte jedes Hofes einen Altar erhielt, wo das heilige ihm geweihte Feuer von den Vorfahren übernommen und unterhalten wurde vom Hausvater, dem Priester der Familie, der es wiederum seinen Nachkommen hinterließ als theuerstes, heiligstes Vermächtniß. So das heilige Feuer der alten Inder, das gârhapatya, das da brannte auf dem Kuṇḍa, der Feuerstätte, nach welcher noch heute so viele Städte, ja Landschaften ihren Namen führen, wie Rohilkhaṇḍa, Bandelakhaṇḍa, als erste, geweihte Opferstellen. So die heilige Flamme der Vesta [1]).

Zeus, der griechische Nationalgott, aber ist kein anderer als Dyaus-Indra, an dessen Cultus sich ebenfalls alle indischen Stämme betheiligten, während das von Zeus, dem gr. Nationalgotte, abgeleitete ὅ Θεός, Gott, ἡ Θεός, Göttin, den besonderen, landschaft-

[1]) Eingehende Details über die Bedeutung des Feuerkultus als Basis der Familie und des Staats im folgenden Artikel Dorf und Stadt. Auch in Fr. Schlegel, Weisheit der Inder, S. 125 ff.

lichen, persönlichen Gott bezeichnete, der auch von den inzwischen auf der Weltbühne erschienenen Römern angenommen und verehrt wurde als der allen italischen Stämmen gemeinsame Deus, noch heute lebend in den romanischen Benennungen sp. deos, it. dio, iddio, fr. dieu 2c. — während die Ableitungen hiervon: divus, diva, Gott, Göttin, speziellere Funktionen übernehmen, und ihrerseits das Adjektivum divinus, fr. divin, göttlich, abwerfen, aus welchem erst wieder der Begriff der Gottheit für die jüngeren Völker als sp. divinidad, it. divinità, fr. divinité, engl. divinity, erschlossen werden konnte, da auch im Engl. godhead bereits in das Gebiet des Poetischen, d. i. aus der Sprache des Volkes entrückt war.

Das Andenken an den Götterherrn oder Göttervater, indisch devapatir, gr. Jupiter (verkürzt aus Dyupitar, der Herr des Lichtes und des Tages), lebte aber auch bei den Römern noch lange fort in Dīespĭter, des Tages Herr, dessen erster Theil dies (für dives), der Tag, noch durchklingend im gr. ἡ εὐδία, schöner Tag, aus derselben Quelle stammt wie deus, dieu, ja wie unser Wort Tag, althochd. tac, dag, altnordisch dag; denn beide, dies und dag, stammen vom indischen dyu, Verkürzung von div-a-sa (genau: dieser Lichtglanz), aus welchem noch indisch dahan und das gebräuchlichere ahan, heute, abgeleitet sind. Das französische au-jour-d'-hui enthält den Begriff Tag gar zweimal; denn jour, it. giorno, gleichsam am Tage, entwickelte sich aus dem lat. diurnus, Adjektiv von dies; hui aber ist lat. hodie, Contraktion von hoc die, an diesem Tage, so daß das Ganze in etymologischer Uebersetzung lautet: während der Lichtstunden des gegenwärtigen Tages. Daß auch den Römern Licht für Tag galt bekundet das allbekannte felix et faustum sit lumen hinreichend. Div also, strahlen, glänzen, ist der Stamm von devas, Θεός, Zeus, Deus, Dieu, sowie vom Namen des germanischen Himmelsgottes Zio oder Tius (dessen wahrscheinlicher Plural tîvar im Altnordischen schon Götter und Helden bezeichnete [1])), des keltischen dia, duw, des litthanischen dewas,

---

[1]) Grimm, D. Myth. XVII, 176.

dews, lettisch dews, altpreuß. deiws [1]), sowie von Dis, Genitiv ditis, dem Pluto, dem Gotte der Unterwelt und Wächter der Schätze dives, der funkelnden Gaben, die als divitiae, Reichthümer, der Gegenstand so vieler heißen Wünsche, so großer Verehrung waren und sind, vom Anfange an, während in diesem Sinne die slawische Ursprache noch ableitete diewa, die reine (leuchtende) Jungfrau, als höchsten Schatz der Liebe. — Das Altpersische hingegen verwendete, nach dem Abfalle vom indischen Urglauben durch Zarathustra (Zoroaster) naturgemäß den Stamm dev zur Bezeichnung des geraden Gegentheiles, nämlich der schwarzen Fürsten, deren sieben unter Angramainyus (Ahriman) standen, gerade so wie das deutsche Teuf-el, ahd. tiuf-al, diuf-al, altnordisch difv-al (goth. = lat. diabolus, gr. *διάβολος*), auf denselben Stamm zurückweiset.

Bei der unendlichen Fülle von lautlichen Bezeichnungen aber, die den Ersten unseres Stammes zu Gebote standen (für Sonne finden sich beispielsweise 275 Wörter im Sanskrit, für Mond 214 [2]); für König zählte ich 56; für Frau 41; für Elephant

---

[1]) Vergleiche die schönen sprachlichen Zusammenstellungen hierüber bei Adalbert Kuhn: Die herabkunft des feuers und des göttertrankes. Berlin, 1859. S. 2—3. Der gelehrte Herr Verfasser sagt daselbst: „Bei den Slawen hat, so viel mir bekannt, das einzige Serbische in dem Worte diw, gigas eine Spur des Wortes übrig behalten.“ Das giebt auch Miklosich an. — Es gehört aber noch folgendes hierher: díwo, sn. das Wunder; díwnyĭ, adj. wunderbar, schön, seltsam (vergl. die schöne Erklärung der Verben diwíti, udiwljátissja in der „Historischen Grammatik der russischen Sprache“ von Prof. Bußlajew, Moskau, 1863. II. 15); — ferner altslaw. díwik, serb.-illyr. divji, russ. dikiĭ, wild, und Ableitungen, sowie endlich den mythologischen Unglücksvogel diwŭ in Igor (Lied vom Heereszuge Igors gegen die Polowzer, ältestes russisches Sprachdenkmal aus dem XII. Jahrhundert, im Urtexte mit Commentar, Grammatik, Glossar und einer metrischen Uebersetzung, von A. Boltz, Berlin, 1854), von welchem es Gesang VII, Vers 33, heißt:

Ushe tressnu nushda na wolju,
Ushe wrŭshessja diwŭ na śemlju;
Noth brach ein wo Freiheit herrschte,
Und der Diw hüpft' auf die Erde.

[2]) Siehe C. Schütz: Fünf Gesänge des Bhatti-Kâvya, Bielefeld, 1837, S. 18—24.

16; Berg 12, Auge 11, Baum 10 und selbst für Sehnsucht 4!), waren sie auch für die Bezeichnung des höchsten Wesens an den einen Ausdruck nicht gebunden, vielmehr finden wir im Indischen neben deva, devatâ und daivatâ, Lichtsubstanz, noch die Wörter divishṭha, im-Himmel-Wohnender; tridivaukas, die-drei-Welten (Himmel, Erde, Unterwelt) Bewohnender; sura, Sonne; aja (spr. adsha), Ungeborener; annapati, der-Speise-Herr; bharaṇḍa, Erhalter; śiva, Glück, und selbst ein gaṇabhartṛi, Herr der Heerschaaren, hier der Untergötter, und andere, alle im striktesten Sinne Gott bedeutend. So erhielten sich denn auch bei dem Volksstamme, der zuerst sich losriß von den indischen Ursitzen, um die weite, lange Wanderung gen Westen anzutreten als Pioniere indogermanischer Cultur, vielleicht noch vor der Pfahlbautenperiode, bei den Slawogermanen, zwei besondere Ausdrücke, die zwar indisch sind, wie devas, und im Sanskrit in vielen Ableitungen weiter lebten, dadurch aber, daß sie von diesen beiden Urstämmen, die sich wiederum früh getrennt haben müssen in Slawen und Germanen, ganz ausschließlich, jeder für sich und seinen Volksstamm, das höchste Wesen bezeichnen, auf eine sehr früh eingetretene religiöse Spaltung hinzudeuten scheinen.

Das Slawische bogŭ, Gott, stammt vom ind. bhaj, verehren, oder bhâ, glänzen, leuchten, wovon im Skr. bhaga, Licht, Glück, Macht, Schönheit und viele Ableitungen, nur gerade nicht Gott [1]). Im Germanischen erhielt sich von diesem Stamme das altnordische fag-r (r ist Zeichen des Nominativs), von welchem das engl. fair, ursprünglich licht, hell, blond, und somit aus naheliegenden Gründen denn bald auch blond und schön, abstammt.

Das deutsche Wort Gott aber, goth. guþ, altn. goð, mit welchem altpers. khoda verglichen wird, weist auf die Wurzel śudh, rein sein, wovon śuddha, rein, reines lichtes Wesen, oder auf Zend qadhata, Selbstseiender. — Stets derselbe Urbegriff!

---

[1]) Details über bogŭ bei F. Miklosich, Radices Linguae Slovenicae veteris dialecti. Lipsiae, 1845. S. 3.

Mit der Zeit aber machte das Glück den Menschen übermüthig. Der gesegnet war mit den Gaben der Götter, der dives, der Reiche, hielt sich gar bald auch für divinus und vergaß des Gebers. Aus der zweisprachigen Inschrift von Tanis, dem jetzigen Sân [1]), ersehen wir, daß Ptolemäus (Euergetes, † 221 v. Chr.), der ewig lebende vom Ptah geliebte Sohn des Ptolemäus und der Arsinoë, der Götter Philadelphen, daß sowohl ihm, wie seiner Schwester und Gattin Berenike, „diesen beiden Göttern Euergeten," bei Lebzeiten eigene Tempel und Priester gewidmet waren, daß von deren Tochter „Berenike, die als Jungfrau starb, und die nur als Göttin genannt wird," ein goldenes, heiliges Standbild vom Propheten — dem Oberen des Tempels — herumgetragen ward in feierlichem Zuge, das fußfällig verehrt werden mußte. — Amasis führte den Titel: „der große Gott," Sohn der Neith, Sonne der Gerechtigkeit; alle anderen Pharaonen hatten ähnliche Namen und wurden als Götter verehrt, wie tausend Hieroglyphen beweisen. Im Indischen hieß die Königin devî, Göttin. — Auch das kaiserliche Haus zu Rom hieß geradezu die domus divina, der vielfach göttliche Ehren gezollt wurden. Die Reichsten wurden auch die Besten, oder hielten sich dafür, schon in Indien, wo wir den Superlativ śreshṭha, der Beste, Vornehmste, finden, von śrîla, glücklich, reich. — Reichthum, Ehre und Glück wurden identisch; Armuth galt für Schande [2]); die Männertugend erlosch. Die divi, die aristoi, die Söhne des Ares (Mars), standen hoch erhaben über dem in Armuth gebundenen Menschensohne, der die wandelnde Masse, plebs, die städtefüllende Menge, pŏp-ulus, den gebändigten Haufen, δῆμος, kurz die Unterthanen, bilden half. Die Helden — gleichviel welchen Stammes, ob indische śurâs, Sonnenkinder, germanische tîvar, Söhne des Zio (Zeus) oder slawische bogatyre, Reiche [3]), hielten sich gleich mit Göttersöhnen oder Götterhelden,

---

[1]) Vergl.: Die zweisprachige Inschrift von Tanis, von Prof. Lauth in München, Augsb. Allgem. Zeitg., Nr. 350—352. 1866.

[2]) Postquam divitiae honori esse coepere, et eas gloria, imperium, potentia sequebantur, coepit hebescere virtus, paupertas probro haberi. (Sall.)

[3]) Das slawische bogatyrĭ und bogatyĭ, reich; ubogiĭ, arm, so ohne Wei-

die, den Armen gegenüber, sich als deren Herren betrachteten, jedenfalls as their betters, wie der hochkirchliche Engländer noch heute sich auszudrücken beliebt.

Bis des Menschensohn kam und verkündete, daß es leichter sei, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr eingehe, denn daß ein Reicher in's Reich Gottes komme [1]), und ein neuer Geist, der Himmelsgeist der Bruderliebe, wieder erlösend in die Herzen der Menschen einzog!

Wie früh diese Auffassung des Menschensohnes, als des Armen, bereits existirte, zeigt uns das älteste indische Gedicht Mahâbhârata an der Stelle des Naloliedes, wo die treue Königin Damayantî ihren verbannten Gatten im wüsten Walde sucht und nach langem Irrgang auf eine Karawane stößt, deren Führer die arme, abgemagerte, halbnackte Gestalt nicht für eine Königstochter hält und sie daher mit Manujâtmaje! o Menschentochter! anredet [2]); zeigt uns Jesaia [3]), der, im Gegensatze zu den gefürsteten Führern der Israeliten, David, Salomon, auf den einstigen Messias hinweist als des Menschen Sohn, der, arm und niedrig geboren, die Leiden der Menschheit — die selbstbereiteten — kennen und heben, und zurückführen wird auf Erden das lichte Himmelreich, d. i. den Glanz-

---

teres von bogŭ, Gott, abzuleiten, ist völlig unzulässig. Daß bogŭ von bhaga stammt, wurde eben nachgewiesen. Von bhaga kommt bhagavat, mit Glück 2c. versehen, begabt; ehrwürdig und dies ist das slaw. bogatyĭ für bogovatyĭ. (Vergl. noch Buslajew, hist. Gramm. d. russ. Sprache I. 137, und über das Sanskritsuffix vat: Bopp, ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita Sprache, Berlin, 1827, § 621 und S. 301—302.) Ebenso wenig ist u-bogiĭ „ein von Gott Verlassener," wie Poljarnaja 'Sviäsda, London, 1855, S. 26, es andeutet, sondern einfach durch die Negativpartikel u (sskr. a, gr. α) von ursprünglichem bhaga, Glück, abgeleitet, geradeso wie sskr. a-dhana, arm, d. i. ohne Reichthum, von dhana, Reichthum.

[1]) Der bekannte Naturforscher und Reisende, Herr Prof. Désor in Neufchâtel, berichtet über befestigte Wüstendörfer, daß hier, wie anderwärts im Orient, fast in jedem Thore mehrere Oeffnungen sind, eine größere in der Mitte und kleinere Zugänge für Fußgänger, die sogenannten Nadellöcher, daneben, die hier wohl gemeint sind.

[2]) Nalopâkhyâne, XII sarga, Sloka 132.

[3]) Kapitel 52. 53.

himmel der Glückseligkeit, die Herrschaft der gottschauenden Unschuld und der herzdrängenden Gottesverehrung.

An jener Ueberhebung mochte indeß die Sprache auch ihren Antheil haben, denn selbst das deutsche reich, Subst. Reich (goth. reiki, ahd. rîchi, rîhhi, rîche, mhd. rîche, altn. rîki, stammt so wie indisch râj, rej, lat. reg-ere, wahrsch. von bhrâj, glänzen, scheinen, so daß der râjâ, der rex (reg-s), le roi, der König — der ja alle irdische Macht und Herrlichkeit besaß — sich recht wohl für einen gottheitlichen Glanzausfluß halten konnte [1]).

Wie vieles hat sich auf Erden verändert, seitdem dies Evangelium der Menschengleichheit vor Gott gepredigt wurde; wie vieles wird sich noch ändern müssen, um uns dem verheißenen menschheitlichen Ideale der Herrschaft vollendetster Humanität auf Erden näher zu bringen.

So kommen wir denn zum Menschen, diesem Räthsel der Natur. Die biblische Erzählung seiner Erschaffung ist allbekannt. Nicht so die indische Sage, wie sie im IV. Brâhmaṇam des Kâthaka Upanishad berichtet wird. Wir bringen sie im Auszuge [2]). Da-

---

[1]) Weitere indische Ausdrücke für reich und arm sind folgende. Für reich (riche) : âṭhya, â (für ârddhya von riddhi), reich. — âya, (Vb. i), m. Erwerb, Gewinn. — rayi, m. Reichthum (V. ray, gehn). — kiṅnara (Kmdh. kim + nara, was für ein Mensch), î, eine Art Halbgott im Gefolge des Kuvera. — Reicher : tuvidyumna, â, Bhvr. (tuvi viel + dyumna, von dyu, glänzen), n. Reichthum habend. — draviṇa, dravya, n. Reichthum, von dru, Baum; Materie, Substanz, Ding, Eigenthum. — dhana (dhan, Früchte tragen), Schatz, Eigenthum, Reichthum. — magha, n. (vd. Macht), Reichthum. — rai, m. Reichthum. — vasu, n. Reichthum (Sache). — vâma (adj. a, â, schön), n. Reichthum. — Für arm (pauvre) : akiñchana, â, Bhvr. a, nicht kiñchana, irgend etwas habend. — adhana, â, Bhvr. a, keinen dhana, n. Reichthum habend, s. unten. — kârpaṇya, n. Armuth, von kṛipaṇa, â, î, geizig, gemein, von kṛip, schwach sein. — durgata, â (dus-gata), übel ergangen — arm. Kmdh. — dushṭha, â, schwer, schlecht, gering, nicht dus-stha, von V. sthâ, schlecht stehend. Ttp. — dainya, n. Armuth (dîna, unglücklich), Zustand. — niḥsva, â, Bhvr. (nir-sva), nichts Eigenes habend. — nirdhana, â, Bhvr. s. adhana.

[2]) Nach Colebrooke, 141 ff.

nach war dies Universum im Anfange Geist, in Gestalt eines Menschen, also ein göttliches Wesen. Und das blickte um sich und sah nichts anderes außer sich selbst. Da rief es aus: „Ich bin, aham asmi!“ Davon wurde ihm der Name Aham, ich! (Der hebräische Name des ersten Menschen Adam, der Erdgeborene, von adama, Erde, hat scheinbar nichts damit gemein.) Diesem Urvater nun (prajâpati) ward der Name púrusha, der zuerst Verletzende, denn er hatte zuvor erst alle Sünde verzehrt. Er empfand aber keine Freude, weil er allein war, und theilte seine Person in zwei Theile; daraus wurden Mann und Frau u. s. w. [1]).

Es würde uns nun zu weit führen, die Schöpfung der ganzen Welt aus diesem Paare, das nun zum virâj, zur Ursache geworden und das zu diesem Behufe die Körper der ganzen Wesenkette durchlief, weiter zu verfolgen. Uns genügt dies, um zu verstehen, wie die Inder zur Seelenwanderung und zur Lehre der Emanation, d. i. zu der anmuthigen Dichtung kamen, daß die Götter leiblich und unerkannt auf Erden wandeln und zu Sterblichen einkehren, der Lehre der Rückkehr und Wiedervereinigung mit der Gottheit, die ihrer ganzen Lebenseinrichtung bis auf die heutige Zeit einen so erhabenen Ernst aufdrückte [2]).

Dieser púrusha, der noch ein dürftiges Nachleben führt in unserem Wort Bursche, war das Reine, der Brahma, das Unsterbliche, das in den Herzen der Menschen weilt, und selbst im Körper der Schlafenden wacht; das da ist, obwohl nicht Auge, noch Wort, noch Gedanke es erreichen; der Unsterbliche, und daher auch wieder der großgeistige Mensch selber, in welchem Sinne es schon in der ältesten Sprache, im Pluralis sogar für Leute, gebraucht wurde [3]).

---

[1]) Siehe noch die lichtvolle Darstellung der Schöpfung Brahma's in Max Duncker, Geschichte des Alterthums, II. 67—68.

[2]) Eingehenderes bei Fr. Schlegel, die Weisheit der Inder, S. 95, 110, 112, 114, 131, 272—283, wo auch Uebersetzungen aus dem Gesetzbuche des Manu über die Schöpfung der Welt und des Menschen mitgetheilt sind.

[3]) Nalopâkhyâne, XIII sarga, Sloka 65, mṛigayishyanti te, bhadre, bhartâram, purushâ mama.

Unser Wort Mensch aber, indisch mánuja, f. â; manushya, f. shî; mânusha, î, und mânava, î, also stets mit einem Femininum Menschin, kommt vom Stamme man, meinen, denken, engl. to mean, erhalten in me-min-isse, im gr. μνά–ο–μαι, und bezeichnet das dem Manus, dem Menschenvater, entsprossene, denkende, mit einem fühlenden Herzen, manas, begabte Wesen, das dem übrigen, ohne subjektive Bestimmung schlechtweg erschaffenen Geschöpfe jan-tu (von jan, erzeugen) gegenüber steht, selbst noch in pumañs (verkürzt puñs), von api-man, vorbedenken, während in martya, â, von mṛi, sterben, allerdings an seine irdische Hinfälligkeit erinnert wird, jana aber schlechthin Erzeugter bedeutet, und im Mahâbhârata für Menschen im Allgemeinen steht.

Daß jenem Manus der deutsche Mannus entspricht und dies sowohl wie manuja auch Mann bezeichnet, ist bei Grimm des Weiteren erörtert [1]). Im selben Sinne ward er noch aufgefaßt als ṛishabha, Besamender, oder als der Held nara, f. nârî, zu welchem auch das gr. ἀνήρ und ἄνϑρ–ωπος gehört, auch Bezeichnung des ewigen Geistes, erweitert aus nṛi, f. nârî, letzteres für Frau und Mädchen, also offenbar auf den gleichsam eingeborenen Adel des indogermanischen Stammes hinweisend.

Sind der Ausdrücke für Mann nicht eben viele, so sind die zahlreichen Benennungen für die Krone der Schöpfung, die Frau, um so interessanter, so daß ich es mir nicht versagen kann Ihnen dieselben vorzuführen, soweit ich sie gesammelt habe. Während das deutsche Frau (goth. frauja, althd. frowa, frouwa, frauwa, fem. zu frô, Herr, erhalten in frônleichnam) die Herrin bedeutet, und nebst Gattin, Gemahlin, Weib, die wir noch näher beleuchten werden, den Begriff erschöpft, falls wir nicht etwa noch das fast entfremdete groteske Gespenst heranziehen wollen, fand der Inder nicht Wörter genug, um das ihm so liebe, verehrte und hochstehende Wesen zu bezeichnen. Einige dieser Ausdrücke heißen nebenbei noch Mädchen (wie abalâ, bhîrû, madirâkshî, sutanu), was wohl auf das zarte Alter mancher Frau hindeuten mag. Ein Aus-

[1]) D. Myth. 319. 544.

druck sogar: Frau und Schwester (bhaginî) offenbar den allerersten Zeiten angehörig.

Nach ihrer äußeren Erscheinung nun heißt Frau: aṅganâ, die schöngliedrige; varâroha, die schönhüftige; sutanu, die schönleibige; madirâkshî, schmachtende (wie von Wein trunkene) Augen habende; râmâ und pramadâ, die schönfreudige; abalâ, die kraftlose, bhîrû, die furchtsame; doch giebt es aber auch poṭâ, die bärtige und jaratikâ, die schlechte Alte.

Nach ihren Beziehungen zum Manne: dâra, yoshâ, yoshit, praṇayinî, alle vier, die Liebende; pramadâ, die Freudenspenderin; bhaginî, die Glückspenderin (auch: bhaga, Uterus habende); priyâ, die liebe, theure; vaśâ, die erwünschte, der Wunsch; nayikâ, vanitâ, die Geliebte; strîratna, das Frauenjuwelen. Welche Fülle süßer Namen! Ferner als junge Frau: navayauvanâ, navavadhû, vadhû; vadhuṭî, als junge Frau des Sohnes, die noch im Vaterhause wohnt; endlich sûnarî, die ehebeglückte; manasvinî, die verständige; dharmapatnî, die rechtmäßige; sapatnî, die Nebenfrau. Dampati, Mann und Frau, mag etwa Herrschaft bedeuten. Ja, selbst eine surasundarî, eine Götterschöne, ist vorhanden.

Nach ihrem Aufenthaltsort: gṛiha, gleichbedeutend mit Haus, und talpa, gleichbedeutend mit Bett und Oberes Geschoß des Hauses, beide also etwa Frauenzimmer.

Nach ihrer Bestimmung endlich strî, und dies ist das Hauptwort: die Gebärerin; parigraha (die annehmende), Urquell des Lebens; jâyâ und janî, Frau durch Gebären, Ehefrau, gleich wie lat. fe-mina, von fe-, gebären.

Aehnliche Grundanschauungen liegen in den altgermanischen Ausdrücken, gothisch quino, mit Präsens-Vokal, Frau, Erzeugerin; quêns, mit Präteritum-Vokal, Frau, durch Gebären gewordene Frau, vom Verbum qvinan, gebären (noch lebend im dialektischen verquinen, verbleichen, verwelken); wozu lat. gigno, und die Substantive gr. γυνή, russ. жена (shona), poln. żona, altpreuß. genna, indisch janî, als verwandt stehen von jan-, gebären, wovon

im Indischen noch janana und abhijana (Nal. 16. 24), das Angeborene, nämlich die Familie, ferner altn. kona, dän. kone, schwed. qvinna, angels. cwen, Frau, angels. und engl. quean, ein lüderliches Frauenzimmer, neben queen, die Frau im Staat, die Königin, sowie das mittelniederländische kween, altes Weib und alte Kuh. Der Vergleich muß dort eben nahe gelegen haben. Wir sehen, diese Wurzel jan ist selber sehr fruchtbar gewesen.

Unser Wort Weib aber, das geradeso wie das englische woman etymologisch schrecklich maltraitirt worden ist, als von Haube, Schleier, Gürtel oder vom Weben herkommend, oder vom sskr. vapus, Körper, als ob der Mann nicht auch einen Körper hätte, bezeichnet einfach die Heimgeführte, von vivah, wie schon die älteren germanischen Formen, ahd. wîb, vîp, angels. vîf, vifman (Weibmensch, manujâ) bekunden.

Nachdem die Braut, d. i. wenn von prî, lieben, die Geliebte, oder wenn von pravah, die feierlich Herausgeführte, vom Bräutigam, dem gomo (althochd.), lat. homo, dem Manne der Braut zur Anvertrauung aus dem väterlichen Hause geführt, und so ihre Heimführung oder Hochzeit, sskr. vivâham (das schwedische bryllop, Braut-lauf, deutet gleich direkt auf die festliche Fahrt), gefeiert worden ist, geleitet er sie als seine Gemahlin d. i. seine Versprochene, von máhaljan, zusammensprechen, verloben, als die mit ihm vereinigte Gattin, von gatten, vereinen, in sein Haus, um durch die Ehe, ahd. ê, êa, êwa, goth. aivs, aber gern im Plural als Neutrum gebraucht als êwon (vergl. lat. aevum, gr. αἰών), d. h. durch die ewige, echte, gesetzmäßige Genossenschaft das neue Hauswesen, die Familie, zu begründen. Bei den Römern hießen alle verheirateten Frauenzimmer matrones oder matres familias, so daß hier die Ehe, das matrimonium oder connubium, sofort als Hausmutterschaft angesehen wurde. Beide Wörter haben sich im Italienischen als matrimonio, connubio erhalten, doch wird ebensowohl maritaggio, franz. mariage, von lat. mas, maris, männliches Wesen, gebraucht, das gleich dem engl. marriage eigentlich Bemannung heißt. Die Engländer gebrauchen aber auch gern matrimony, vielleicht weil, wie ein Witzling bemerkte,

die Beweibung so oft eine matter o' money, eine reine Geldangelegenheit ist, während die Frauen mehr eine Herzenssache daraus machen. Das Spanische zieht wieder casamiento vor, eigentlich Hausgründung, denn casar, heirathen, war früher ein Haus, eine casa, herstellen, da an Miethswohnungen wohl nicht zu denken war. Das englische husband, Ehemann, von älterem (angels.) hûsbuand, ein Hausbauender, zeigt, daß diese Anschauung auch eine urdeutsche ist.

Das Wort Familie ist fremd und stammt gleich dem lat. familia von famulus, oskisch famul, famel, der Diener, bezeichnete also die Gesammtheit der dem Hausherrn unbedingt unterworfenen Hausgenossenschaft. Das echt germanische, leider durch den Geist des Mittelalters verdrängte, viel edlere Wort dafür war goth. heiv, ahd. hîun, die Eheleute, vom sing. hîo, a, Gatte, -in, wovon dann hîwiski, das Geschlecht, die eigentliche Familie, sich ableitete. Das altnordische hjón, Eheleute, weist noch am deutlichsten auf den indischen Stamm yuj-, verbinden, dem wohl auch das goth. ga-yukô, Gatten, entsprossen ist, von dem der erste Theil des Wortes Heirat, älter Heurat, nämlich hiu-skap, hiurât, Gattenschaft, abstammt. Zuletzt blieb von diesem Stamme nur noch das angels. hîvan, Hausgenossen, das im Englischen zusammenschrumpfte zu hive, Bienenschwarm, die ja bekanntlich auch in Familien, gleichsam in staatlich abgeschlossenen Hauswesen unter dem Stachel und Schutz ihrer Königin beisammen wohnen.

Nach kurzem Weben der Zeit stehen die Gatten als Vater und Mutter vor einander, und der junge Stammbaum hat Wurzel geschlagen in dem Boden des heiligen Vaterlandes, und er windet sich empor zum Lichte der geistigen Erkenntniß und subjektiven Vollendung in den Begriffen und Lauten der geweihten Muttersprache, deren Offenbarung das Mutterauge dem zarten Sprößling in's Herz hineinschaute wann er wachte, die sie neben ihn in die Wiege legte als treibende Wärme zur Förderung des Seelenlebens!

Die meisten Sprachen haben einige ähnlich klingende Kinderlaute für Vater und Mutter, die zum Schlusse auf eine gemeinsame Ursprache jedoch nicht berechtigen, vielmehr auf der Leichtigkeit

ihrer Artikulation beruhen. Unser Wort Vater, gr. πατήρ, lat. pater, sskr. pitṛi, Nebenform von patir, heißt der Schützer (von pâ-, schützen), dem dafür auch das Priesterrecht der Familie ward [1]), während die Mutter matṛi, von mâ-, bilden, die Bildende, in mehr als einer Bedeutung ist [2]); sonst heißt sie noch jananî, janikâ, prasû, die Erzeugerin, und ambâ, ambâlikâ, ambikâ, die Gehende, wohl für die besorgte, geschäftige. Auf ihr Kind aber, ahd. chind, kind, d. i. Abkomme, Geborener, vom oft erwähnten Stamme jan, erzeugen, häuften sie nicht nur alle Sorge und Liebe des an neuen Gefühlen reicheren Herzens, sie fanden auch nicht Namen genug, um das zarte Wesen als ihren Sprößling zu bezeichnen, als der Geborene, suta, â fem.; prasûti; ja, fem. jâ; als Leibesfrucht garbha; Leibgeborener, e, tanûja, â; Selbstgeborenes âṭmaja, â; als Sprößling tanaya, â; Lebendes bâla, â (gewöhnlich für ein Kind bis zu fünf Jahren, bisweilen bis zu sechszehn); als Erbe dâyâda, dem sich arbha, arbhaka, Kleines, Junges, wovon unser Erbe abstammt; das vielgebrauchte putra, â, wörtlich der Reiniger, dâraka, ikâ, Liebchen; udvaha, â, das Geschlecht Forttragender; toka u. a. anschließen. Die meisten bezeichnen Knabe und Mädchen, Sohn und Tochter zugleich. Die Etymologie vom deutschen Wort Knabe, älter knapi, knappi, Knappe, ist unsicher; man vergleicht damit pers. kenebi, ein schöner Bursch, was die Engländer jedenfalls ironisch aufgefaßt haben, wenn sie unter knave einen Schurken verstehen; vielleicht ist es zu angels. cneóv, generatio, zu stellen; zum bloßen Eigennamen ward charl, freier Mann, altn. karl, Kerl, Mannsperson, noch lebend im engl. churl, Lümmel; verstanden blieb bis ins Mittelalter ahd. knëht, angels. cniht, als edler Knabe, Edelknecht (engl. knight noch jetzt Ritter),

---

[1]) Andere indische Wörter für Vater sind: tâtha, der, von welchem eine Familie ausgeht; der heilige Mann; als Adj. ehrwürdig; sarîrakartṛi, n. Leibgebender; janaka, Erzeuger; jnâti, Verwandter (= lat. co-gna-tus).

[2]) Das germanische (schwedische) moder, mor ist selbst finnisirt worden, muori. Aecht finnisch ist es emo, esthnisch emma, imma, madj. anya, mandschuisch änyä, türk. ana u. a. Bei den Mongolen bezeichnet eme (ämä) überhaupt weibliches Wesen; Mutter aber ist äkä.

vom Stamme kuni, edles Geschlecht, von dem auch König, ahd. kuning, abstammt; — das goth. magus, Knabe, von mah, wachsen, ging verloren, während sich im fem. magath, ahd. magad, magid, erhielt, unser Magd als die heranwachsende Jungfrau, wovon später Mädchen aus Mägdchen. Im Sanskrit haben wir hierfür noch speciell laka, einen Lockenkopf von 8 bis 10 Jahren; tarûni, Schößling, schon mehr Jungfrau; nârî, noch reifer, eigentlich Menschin, und endlich das vielgebrauchte kanyâ, kanyakâ, vom Stamme kan, lieben [1]).

Während der Sohn, goth. sunus, ahd. sunu, sun, von sû, erzeugen, schlechtweg als der Erzeuger galt, prägte sich im Worte Tochter, sskr. duhitri, von duh, melken, als die Melkende, schon früh ihre Bestimmung für die Sorge um das Haus und dessen Bestand aus, eine Sorge die noch bei den Römern einen lautlichen Ausdruck finden konnte in mŭlĭer (ital. moglie), die Frau, d. i. die Melkerin, von mŭlgeo, melken [2]).

So bleibt uns von dem engeren Familienverbande nur noch der Bruder bhrâtri (von bhri, tragen), als der Träger der Schwester, svasri, der für sich seienden, sowie die Wittwe, vi-dhavâ, die ohne Mann seiende, wobei wir wahrnehmen, daß das Wort Wittwer völlig unverstanden bleibt, da er ja nicht auch ohne Mann bleibt, um diese Skizze zu schließen.

Sind wir jetzt inne geworden, wie die Inder das Weib nicht genug zu ehren wußten durch liebkosende Namen aller Art, wie der Gatte ohne Schmuck, als höchster Schmuck der Frauen galt [3]), wie

---

[1]) An der Zeit wäre es nachgerade das Wort infanterie nicht mehr zu enfant, sp. infante, adj. stumm, s. m. Kind unter 7 Jahren, und nachgeborener königlicher Prinz, Prinz p. exc., zu stellen, mit welchem es absolut nichts zu thun hat, da es nachweislich vom nord. fante, der Bursche, der stämmige Mann, auch Schelm, Schlingel, Kerl, stammt; in Italien auch — wo germanische Miethstruppen früh gesucht waren — heißt das Fußvolk noch jetzt vorzugsweise fanteria neben infanteria.

[2]) Oder die „selbst-Milch-gebende.“ Vergl. Vorwort von Th. Benfey, S. VII, zu „Wörterbuch der Indogermanischen Grundsprache in ihrem Bestande vor der Völkertrennung“ von F. C. Aug. Fick. Göttingen, 1868.

[3]) bhartâ nâma paran nâryâ bhûshaṇaṅ bhûshaṇair vinâ! Nal. XVI. 18.

die Familie fest abgeschlossen war, beruhend auf freier, edler, geweihter Wahl der Liebe, wie der Mensch selber als das denkende, gottbewußte Wesen dastand vom Anbeginn an, so haben wir auch gesehen, wie unsere frühesten Vorfahren nicht lebten im dumpfen Hinbrüten der Wilden, wie sie nicht durch einen Pfuhl der Verderbniß und des grausen Götzendienstes sich Jahrtausende hindurcharbeiteten, sondern daß sie in Kindesunschuld vor Gott standen im Licht — bis der Kampf des Lebens sie umspann, und der Untergang alles Irdischen einen bleibenden, ewigen Ernst über ihre Seelen senkte. Da verlor das Leben seinen Zauber. Tod, und Schuld als dessen Ursache, schwebte, von den Priestern ihnen vorgemalt, unaufhörlich vor Augen; und

Von vielgestaltigem Dunkel umkleidet, ihrer Thaten Lohn,
Endes bewußt sind sie all, mit Freud' und Leidgefühl begabt.
Diesem Ziel nach nun wandeln sie, aus Gott kommend, bis zur Pflanz' herab,
In des Seins schrecklicher Welt hier, die stets hin zum Verderben sinkt!

so schließt Manu seine Betrachtung der Weltschöpfung.

Wir aber, die wir dahinwandeln im goldenen Zeitalter der geistigen Wiedergeburt, wir ahnen, wir wissen, daß jener Alldurchdringer und Allumfasser, jener innerste lebendige Athem, jener weltschöpferische Himmelsgeist, âtman, Eins ist mit uns allen von Urbeginn an, und daß der uns hinanführt — an allen Klippen und Spaltungen des dürftigen Erdendaseins vorüber — hinan zu den ewigen Höhen menschheitlicher Vollendung, zu hehrer Geistesreinheit in edlem Empfinden, zu Alles umspannender Herzenswärme in edlem Wollen, zu menschenbeglückender Liebesstärke in edlem Thun!

III.

Dorf und Stadt.

Eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung.

(Vortrag gehalten im geogr. Verein zu Frankfurt a. M. am 8. März 1865.)

Der Frühling ist da; der blaue Himmel so klar; aus den bunt bewegten Gassen der Stadt hinaus eilen wir ins Freie, um uns zu laben an Aetherduft und Blättergrün, an Wiesenschmuck und Waldespracht, und zu lauschen allen den Frühlingsstimmen, die uns jubelnd, besonders jetzt, mahnen, „eingedenk zu sein des großen Gebers in der Sternenhalle!"

Wie willig folgen wir dieser holden Ladung! Wie mächtig rüttelt sie an unseren Herzen! Wie sehnten wir uns längst nach diesen geheimnißvollen Rufern, deren Stimme unsere Pulse schneller schlagen macht und wie ein neues Leben in uns ergießt, als müsse nun sich Alles, Alles finden.

Hinaus, eiligst hinaus ins Freie!

Dort haben Millionen Menschen vor uns Trost gefunden, nach des Winters hartem Drucke in dem süßen, balsamischen Odem des Frühlings; Millionen werden ihn finden, wann wir nicht mehr sind! Die größten Dichter aller Völker sind wie von selbst ertönt in geweihten Liedesklängen, die oft sich steigerten bis zur Offenbarung, bis zur Frühlingsjubelfeier; und inmitten dieses innigen, minnigen

Schwelgens in der neuerwachten Natur haben sie Ausdruck gefunden für jede Stimmung der Tagesdauer, von dem „wunderbaren tiefen Schweigen" des Morgens an, „wo's einsam noch ist auf der Welt," durch den Lauf des Tages hindurch, an welchem „in blauer Luft — über Berg und Kluft läßt der Vogel sein lustig Lied erklingen," und Wald und Feld, und Berg und Quell, und Wiese und Strauch haben in heiliger Stunde ihnen alle die lang verhaltenen Geheimnisse offenbart, welche Windeswehen und Sonnenblick und Sternenglanz ihnen wechselsweise aufgedrungen.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entrann," ruft der Eine aus und eilet über Flur und Wiesengrund, wo „Wonnerausch aus tausend Kehlchen lieblich ihm entgegenbraust," hin zu dem Wald, „der schwarz und schweigend" steht, um sinnend in ihm zu wandeln, bis „des Abends Goldnetz sich über seine duft'gen Kronen senkt," „die Lerche wieder ihr feuchtes Nest sucht im Klee," und „die Heerde mit dem Schäfer heimkehrt zur Lagerstatt."

„Wenn ich einmal der Stadt entrinn,"

ruft ein Anderer,

„Wird's mir so wohl in meinem Sinn:
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt!"

Und sie war ihm eine liebe Gotteswelt, ihm, dem Sänger des geweihten Liedes:

„Süße, heilige Natur!"

Und wie feiern sie alle die heilige Abendstille, wenn

„Die Halme und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein!"

Wie steigert ihr Gefühl sich zur reinsten, heißesten, lautersten Andacht, wenn

„Aus den Wiesen steiget
Der Nebel wunderbar" —

und

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n," —

wenn

„Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenläuten
Ging die Natur zur Ruh!
Wer sein ein Hüttchen nennet, ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet, den trägt ein Traum nach Haus!" —

Diese Bilder des Friedens und der Ruhe sind auch unverwischbar. Aus des Dorfes heil'gem Frieden,

„Wo so still die Bäche gleiten,
Wo so licht die Blumen blinken,
Und aus längst entschwund'nen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen,"

so ruft Reinick voll Wehmuth aus, und v. Salis kann den Gedanken an sein Dörflein mit dem Friedhof und dem Kirchplatz mit der Linde, an das kleine Haus mit den rebenumgrünten Fenstern, dem Birnbaum, der das niedere Dach beschattet und dem Storche auf hohem Sitze, an die hohle Weide am Weiher und die Heidelbeeren, die er am Rain im Walde pflückte, nie los werden —

„Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte — — voll Verlangen
Denk ich immer noch an Euch!"

Doch wo führt das Alles hin? höre ich Sie im Geiste fragen.

Nun wohl, es führt uns hinaus aus den Mauern der Stadt, hinaus ins Freie, in die Wiesenflur, auf die Haide, an den Waldesrand, zu den Gefilden, wo die ersten Wiegen der Menschheit standen, wo die erste Mutter ihren Säugling mit sorgender Liebe pflegte, wo der erste Vater das Plätzchen umzäunte, welches der ersten Familie Schutz und Obdach geben sollte, so lange höhere Gewalten ihrem Verbleiben daselbst kein Ziel steckten — nach der Stätte, wo die erste Wohnung erstand, aus welcher alle später so reich sich entfaltende Gesittung über jegliches Vaterland so

vieler Nationen sich verbreitete — in das umgrünte, friedliche, stille Dorf!

Gestatten Sie mir auf einer kleinen etymologischen Wanderung von Stadt zu Dorf und von diesem zurück zu den uns so werth gewordenen Stätten der Kultur, unseren lieben, gemüthlichen Käfichen, den Städten, Ihnen als Führer voran zu gehen. Wie auf jeder Wanderung ins Freie, wo jeder Alles für sich sieht und sehen muß, werden Sie Vieles anders und besser sehen, als ich. Ich werde auch nur einige weit dahinschweifende Vista's vor Ihnen eröffnen können und mich glücklich preisen, sollte ich mich in der Hoffnung, Ihr Interesse für diese kurze Betrachtung zu gewinnen, sowie in der Wahl des Weges nicht allzusehr getäuscht haben.

Das Wort Dorf gehört zu denjenigen, deren Etymologie für ungemein schwierig erachtet wird, und welches daher selbst in den besseren etymologischen Wörterbüchern meist ganz unerörtert bleibt, oder wohl auch von dem Vermerk begleitet wird: „soll von lat. turba kommen!“ oder: „wird mit lat. turba, gr. τύρβη, zusammengestellt!“

Nun, und was bedeutet denn dies lat. turba?

„Lärmende Unordnung einer Menge; Getümmel, Gewühl, Gedränge, Lärm; Spektakel, Tumult; ferner: eine untergeordnete Menge, ein Haufe, eine Rotte, eine Schaar, selbst von Thieren u. s. w.“

Welch ein Contrast zu den eben absichtlich so breit gegebenen Schilderungen des Friedens und der Stille!

Mit einem solchen Worte stellt man das deutsche Dorf zusammen, den Inbegriff der seßhaften Ruhe, der still-emsigen Arbeitsamkeit, des echt germanischen Familienheerdes — blos in Folge des zufälligen Zusammenklanges der betreffenden Laute, Dorf, turba!

Diese Etymologie ist aber nicht nur ethnographisch, sie ist auch historisch unhaltbar.

Schon Tacitus — dem die alten Germanen sicherlich nicht viel anders vorkommen mußten, wie uns heutzutage etwa die Indianer — berichtet im XVI. Kapitel seiner Germania: „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, es ist hinreichend bekannt, daß die germanischen Völker nicht in Städten wohnen," „ne pati quidem inter se junctas sedes, nein, nicht einmal unter einander verbundene Wohnungen dulden sie." „Sie bauen," fährt er fort, „gesondert und einzeln, je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Gehölz ihnen gefällt, und jeder umgiebt sein Haus mit einem freien Raum," und zwar, fügen wir hinzu, ungezählte Jahre früher, bevor ein Römer germanisches Gebiet betreten hatte [1]). Daß dies aber nicht blos der alten Germanen eigene Art gewesen sei, sondern daß diese Gewohnheit, isolirt für sich zu bauen, allen Urvölkern eigen ist, die sich aus dem nomadenhaften, unseßhaften Zustande noch nicht oder noch nicht ganz weiter entwickelt haben, wird uns — ganz abgesehen von den sehr lehrreichen Zuständen der gegenwärtigen Indianerstämme — ein Blick auf die Entstehung und Bedeutung des Wortes Dorf in den Sprachen der ältesten Kulturvölker zur Zeit ihrer Nomadenhaftigkeit oder bald nachher zur Evidenz zeigen. Wählen wir hierzu das Sanskrit, als den ältesten Zweig der indogermanischen, oder besser arischen Ursprache, ferner das Arabische, einen ältern Zweig der semitischen Ursprache, und das Altbulgarische, auch Kirchenslavische genannt, als

---

[1]) Es ist dieser Ausspruch des städtegewohnten Römers jedoch nicht so wörtlich zu nehmen, wie dies von Justus Möser und nach ihm von so vielen anderen geschehen ist, da — wie dies Maurer (Geschichte der Dorfverfassung in Deutschland. Erlangen, Ferd. Enke. 2 Bde. 1865. 1866) so schlagend nachweist und wie es übrigens in der Natur der Sache liegt und sich überall wiederholt — die ersten Ansiedelungen nicht von Einzelnen, sondern von ganzen Volksstämmen oder Geschlechtern ausging, so daß der Einzelhof keineswegs eine ganz abgeschlossene, selbständige Niederlassung war, deren Besitzer etwa außer allem Verbande mit den übrigen gestanden hätte, sondern vielmehr — trotz seiner Isolirung, welche allerdings bestand — stets zu einer Gemeinschaft, einem Clanverbande gehörte, der das Dorf bildete. — Man lese Tacitus nur weiter und man wird es selbst durch ihn bestätigt finden.

ältesten Zweig der von den noch heut nicht ganz seßhaften Slaven gesprochenen Sprachen.

Bevor wir hierzu schreiten, dürfte es jedoch angemessen sein, eine Vorfrage zu erledigen, nämlich den Begriff des Wortes Haus, aus welchem das Dorf sich doch einmal aufbauen muß, uns etwas näher zu führen. Haus, altnordisch hús, ist urverwandt mit dem sanskritischen Verbalstamm vas-, deutsch wesen und sein (wie in gewesen) und bauen, oder auch umgekehrt bauen und sein. Das Sein der Sanskrit-Inder war also schon auf die feste Wohnstätte begründet. Von diesem vas- kommt ein kausatives Verbum vâsayâmi, hausen, und das Femininum vasati, das Wesen, das Haus, als Familienherd.

Daß eine solche Anschauung auch den verwandten Germanen nicht fremd war, beweist u. A. noch heute das Englische, dessen Wort husband, Gatte, Ehemann, in älterer angels. Form husbuand, Hausbauender, geradezu zeigt, daß jeder, der ein eigenes Familienwesen begründen wollte, sich erst den Herd dazu bauen mußte, denn mit Miethswohnungen sah es damals noch schlimmer aus als jetzt; sind sie heute theuer und unsicher, so waren sie damals gar nicht. Ja, es scheint, als ob die nahezu 300jährige Herrschaft der Gothenkönige in Spanien (von Ataulfo, 417 n. Chr., bis zu Rodrigo, 714 n. Chr.) selbst in jenem so starr-romanischen Reiche diese echt germanische Anschauung befestigt habe; giebt es doch noch heute im Spanischen für heiraten, sich verheiraten, kein anderes Wort als casarse, d. i. sich behausen, ein Haus, einen Hausstand schaffen.

Daß das Haus der Familie, den Insassen Ansehen gab, ja sie geradezu selbst vertrat, sehen wir noch im heutigen Sprachgebrauche, wenn vom „hohen Hause," d. i. von der Versammlung der Staats- und Volksrepräsentanten die Rede ist, oder vom Königlichen Hause &c.

Daß dies um so mehr der Fall sein mußte, je höher wir ins Alterthum hinaufsteigen, versteht sich von selbst. Râjagṛiha, das „Königshaus," wurde erst gleichbedeutend mit Residenz und dann Eigenname der Stadt. Herr Dr. Brugsch, der berühmte Aegyp-

tologe, hat in seinem Werke über ägyptische Inschriften „Aus dem Orient" nachgewiesen, daß auf allen Monumenten das unterägyptische Wort pher-ao, oberägyptisch per-aa, nicht etwa der Eigenname eines Monarchen, sondern die ganz gewöhnliche Bezeichnung für König war und das große oder hohe Haus bedeutet, ganz analog dem Titel morgenländischer Fürsten, welche sich „die hohe Pforte" nannten, d. h. sich als die Akropolis, den Hort und die heilige Stätte des Volkes ansahen; ebenso fand er zu Dendera (= T-n-athyr, d. i. Haus der Hathor) eine Inschrift, in welcher sie, die Liebesgöttin der Aegypter, die „hohe Königin des goldenen Kranzes" heißt (Reiseber. aus Aeg. S. 113); und die gegenwärtigen Sprachen aller fürstlichen Länder weisen noch einen Abglanz dieser orientalischen Anschauung nach in den Titeln: Hoheit und erhabener Herr!

Nach dieser flüchtigen Vorbemerkung, die nur die Wichtigkeit andeuten sollte, welche selbst in den fernsten Zeiten der bleibenden Stätte beigelegt wurde, und zugleich, wie leicht noch damals ein Wort der ureigensten Deutung sich anschmiegte, treten wir dem Worte Dorf näher.

Der Grundbegriff für Dorf in all den vorbezeichneten Sprachen ist der des Verweilens, der Rast, des Schutzes.

Verweilen, wohnen bezeichnet die sanskr. Wurzel sad. Das davon abgeleitete satra heißt zunächst: isolirte Wohnung, dann Haus, geradeso wie im Lat. mansio, Wohnung, von maneo, bleiben, übernachten, abgeleitet wurde und zum franz. maison, Haus, überging. Durch den organischen Wandel der Vokale und des r in l (bekanntlich einer der häufigsten sprachlichen Vorgänge, wie in Pilgrim aus peregrinus), bildeten die asiatischen Slaven aus satra ein selo, aber schon in der Bedeutung Dorf. Der Begriff des Zusammenwohnens war hierzu ausreichend.

Dasselbe ist im Arabischen der Fall, wo käriaton, Dorf, von karā, Jemand im Zelt als Gast aufnehmen, kommt, wo also Dorf, Wohnung, Zelt synonym sind, was noch eine zweite Wortgruppe beweist, nämlich: bāta, verweilen, übernachten, und bāitun, Zelt, Haus.

Selbst der bei uns schon so weit abstehende Begriff Stadt ist im Arabischen ebenfalls von verweilen abgeleitet, aber nur verweilen, wie etwa das engl. to stay; so mĕdine, von mădana, verweilen; so beled, Stadt und verweilen, in welchen Wörtern die Stadt als die bleibende, feste, Schutz gewährende Stätte aufgefaßt ist. Aus jenem indischen satra, Haus, Wohnung, bildeten die Slaven noch ein zweites Wort schatër, das Zelt, das so wie selo noch heute im Gebrauch ist. Somit ist Dorf in diesen Sprachen = Lagerzelt, vereinzelte Behausung [1]). Bestätigt wird dies ferner durch ein zweites slavisches Wort, altbulg. selén-ik, Zelt = sanskr. śaraṇa, Haus, wovon altbulg. selénie, Wohnung; in den modernen Dialekten aber: Ansiedlung, einem engl. settlement entsprechend.

Alle diese Ausdrücke sind jedoch nur den Ostslaven, d. i. den Bulgaren, Russen, Serben und Illyriern, eigen; das poln. sioło für Dorf ist schon poetisch.

Bei den Westslaven, den Polen, Tschechen, Wenden, heißt Dorf wieś, das, freilich später, auch von den Ostslaven angenommen wurde. Dieses wieś kommt von einem sanskr. Stamm viś, eintreten, heimgehen — welches ein Substantivum abgezweigt hat: veśa, Haus, von welchem wiederum ein slav. vesha, Zelt, abstammt. Also auch den westslavischen Nomadenstämmen waren die Begriffe Zelt, Haus, Dorf uräquivalent.

Ein drittes slavo-russisches Wort derèvnya, vom Substantiv dérevo, Baum, Holz, scheint bereits auf stabilere Wohnsitze — etwa auf Blockhäuser am Walde — hinzudeuten und dürfte somit als das jüngste Glied dieser Familie anzusehen sein.

Ein vierter russischer Ausdruck endlich, für Dorf, bekundet sich sofort als Produkt noch später eingetretener Kulturverhältnisse; es lautet: słobodà oder svobodà, bezeichnet ein von Freisassen bewohntes Dorf und kommt, durch bloße Accentversetzung, von słobòda

---

[1]) Bei den Turkomanen geschieht die Volkszählung nur nach Zelten. Vambéry giebt die Bevölkerung der Turkomanenhorden auf 196,500 Zelte (zu 5 Köpfen) an. Die Horde (chalk) besteht aus Stämmen (Toife) und diese aus Geschlechtern (tire).

oder svobòda, Freiheit, ursprünglich hier im Sinne des Gegensatzes zur Hörigkeit.

Interessant ist nun eine Vergleichung dieser Ausdrücke mit dem Deutschen; es entspricht dann selo, vom sanskr. satra, Haus, dem deutschen -hausen, an Ortsnamen, wie Sachsenhausen, engl. house, wie Stonehouse bei Plymouth u. a.; wies, vom sanskr. viś, eintreten, heimkehren, dem deutschen -heim, wie Bockenheim, engl. ham, wie Buckingham, Sydenham und unzählige andere, sowie das alleinstehende diminutive hamlet, aus welchem das franz. hameau für Heimstätte wurde; derèvnya von dérevo, Baum, Holz, dem deutschen -holt, -holz, oder -walde, wie Bocholt, Buchholz, Finsterwalde, engl. holt und wood, wie in Easterholt (Suffolk), Bergholt (Essex), Easingwold (Yorkshire), Rotherwood (Yorkshire).

Hiernach erschließen sich sofort die deutschen Ortsnamen auf -hausen, -heim, -holt, holz, -walde, denen wir noch die auf -rode, -au, -heide, -bach, -hain, -felde und -leben, wie in Nesselrode, Nassau &c., sowie die englischen auf field, heath, bridge, wie in Chesterfield, Heath (Derbyshire), vor Allem aber die zahlreichen Namen auf sted anreihen können, als Dorfnamen par excellence, während die auf -burg, -berg, -fels, -stein, -wiek, -furt, -stadt, -mund, -münde zumeist auf Städte, die auf -ingen aber mehr auf den Besitzer hinweisen.

Daß alle diese Dörfer, d. i. diese freigelegenen, leichtaufzugebenden, offenen, ungeschützten Wohnungen des Landvolkes zum größten Theile aus vereinzelten Häusern und Gehöften bestanden und noch bestehen, die je nach Wahl und Nothwendigkeit auf dem Felde oder am Walde zerstreut lagen, gebot nicht nur die Natur der Sache, nämlich die Beschäftigung ihrer Insassen mit dem Landbau und der Viehzucht, und die Nothwendigkeit, sich mit ihrem Besitz und den Mitteln ihn zu wahren möglichst zu umgeben; es bestätigen dies diese Endungen -hausen, -heim, -feld und -holz, so zu sagen von selber; es wird aber auch bezeugt durch das charakteristische Vorkommen des Waldes in so vielen deutschen Märchen, in welchen das Raff- und Leseholz, das noch bis zur heutigen Stunde das Gemeingut so vieler Wald- und Dorfgemeinden ist, eine so hervor-

ragende Rolle spielt und an die ersten Sitze, wie an das erste gemeinsame Vermögen der Nation so recht erinnert.

Ich betonte soeben die Adjektive offen und unbeschützt als ganz besondere Merkmale des germanischen Dorfes, weil ganz unlängst der Naturforscher Mr. Désor in Neufchâtel über die von ihm selbst besichtigten Befestigungen der jetzigen Wüstendörfer in der Sahara berichtet — und zwar benutzt er diese Gelegenheit, um ein helles Schlaglicht auf eine dunkle Bibelstelle zu werfen, nämlich die, wo es heißt: „es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme," indem er nachweist, daß hier, wie anderwärts im Orient, in jedem Thore öfters mehrere Oeffnungen sind, eine größere in der Mitte und kleinere Zugänge für Fußgänger, die sogenannten Nadellöcher, daneben — allein dergleichen ist in Deutschland wohl nicht vorhanden gewesen.

Den historischen Verlauf der Inbesitznahme und Bebauung des Landes erzählt Tacitus überhaupt in folgender Weise:

„Die Ländereien werden nach der Zahl der Anbauer von den gesammten Gauen in Besitz genommen und dann nach Würdigung vertheilt. Die Feldräume erleichtern die Theilung. Jährlich wechseln sie mit dem Saatland, und es bleibt noch Ackerland übrig. Denn ihr Fleiß wetteifert nicht mit der Fruchtbarkeit und dem Umfange des Bodens, so daß sie etwa Obstpflanzungen anlegten, Gärten einzäunten und Wiesen wässerten. Blos Feldsaat verlangen sie von ihrem Lande."

Einen vollständigeren Einblick, als ihn Tacitus gewähren konnte, in die Art und Weise, wie die Germanen die Landnahme vollzogen, gibt uns die Hauptquelle für urgermanisches Staatsleben, das isl. Landnâmabôk, das umständlichst von vielen Dingen berichtet, die nie zur Kenntniß des berühmten Römers gelangen konnten, namentlich über die symbolischen Handlungen, welche die Landnahme begleiteten.

Jeder, der einen Ort gewählt oder von der Gemeinde zuertheilt erhalten hatte, zündete entweder ein heiliges Feuer an und umschritt mit Feuer die Grenzen seiner Herdstätte, oder er

schoß einen Pfeil darüber hin, an welchem Feuer glomm, und setzte dann als Merkmal der erfolgten, geweihten Besitznahme einen neugeschälten Stab ein. Diese Feuerweihe erhielt sich noch bis in spätere Zeiten [1]).

Nach dieser sachlichen Entwicklung dürfen wir uns nunmehr

---

[1]) Ueber die historischen Verhältnisse berichtet die „A. Allgem. Ztg." in Nr. 364, 1866, S. 5994—5995, bei Besprechung des Buches von L. v. Maurer, auf Grund von dessen Ansichten: „Alle Ansiedlungen im alten Deutschland waren entweder Dörfer mit Feldgemeinschaft, oder Hofanlagen ohne Feldgemeinschaft, aber doch mit Waldmark- und Weidegemeinschaft. Einzelhöfe, welche weder in ungetheilter Markgemeinschaft mit andern Dörfern oder Höfen gestanden, noch auch ihre eigene Hofverfassung gehabt, oder welche nicht wenigstens zu einer andern Hofverfassung gehört haben, hat es weder in früheren noch späteren Zeiten gegeben. Die Dorfmarken (die getheilten und ungetheilten Felder, Wiesen und Waldungen einer Dorfschaft im Gegensatz des bewohnten Dorfes) waren im Kleinen dasselbe, was die alten Marken und Gauen im Großen gewesen sind. Die Dorfgenossenschaften waren von den großen Marken nur durch ihre Größe verschieden, indem die meisten unter letzteren anfänglich nichts anderes als große Dorfmarken gewesen sind. Hinsichtlich ihrer Bestandtheile waren beide einander ganz gleich. Jede Dorfmark mit Feldgemeinschaft bestand nämlich, wie die alten großen Marken, aus drei verschiedenen Theilen: aus dem eigentlichen Dorf, aus der getheilten Feldmark, aus einer ungetheilten Feld- oder Waldmark. Die Anzahl der Bauernhöfe war in den meisten alten Dorfschaften von jeher bestimmt. Die alten Dorf- und Bauernschaften sind nämlich größtentheils, die freien Dorfschaften in der Regel, aus einer gemeinsamen Niederlassung und aus der gemeinschaftlichen Besitznahme und Urbarmachung des Grundes und Bodens hervorgegangen. Die ganze um das bewohnte Dorf herumliegende Feldmark, soweit dieselbe kulturfähig war, pflegte nach der Anzahl der ersten Ansiedler zu gleichen Theilen vertheilt zu werden. Jede Dorfgemeinde bildete ursprünglich eine Immunität, die, aus der Natur der Verhältnisse, der Feld- und Markgemeinschaft hervorgegangen, dem Rechte nach auf sich selbst und nicht auf einer Verleihung des Reichsoberhauptes, der Landes- und Grundherren beruhte. Ihre Unabhängigkeit war so groß, daß sie verfolgten Verbrechern ein Asyl gewähren konnte, wie die christlichen Kirchen. Ueber alle Gemeindeangelegenheiten entschied die Gemeinde durch die von ihr gewählten Obrigkeiten und übte in Bezug auf Verwaltung und Rechtspflege innerhalb ihrer Gränzen eine vollständige Autonomie aus." — Für alle andern höchst interessanten Ausführungen, sowie über die Gründe des Verfalls der Dorfverfassungen, verweisen wir auf die obige Anzeige selber, der wir nur wenige Sätze entlehnen wollten, resp. auf Maurer's Werk.

an die Sprachwissenschaft wenden, um sie um die Deutung des Wortes zu befragen. Da sehen wir denn Folgendes:

Das isl. thorp, goth. thaurp, dem noch heute ein dän. torp, in der Bedeutung hamlet, hameau, Dörfchen, und ein schwed. torp, Kathen, der westfälische Kotten, entsprechen, bedeutet Torf, aber nicht den Torf als modernen Rivalen des Holzes und der Kohle, sondern den Torfmoorgrund, den Rasen-, Flur- und Haidegrund, also den Fleck, auf welchem unter Umständen ein Flecken sich erhob, nach ihm genannt, wie die stolze, römische urbs ihren Namen dem Kreise, orbis, verdankte, der mit dem Pfluge im offenen Lande zur Bezeichnung ihrer Ausdehnung gezogen wurde, — also außerhalb jener mit Wällen, Schlagbäumen, Fallgattern, Zugbrücken, Thoren, Pfahlgräben, Zwingern, Mauern und Zinnen versehenen Pfalzen, Kastelle und Burgen liegend, und nichts bezeichnend als die vereinzelt im Freien liegende Wohnung, wo nichts stand als die Hütte, dies Zelt der Nordländer, — Flecken, wie sie z. B. die Bataver im Anfange unserer Zeitrechnung unter dem Namen therpen, wovon auch Antwerpen kommt, zwischen den südlichen Rheinarmen gründeten. Die Engländer haben noch unzählige Dorfnamen, die mit thorp zusammengesetzt sind; so Althorp, Apthorp (Northampton) — Upthorp (Huntingdonshire) — Lowthorp, Middlethorp (Yorkshire) — Astthorp, Wilsthorp, Thursthorp (Lincolnshire) ꝛc. ꝛc.

Bei den Angelsachsen hieß turf nicht nur — wie es auch Sir Walter Scott noch fast immer gebraucht — Rasengrund, sondern auch noch die bewohnte Stätte, der Landsitz, das Landgut. Im Sanskrit, wo das Wort darbha neben dûrbhâ und dûrvâ den Torf, den Rasengrund recht eigentlich als Grasland bezeichnet, hat es sogar einem ungeheuern Landstriche den Namen gegeben, nämlich dem Reiche Vidarbha, dem Graslosen, dem heutigen Berar oder Barar, Hauptstadt Nagpur, demselben, welches als Heimatsstätte der chittapramâthinî bâlâ, des „seelenerschütternden Mädchens" Damayantî, durch die wunderschöne poetische Umdichtung Rückert's uns Allen so besonders lieb geworden ist.

Fassen wir dem gegenüber die Benennung Stadt ins Auge, so sehen wir — wie auf historischem, so auch auf etymologischem

Wege aus der befestigten, wohl umwallten und verschanzten, gesicherten Stätte — wie aus der Akropolis in Griechenland, im Römerstaat aus dem Capitolium — in Deutschland die Stadt herausgewachsen ist aus den Burgen, Citadellen und Klöstern, mit sammt ihren Mauern, Gräben und Thoren, namentlich unter Heinrich I., um erst in der Neuzeit aus ihren Bollwerken Boulevards, aus ihren Esplanaden Promenaden, aus ihren Pfahlwerken lebendige Baumwerke zu machen. Wie viele tragen nicht noch, gleich der alten Hammenburg (Havenburg), Hamburg, die Endung burg als Schleppe aus dem 10. Jahrhundert!

Da man im frühen Mittelalter in Deutschland nur am Rhein und an der Donau Städte aus den Zeiten der Römer kannte (und auch diese waren unter den fortwährenden Verheerungen zum Theil in Trümmer gesunken), so müssen wir wiederum hingehen zu den Isländern und sehen, wie es dort damit stand.

Im Altnordischen bedeutet das Wort gard Vertheidigung, Wall, und stimmt zu einer altindischen Wurzel vṛ, var, umgeben, beschirmen; erweitert in kṛt, einhegen, wovon dann gṛha, Haus, als Eingehegtes, kommt. Eine Ableitung vom nord. gard ist girda, gürten, wovon noch unser Gurt, Gürtel; ferner gaard, das Umgürtete, Eingehegte, Umfriedete, das Gehöft, aus welchem das engl. yard kommt, ursprünglich auch Gehöft. Ich erinnere nur an den von den Hanseaten in London gegründeten Stahlhof, den steel-yard.

Die Normannenfürsten Rurik, Sinéus und Truvor, welche bekanntlich im Jahre 862 die ersten russischen Könige wurden (nach ihnen, die aus dem Stamme der Ros waren, führt ja das große Slavenreich noch heute seinen deutschen Namen, gerade so wie ihn das stolze Frankreich trägt), brachten — wie später die französischen Normannen nach England — nebst unzähligen anderen nordischen Wörtern auch dieses mit sich in ihr neues Reich und nannten ihre neubegründete Stadt, ihr Carthago, Holmgard, d. i. Inselgehöft, Inselstadt, und ihr Reich Gardarika, d. i. wörtlich ihr Burgreich, etwa so wie die päpstlichen Staaten les états du saint siége genannt worden sind.

Erst viel später wurde Holmgard zu Novgorod und auch dies ist germanisch für Neustadt; goroditj heißt noch heute im Russischen einhegen, schützen 2c. Dieses gard oder grad finden wir noch an vielen slavischen oder vormals slavischen Städten: Naugard = Novgorod, Neustadt; Stargard, Altstadt; Belgard, Belgrad, Weissenburg u. a.

Derselben Wurzel entsproßten aus anderem Boden das griech. *χόρτος*, lat. hortus, goth. gards, unser Garten, engl. garden, fr. jardin, als das für den unmittelbarsten Nothbedarf Eingehegte, Geschützte; ebenso gürten und mittelst der bekannten Wandlung des g in w: warten für hegen, pflegen, Wärter und später beim Nationalwechsel, durch abermaligen Consonantenwechsel garder, gardien et la garde même, die wir dann aus Frankreich als Leibwache, garde du corps, richtig wieder importirt haben, aber diesmal mit hartem g!

Auch Wörter haben ihre Geschicke und ihre Geschichte.

In allen diesen Wörtern liegt die unverbrüchliche Bestimmung des Schutzes durch Gehege, Wälle und andere Mittel; die Ortsbestimmungen weisen auf feste, sichere Stätten hin.

Dieselbe Auffassung der primitiven Stadt zeigt uns noch ein zweites germanisches Wort, nämlich das altnordische tún, ursprünglich Heimmark, abgegrenzte, eingepfählte Wohnung; daneben dun, im Armenischen schon Haus, von einem sanskr. tunj, beschützen, Schutz gewähren, wovon auch das ahd. zûn, eingehegter Ort, engl. town, auch verkürzt in unzähligen Städte- und Eigennamen in ton und don; unser hochd. Zaun, holl. tuin; im Schottischen ist toun nicht blos das engl. town, sondern auch noch hamlet und farmhouse und steht also der älteren, beschränkteren Bedeutung gegenwärtig noch am nächsten. Auch das celtische -dunum gehört hierher.

Auf welcher breiten Basis ruht nicht das englische Sprichwort: „My house is my castle!"

Auch bei den Slaven waren die ersten Städte nur Einzäunungen, Umfriedigungen. Die Häuser waren aus grobzugehauenen Baumstämmen gezimmerte, in den Fugen mit Moos verstopfte Blockhäuser, daher in den alten Chroniken nie: eine Stadt bauen,

sondern zimmern vorkommt. Wie lange ist es denn übrigens her, daß Ukase den Neubau von Holzhäusern in St. Petersburg untersagten? In den Vorstädten stehen ihrer noch genug, selbst zu Regierungszwecken. Wären die damaligen Städte nicht so leicht gebaut gewesen, — man sehe sich übrigens nur die bemoosten Häupter in Frankfurt und anderen alten Städten an — so hätten die Dänen mit ihren einfachen und schlechten Waffen in Deutschland und England ihrer nicht stets so viele und nicht so schnell zerstören können.

Den romanischen Völkern, als demselben Urstock angehörig, müssen nothwendig ähnliche Grundanschauungen vorgelegen haben, denn das Wort pagus, aus welchem sich später das franz. pays, ital. paese, span. païs mit der Bedeutung Heimat, Vaterland, Land entwickelte, und das anfänglich nur eine Anzahl Wohnungen, ein Dorf, später aber eine Anzahl von Dörfern und Städten, einen Gau, Distrikt, Canton nebst Einwohnern, enfin tout un pays, bezeichnete, kommt doch aller Wahrscheinlichkeit nach von pango, ich schlage etwas ein, hier: den Pfahl zum Zelt. Bei der schnellen Entwicklung des altcampanischen Dorfes zum Gau war dieses Wort, das ist einleuchtend, viel zu weitreichend, als daß es den neuromanischen, von germanischen Anschauungen befruchteten Völkern als Ableitungsstamm für Dorf hätte dienen können.

Sie griffen daher zu villa (vella), lat. Herrenhaus, Landgut, Meierei, Vorwerk, das in seiner allmäligen Erweiterung zum nordischen gaard, d. i. zum befestigten Herren- und Edelsitz, wie in Deutschland die Burg, den Franzosen das Material für den Begriff der modernen Stadt, la ville, hergab, während das augmentirte village schon längst die große Meierei, das moderne Dorf bezeichnete, das die Italiener zwar auch als villaggio, jedoch nur bedingungsweise annahmen, indem sie — jenen Wüstenbewohnern gleich — in Folge der ununterbrochenen Einbrüche von Freund und Feind in ihr Land, schon früh befestigte Dörfer hatten, castella, vom lat. castellum für castrum, befestigtes Lager, welches Wort noch heute vorzugsweise für Dorf gebraucht wird.

Die Spanier haben sich so häufigen Invasionen nicht ausgesetzt gesehen, daher sie Dorf schlechtweg durch lugar, Ort, Flecken, pueblo,

ein Volk, eine selbstständig für sich lebende gens, oder auch durch das arabische Wort aldea wiedergaben, durch letzteres mehr in Andalusien und mehr in der Bedeutung des lat. praedium, Gut, Gutsgemeinde.

Da das römische Adjektiv villanus, bäurisch, im Französischen, kraft der in Frankreich waltenden Kulturverhältnisse, sehr bald zu der ausschließlichen Bedeutung von garstig, gemein, schändlich, niederträchtig, und als Substantiv Grobian, gemeiner Mensch gelangte, was im Italienischen bekanntlich nicht der Fall ist, denn hier heißt villano so viel wie contadino, cioè: lavorator di terra — so konnte diese Sprache auch für städtisch, im Sinne des engl. townish, kein Wort mehr hervorbringen und mußte sich mit der Umschreibung . . . de ville behelfen.

Auch das Wort pagus, Dorf, hat ein Adjektivum abgeworfen: paganus, zum Dorf gehörig, ländlich; bildlich ungelehrt; als Substantiv der Landmann. Von diesem kommt ein zweites paganicus, ländlich und heidnisch; paganitas, das Heidenthum.

Wie ist das möglich?

Zur vollständigen Beantwortung dieser Frage werden wir uns schon noch einmal dem germanischen Gebiet zuwenden müssen, heimelt uns doch in dem Gleichklange der Wörter der Heide, die Haide, der Aufschluß dieses Räthsels gleichsam von selbst entgegen.

Haide, goth. haithi, altnord. heidi, engl. heath, dän. hede, schwed. hed, ist die Haide, das Haideland, die Moor- und Sandhaide, die mit ihren träumenden Fichten, ihren eingesprengten Birken, Schwarzerlen und Kriechweiden, mit hier und da unbehaglich vereinsamten Eichen, Buchen und Eschen und den üppig wuchernden Haidekräutern sich vor den Waldlichtungen dahin streckte und gleich dem thorp, turf, den ersten Ansiedlern den Raum bot zur Wohn- und Weidestätte, entspricht einem sanskr. kshiti, Erde, Grund, dessen nächste Ableitung kschetra bereits die bestimmte, abgegrenzte Mark bezeichnet.

Der Haide wurde bald genug die Benennung des darauf wohnenden Landmannes, da die Sprache noch die Kraft hatte, dasselbe Wort nach zwei geschlechtlichen Seiten hin zu verwenden.

Nachdem aber Constantin der Große die christliche Religion zur Religion seiner Residenz, d. i. also seines Staates erhoben hatte, und Stadtreligion und Stadtbildung nunmehr im schroffsten Gegensatze zu dem Zustande auf dem platten Lande stand, wurde jeder Nichtchrist, gleichviel wo er wohnte, von den griechischen Kirchenvätern schlechtweg ἐθνικός, paganus, gentilis, d. i. Haidebewohner genannt. Das griechische Wort ἐθνικός weicht freilich insofern vom lateinischen paganus (aus welchem franz. payen, ital. span. pagano wurde) ab, als es von ἔθνος, das Volk, gens, kommt, so daß der Ausdruck τὰ ἔθνη, gentes, franz. les gentils, so recht eigentlich die außerhalb der Städte, auf der Haide lebende, große Masse des noch nicht rechtgläubigen Volkes, im Gegensatz zu den bereits orthodoxen Städtern bezeichnet.

Diese Bezeichnung scheint im christlichen Alterthume die allgemein übliche geworden zu sein. Auch Ulfilas hat in seiner gothischen Version des neuen Testamentes sich ihrer bedient, bei Uebertragung der berühmten Stelle Galater II, 14 :

Latein. : Si tu, cum Judaeus sis, gentiliter vivis . . .
Deutsch : wenn Du, ein Jude seiend, nach Art der Heiden lebest . . .
Gothisch : jábai þu, júdajus visands, þiùdisko libais . . .
Französ. : si tu, qui es Juif, vis comme les gentils . . .

in welcher Stelle das Wort þiùdisko, d. i. teutsch, zum ersten Male historisch vorkommt und zwar in der Bedeutung heidnisch, d. i. volksthümlich, wie es denn wirklich von thiud, das Volk, gens, d. i. die Gesammtmasse des auf der Haide, auf dem Torfmoorgrund zerstreut wohnenden Volkes, abstammt.

Das germanische thiud und die römische gens berühren sich in dieser etwas vornehmen Auffassung der städtischen Christen so nahe, daß wir, um zur heidnischen Auffassung der letzteren zurückzugehen, etwas weiter zurückgreifen und einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in die römischen Städte werfen müssen.

Die erste römische Stadt, und den Römern für alle Zeiten die Stadt, war die — aus dem mit der Pflugschaar aufgerissenen Kreise, orbis, hervorgegangene urbs, diese erste feste Stätte, die bestimmt war, den nationalen Herd der Römer zu umschließen,

aus dessen Kultus allein schon die ganze, ungeheure Machtstellung Roms sich wie von selbst erklärt.

Der Kultus des häuslichen Herdes war, wie dies Herr Fustel de Coulanges in seinem unlängst erschienenen schönen Werke: La cité antique, étude sur le culte, le droit, les institutions de la Grèce et de Rome, Paris, Durand, 1864, so geistreich nachgewiesen hat, ebenso die erste Religion der Griechen und Römer, wie er die erste Religion der Hindu war und in der Sinto- oder Kami-Religion der Japanesen es noch heute ist [1]).

„Jenes Feuer, welches jede Familie mit frommer Sorgfalt unterhielt, war etwas Göttliches, oder vielmehr Gott selbst. Es war der Agni und Indra der Inder, ein *Δαίμων*, ein Lar familiaris, mit anderen Worten: die Seele eines Vorfahren, die in der Flamme des Herdes lebte, und die man durch Opfer und Libationen ehrte, daher auch pro aris et focis pugnare, für Altar und Herd kämpfen, so viel bedeutete wie „für die heiligsten Güter" kämpfen.

„Dieser Kultus war es, der zuerst den Begriff der Familie constituirte; aus ihm hervorgehend stellt sich bald das Recht als eine Schöpfung der Religion dar. Jede Familie hat ihren Herd und ihren Gott, und in der ursprünglichen Gesetzgebung ist der Verehrung dieses häuslichen Beschützers Alles untergeordnet. Das Grundprincip der ursprünglichen Familie ist also weder die Geburt, noch die Liebe, sondern der Kultus. Wie befremdend auch Anfangs diese Idee erscheinen mag, doch wird sie allein uns den Schlüssel zu dem gesammten römischen Rechte liefern. Durch sie allein erklärt sich die sociale Stellung der Frauen, die in Rom sich immer unter Vormundschaft befinden, weil sie nie einen Herd besitzen; ihr Herd ist der ihres Vaters, ihres Gatten oder der ihres Sohnes. Auf diese Weise erklärt sich ferner die fast unbeschränkte väterliche Gewalt bei allen alten indogermanischen Völkern." Das Wort Vater, aus der sanskr. Wurzel pâ, erhalten, beschützen, erscheint im Altindischen mit Schwächung des Vokals als pitar, als

[1]) Vergl. hierüber: Max Duncker, Geschichte des Alterthums, II, 1—28, oder Becker, Weltgeschichte, 8. Aufl., I, 198 ff.

der Erhaltende, Beschirmende, aber mit vollem Vokale patir geradezu als Fürst, Herr par excellence, wie in devapatir, der Götterfürst, mahîpatir, der Erde Herr, der Großfürst, akshauhinîpatir, Heeresfürst, Kriegsherr, vispatis, der Allherr oder samrâj, der slav. samodershatelĭ, der Selbstherrscher aller ihm untergebenen Völker. Aus dem normannischen husvatir, Hausvater, wurde nach slavischen Lautgesetzen gossudarĭ, die echteste, geweihteste, slavische Benennung für Kaiser. Und Landesvater und Landesherr sind noch heute schwer zu trennende Begriffe.

„Diese Allgewalt ist dem Vater eigen, weil er, wie bei den alten Indern, der Priester des Herdes ist. Der Sohn ist abhängig, weil er den häuslichen Kultus nicht anders wohin vertragen kann. Der Herd ist untheilbar. Die Erbfolge steht nur denen zu, die das heilige Feuer unterhalten, deshalb ist es auch gerecht, daß der, der väterlichen Gewalt entwachsene Sohn und die verheiratete Tochter davon ausgeschlossen seien, denn beide haben einen andern Herd. Es ist dagegen ebenfalls gerecht und gesetzmäßig, daß der Adoptivsohn, welcher zu den häuslichen Opfern zugelassen wird, an dem Erbe Theil habe, wie jedes andere Kind.

„Fühlt man sich nur einmal von dieser historisch so wahren Idee durchdrungen," so sagt der Recensent des bezeichneten Buches (in Nr. 314 der Augsb. Allg. Zeitung), „so wird sich Einem das ganze römische Alterthum in einem neuen Lichte darstellen. Was ist das agnatio, die Blutverwandtschaft? Was die gens, das Geschlecht, der Volksstamm? Nichts Anderes als ein Verein Vergeschlechteter, die denselben Herd haben. Die Einheit des Kultus ist es, die dem Familienrecht, der Verwandtschaft, der Erbfolge zu Grunde liegt. Nur aus diesem Kultus heraus hat der Begriff des Bürgerthums sich entwickeln können, denn ein Bürger ist, wer die Religion, oder besser gesagt, den Herd der Stadt hat. In Rom ist dieser Herd der Tempel der Vesta. Vesta aber, wie schon Ovid sagt, ist nichts Anderes, als das heilige Feuer: „Nec tu aliud Vestam quam vivam intellige flammam." Die Verehrung aber dieser Flamme des häuslichen und städtischen Herdes brachte die Sage schon mit Romulus nach den campanischen Gefilden,

gleichsam als angeborene Naturreligion, da sie seine Mutter Rhea Sylvia mit der Würde einer früheren Vestalin umkleidet. „Diese Religion erklärt nun auch, warum sich die Griechen und Römer den Staat nie anders, als unter der Form einer Stadt vorzustellen vermochten. Die Nation kann sich nie über den von einem häuslichen Gott beschützten Herd hinaus erstrecken; darum wurden auch von den Alten dem Fremden keine Rechte zuerkannt, denn er hat weder dieselben Götter noch denselben Herd; es ist zwischen ihm und dem Bürger kein Band möglich, ganz wie dies im Mittelalter zwischen Christen und Juden der Fall war. Erst späterhin hat die Religion des häuslichen Herdes sich abgeschwächt; ein allgemeiner, humaner Kultus ist an seine Stelle getreten, der den Fremden die Mauern der Stadt geöffnet hat. Denn wie auf die Familie die Stadt, so war auf die Stadt die Welt gefolgt, und dieser Weltkultus des Allen einigen Gottes war an die Stelle des lokalen, nationalen Gottes getreten und hatte nach des Apostels Ausspruch niedergerissen die Mauern der Trennung und der Zwietracht, so da aufgerichtet waren zwischen den vornehmen Bewohnern der Städte und den einfachen Bebauern der Haide."

Das Wort urbs konnte daher auch, bei seiner ureigenen tiefen Bedeutung, den nachfolgenden neuromanischen Völkern kein Substantiv mehr für Stadt liefern, um so mehr als sein Adjektiv urbanus bereits für städtisch und Städter belegt war [1]). Der Kultus des Herdes war eben zu Grunde gegangen; urbanitas aber, das Stadtleben, die städtische Weise, ganz an das Sein in der Stadt hingegeben, und in zu grellem Gegensatz zu rusticitas, dem ländlichen Brauch. Das griech. πόλις, aus sanskr. purî, a, als die angefüllte, bevölkerte [2]), stand ihnen zu fern, war ihnen zu fremd. Dieses Wortes harrte ein ganz anderer Wirkungskreis: die Politik. Einer Stadt zweiten oder dritten Ranges aber, wie etwa oppidum, ja selbst der freien Reichsstadt municipium, der höchsten nächst der

---

[1]) Gerade so wie im Sanskrit aus nagara Stadt, die Adj. nâgara, gebildet, nâgarika, städtisch, fein, abgeleitet wurden.

[2]) S. Bopp, vergl. Grammatik, III, 375.

urbs, mit römischem Bürgerrechte, eigenen Gesetzen und eigener Obrigkeit, eine Benennung hierfür zu entlehnen, war unmöglich, weil diese Ausdrücke dem Kern der Sache, nämlich der den indogermanischen Völkern aller Stämme urangeerbten Sehnsucht zur separirten Gemeinschaft, zum Gemeindewesen, zu wenig entsprachen.

Hatte die urbs bisher den Glanz des römischen Namens nach außen hin als Staat repräsentirt, so war die civitas, die Bürgerschaft, das Bürgerthum, das Abbild des Staates nach Innen gewesen und dazu berufen, fortzuleben auf unbegränzte Zeiten in den Wörtern cité, city, città, ciudad. Wahrlich ein schöneres Monument ihrer Größe und Bedeutung, als je ein Alexander durch Gründung von noch so viel Alexandria's sich zu setzen vermochte!

Und sollten denn die romanischen Sprachen allein berufen gewesen sein, ein Wort von so tiefer Innerlichkeit zu besitzen, wo wir, die gefühlsreichen, gemüthstiefen Germanen ein so kaltes, objektives, wie die Stadt im Gebrauche haben? Mit nichten! Wie in Rom die Söhne einer Vestalin als Begründer des nationalen Herdes auftreten, so verkündet die nordische Sage, daß von Asien her aus den Ostgegenden Odin mit 12 göttlichen Priestern eingewandert sei und das Land in Besitz genommen habe. Odin oder Wodan aber ist nur der Vertreter des Stammes, der gens, und da diese gens, unser thiud, nur in frei gelegenen Orten wohnte, so weihten sie ihrer Gottheit, die unter einer menschlichen Gestalt abzubilden oder sie zwischen Mauern einzuschließen sie der Größe der Himmlischen nicht gemäß erachteten, die Wälder und Haine, und benannten diese Stätten mit geweihten Namen. „So lange die Menschen," sagt Jacob Grimm, „in der offnen Natur und in den Wäldern lebten, wurde auch der Götter Aufenthalt und jeder Verkehr mit ihnen an keine anderen Stätten gelegt [1])." — Daß diese Gottheit, wie bei den Römern, das Lichtprincip gewesen sein müsse, darauf deutete schon der vorhin erwähnte Gebrauch des Feuers bei der Landesbesitznahme, das erläutert aber auch die Sprache zur Evidenz. Denn ebenso wie Jupiter, d. i. altind. devapatir, Götterfürst, oder ganz

[1]) Geschichte der deutschen Sprache, S. 81.

wörtlich „der himmlische Vater" ist, d. i. der hehre Gott des ewigen Lichtes — und es ist ja hinreichend bekannt, wie diese Benennung allmälig in Zeus, deus, dieu, ital. dio, iddio, span. deos überging und sich sogar im altdeut. zio und tyr als den leuchtenden Gott des Schwertes bezeichnend wieder findet — ebenso bedeutet das Wort Gott (hind. khodâ, pers. khodâ, goda) den Leuchtenden, Glänzenden, und die ihm geweihten Stätten waren die Herde, von denen unser nationales Leben ausging, um sich zu so wunderreicher Blüthenpracht zu entfalten [1]). Unsere urbs, unsere civitas entwickelte sich — wenn auch himmelweit verschieden von der römischen — doch hierin ziemlich analog aus dem Kultus, nur unter anderen Formen. Unsere Stadt ist aber noch der nationale Herd des heiligen Feuers, des innern Feuers der Menschen- und Bruderliebe, das bei keiner Nation je heller flammte denn bei den Germanen.

Und wie das einsame Gehöft und das traute stille Dorf am Waldeshange in der Zeiten Laufe so oft zur Stadt ward und Stadt und Dorf so oft in einander fließen, daß sie gar nicht mehr von einander zu trennen, und wir mit theilnehmender Freude dieses Wachsthums und Gedeihens Zeugen sind, eben so wollen wir uns auch des Gegensatzes freuen, so oft er uns sich darbietet.

Es wird uns stets anheimeln, das traute Dorf mit seinen krausen Giebeln und seinen zwitschernden Schwalben, mit seinen wogenden Saatfeldern rundum und den schlichten Bewohnern. Es ist und bleibt der Herd alles germanischen Lebens, und nimmer werden wir frei von dem Zuge, von der Sehnsucht nach ihm.

Wie tief schildert uns dies einer unserer gefeiertsten Dichter, wenn er, aus der Mitte der Stadt, aber auch aus dem tiefsten Verständniß, aus dem innersten Born seiner Liebe heraus sang:

O du Heimatflur, o du Heimatflur!
Laß zu Deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

---

[1]) Näheres in „Gott und Mensch," S. 25.

IV.

Die Zigeuner.

(Vortrag gehalten im geogr. Vereine zu Frankfurt a. M. am 15. März 1865.)

Es ist auffallend wie sehr die Zigeuner überall wo sie sich nur blicken lassen das Interesse der Städtebewohner stets auf's Neue in Anspruch nehmen. Kaum hat irgendwo eine Bande ihr Lager aufgeschlagen, so strömt Alt und Jung hinaus, diese europäischen Wilden in Augenschein zu nehmen und Zeitungen und Journale, letztere nicht selten von Abbildungen begleitet, wissen viel zu berichten von den abenteuerlichen Gestalten und deren Treiben.

Worin liegt nun das große Interesse, welches diese Geächteten, dieses notorische Diebs- und Bettelgesindel, seit mehr als 400 Jahren auf die abendländische Phantasie ausüben; was fesselt uns — wenn auch nur momentan — so eigenthümlich an diese seltsamen, unliebsamen Gäste, die in ihrer charakteristischen verkommenen Dürftigkeit nur hingegeben sind an den ausschließlich-materiellsten Genuß der Gegenwart in dessen niedrigsten Formen, die nichts wissen und nichts zu wissen verlangen von allen den Fragen, an welchen die denkende Menschheit nun schon seit Jahrtausenden sich abmüht, sondern die, einem fast vegetirenden Dasein fröhnend, wie ein Räthsel dastehen inmitten unserer bewegten Zeit, wo geistesrege jeder vorwärts drängt und strebt und ringt und forscht und sinnt, und „Erkenntniß" die Losung der Tagesordnung ist; wo hinwiederum Alles abgemessen, erwogen, bestimmt, begränzt, geregelt und von tausend Gesetzen der

Gesellschaft, der Sitte und des Anstandes gesichert und umfriedet ist, nicht nur für das Gedeihen der Völker und des Individuums der Gegenwart, sondern weit hinaus greifend und vorbauend für die Wohlfahrt kommender Geschlechter?

Während wir uns müde sinnen und ringen im Doppelkampfe des Lebens nach Innen und Außen, liegen sie behaglich am Zelte und vergeigen, verrauchen und verschlafen das Leben und bieten in ihrer ärmlichen Verkommenheit, in ihrer trotzigen Genügsamkeit allerdings ein Bild dar, dem man ein gewisses poetisches Interesse nicht absprechen kann.

Und so hat sich denn auch die Kunst ihnen schon zum Oefteren zugewandt, um sie um ihr Geheimniß zu befragen, und von Cervantes an, dessen reizende Novelle La gitanilla Preciosa wieder zu einer Zigeuneroper Veranlassung gab, haben Maler, Musiker, Dichter und Schriftsteller fast aller Nationen und stets sehr hervorragende, hineingegriffen in dies wüste Volksleben und reizende Motive in jeglicher Form daraus zu Tage gefördert. So die Maler Murillo, Delaroche, Doré, Paul Meyerheim, die Dichter Walter Scott, Victor Hugo, Xavier de Montepin, Béranger, Lenau, Geibel, Julius Mosen, Karl Beck, Alexander v. Puschkin, Bjälkin u. A. m.

Welcher Art waren ihre bisherigen Schicksale, was sind sie, woher kommen sie, welches ist der Inhalt ihres geistigen nationalen Daseins, soweit ein solches vorhanden, und welche sind voraussichtlich ihre dereinstigen Geschicke inmitten des immer mehr sich abschleifenden, glättenden, civilisirenden und humanisirenden Europa?

Diese und ähnliche Fragen annähernd hier zu beantworten, ließ mich das allseitige Interesse, das sich an diese „roués de la misère“ knüpft, übernehmen, wozu mich der Umstand ermuthigte, daß mir diese interessanten Vagabunden auf meinen langgestreckten, zum großen Theil zu Fuß ausgeführten Wanderungen von der Wolga bis zur Garonne, und von den Karpathen bis zum Fuße der Pyrenäen, in so mannigfachen Exemplaren, oft sehr gegen meinen Wunsch, bekannt geworden sind, daß ich ihnen nicht gerade als homo novus gegenüber stehe.

In die europäische Völker- und Staatenwelt bricht mit einem Male, im Anfange des 15. Jahrhunderts — sporadisch vielleicht schon früher — ein großer Trupp fremden, dunkelfarbigen Volkes in Europa ein, das ohne Idee von heimatlichem Herd und ohne Gott, ohne Sitte und ohne Recht, ohne Wissenschaft und ohne Kunst, ohne Scham und ohne Ehre, ohne Poesie, ja ohne Tradition, nichts von sich zu sagen weiß als daß sie die Roma und über ein großes Wasser gekommen seien, die nichts können als Kessel flicken, Pferde beschlagen, tanzen, musiciren, wahrsagen und — stehlen, letzteres dagegen in höchster Meisterschaft.

Im Jahre 1417 in dem Fürstenthum Moldau, das damals noch bis an das schwarze Meer sich erstreckte, zu vielen tausenden angekommen — gaben sie sich mit der ihnen eigenen, rasch orientirten Schlauheit für auf einer Bußfahrt begriffene Pilger aus und zerstreuten sich mit kaum begreiflicher Schnelligkeit bis an die Nordsee und bis nach Dänemark und Schweden. Das nächste Jahr sind ihrer bereits 14,000 in Italien. Andere große Massen werfen sich nach Polen und dringen ins Innere von Rußland ein, bis fast zurück nach Asien; wieder andere, stets truppweis zusammenhaltend, wenden ihren Marsch nach Deutschland und der Schweiz und Frankreich, in dessen Hauptstadt am 17. Aug. 1427 ein Chef (der sich Graf nannte) und 10 Männer, alle zu Pferde, mit etwa 80 Weibern und Kindern, zum sprachlosen Staunen der Zeitgenossen, ihren Einzug halten. Wieder andere zogen südwestwärts weiter nach Spanien, bis ihnen der Ocean Halt gebot.

Von ihrer äußeren Erscheinung überrascht, schenkte man ihren Angaben anfänglich Glauben und hielt sie für unschädlich, bis es unmöglich ward, das lawinenartig anwachsende Mißtrauen gegen ihre immer bösartiger hervorbrechenden Naturanlagen zu unterdrücken. Da war es zu spät sie zurückzudrängen.

Zu dieser beispiellos schnellen Verbreitung und Festsetzung über ganz Europa waren ihnen die herrschenden politischen und Kulturverhältnisse merkwürdig zu Hülfe gekommen. Vorerst wirkte wohl das Plötzliche, Eigenthümliche ihrer Erscheinung damals mindestens eben so stark auf die Gemüther wie noch heut, wenn nicht mehr.

In zweiter Reihe kam dann in jener Zeit die krasse Ignoranz, die durch alle Stände waltete; der Wunderglaube und der Glaube an jegliches Wunderbare, in Ermangelung fast aller Kenntniß des Wirklichen bei allen Nationen; die noch ziemlich frische Erinnerung an die Kreuzzüge mit ihren Wundergestalten, verklärt durch den Duft der Zeit, verschoben durch abertausend subjektive Zusätze; die herrschende Wanderlust in Bürgergilden, Hochschulen und Sängerzünften, das ganze fahrende Ritterthum mit seinen ungeheuerlichen Abenteuern und abenteuerlichen Ungeheuern, deren Phantasiegestalten nun hier zum Theil als verwirklicht auftauchten; kurz, die ganze geistige Zerfahrenheit und Romantik jener Zeit, die gerade im höchsten Gährungsprozesse begriffen war, wirkte für die Pläne der schlauen Eindringlinge gerade eben so günstig, wie der in höchster Blüthe stehende Fehdestand in fast ganz Europa.

England unter Heinrich V. im Kampfe gegen den schwachen Karl VII. von Frankreich, dem eine Jeanne d'Arc Krone und Waffenehre retten muß, um als Hexe verbrannt zu werden. Italien, müde von der Zwietracht und der Verwüstung der Guelfen und der Ghibellinen, und noch davon wiedertönend, und erst unter Cosmo dei Medici sich zum modernen Staatsleben entwickelnd. Spanien d. i. Castilien und Leon, im wüthendsten Vernichtungskampfe gegen das Maurenreich Granáda, das erst 1492 fällt. Das kleine Portugal ganz vertieft in seine maritimen Unternehmungen, die ein Vasco da Gama, ein Cabral, ein Albuquerque so bald zu so großer Höhe bringen sollten. Griechenland im Kampfe mit den an die Pforte Europa's klopfenden Türken, die sie nur zu bald erstürmen. Die Kirche beschäftigt, ihre ersten Concordate abzuschließen, Hexenprozesse anzustrengen, Hussiten zu verbrennen und ihre berühmten Concilien von Costnitz (1414), Basel (1431) und Florenz (1439) zu planen. Deutschland (unter Albrecht II.) von inneren Fehden mehr zerrissen, denn je. Dabei Magie und Astrologie als gefeiertste Wissenschaften in der Nähe der Throne!

In diese Zustände schlichen sich die Fremdlinge rasch und fast überall mehr oder weniger fest hinein. Kein Wunder, wenn dieselben vorzugsweise geeignet waren, ihre angebornen schlechten Anlagen zu

voller Blüte und Thätigkeit zu entwickeln. Als man sich über die Zigeuner klar wurde, war es, wie gesagt, zu spät. Sie waren bereits überall zur Landplage geworden und als vilissimum et abjectissimum, infame vagumque genus humanum charakterisirt. Im Sinne der guten alten Zeit wurden sie nun fast überall geradezu für vogelfrei erklärt. Man hetzte sie wie Wild, hing sie zu Massen auf, wo man sie traf, peitschte, folterte, verbrannte sie; kurz, kein Mittel schien zu schlecht sie zu vertilgen. Und doch war das Alles nutzlos, denn Niemand kannte so wie sie alle Schlupfwinkel jedes Landes, Niemand vermochte jedem klimatischen Ungemache so zu trotzen wie sie, Hunger, Durst, Hitze und Kälte und jegliche Noth so zu ertragen wie sie, und beim leisesten Sonnenhauche des Glückes wieder zu so reich gesegneten Familiengruppen anzuschwellen, wie sie.

Kurz, sie blieben — und sind eben noch da, und so wird es wohl nachgerade Zeit sein, einen Schritt näher an sie heranzutreten und uns von diesen Beduinen der Weltgeschichte, wie sie Julius Mosen in seiner reizenden Zigeunernovelle : „Die blaue Blume", zwar poetisch doch unzutreffend genannt hat, ihren Doppelpaß aus Asien und Afrika einmal vorzeigen zu lassen, und ihnen, da sie es selber nicht vermögen, ihre Heimat endgültig anzuweisen.

Das werden wir kraft der vergleichenden Sprachwissenschaft unfehlbar vermögen. Ebenso wie wir wissen, daß die Bewohner des fernen Islands, von dem man eine Zeit lang schwankte, ob man es Europa, Amerika oder einem neu zu begründenden arktischen Welttheile zuzählen sollte, die Sprache der in Asien heimischen Arier reden, und daß alle ihre primitiven Anschauungen von dorther ausgingen und nur dort wieder ihre endliche Lösung finden, so gut wie die der Nachkommen der Perser, Griechen, Römer, Celten, Teutonen, Slaven und Littauer, deren gegenseitige sprachliche Verwandtschaft durch sichere, oft mikroskopische Forschung erkannt ist, als auf den ewigen, unabweisbaren Gesetzen des Lautwechsels ruhend, — ebenso wie wir wissen, daß alle die genannten Völkerschaften, bis in ihre letzten Stamm- und Sprachspaltungen hinein, zusammengehören zu einer großen Familie, der es ganz wohl anstehen würde, wollte sie in allen ihren Gliedern dieser heiligen

Blutsbande ein wenig besser eingedenk sein; ebenso unfehlbar werden wir die Zigeuner an den ihnen gebührenden Platz stellen, oder vielmehr, es ist bereits geschehen. Und wenn wir dann sehen sollten, daß wir sie neben unsere gelehrten brahmanischen Sanskrit-Inder aufzunehmen haben als eingeborene Glieder in die edle Familie der Arier, so wollen wir, auch ihre Stammgenossen, wenn auch in fernster Sippe, sie betrachten wie den verlorenen Sohn in der Schrift, und hoffen, die Zukunft werde auch für sie noch Keime der Kultur in ihrem Schoße bergen.

Der gelehrte Prof. Pott in Halle, der eine vergleichende Grammatik und ein vergleichendes Wörterbuch der Zigeunersprache in zwei ansehnlichen Bänden geschrieben hat, gibt in der Einleitung nicht weniger denn 50 Quellenwerke über die Zigeuner an, darunter neben mancher Spreu auch sehr bedeutende.

Die Arbeit des Herrn Pott darf — da er die verschiedenen Zigeuner-Idiome oder vereinzelte Ausdrücke vom höchsten Standpunkte der Wissenschaft aus der strengsten Analyse unterwarf — für abgeschlossen, seine daraus gewonnenen Resultate dürfen für maßgebend angesehen werden. Diese Arbeit, d. i. die theoretische Bewältigung der mannigfachen Zigeunerdialekte, darf ohne Frage zu den schwersten linguistischen Problemen gerechnet werden, theils weil zur Vergleichung wenigstens eben so viele Sprachen herangezogen werden mußten, als Dialekte vorhanden sind, und andererseits, weil die Untersuchung nicht umhin konnte, eine pathologische zu werden, insofern die romsche Sprache, selbst da, wo sie am reinsten blieb, sich gleichwohl in einem hohen Grade desorganisirt und verwildert zeigt. Hierzu kommen noch die fast noch größeren subjektiven Schwierigkeiten, nämlich die Ueberwältigung der zahllosen Irrthümer, Ungenauigkeiten und Mißverständnisse seitens der Sammler, denen es nicht selten an ausreichender Sprachkenntniß fehlte [1]).

---

[1]) So schreibt der Eine — um nur ein Beispiel anzuführen, — brishendo erregen statt des abgefragten der Regen; — o parno, das Weiße st. der Weizen; — beschetuno manusch, ein Mensch, der Sitzfleisch hat, st. sittsamer Mensch; — banduk, Flinte st. Büchse, boite; — Büchse st.

Nachdem wir so der Riesenarbeit des Herrn Pott die gebührende Anerkennung gezollt haben, werden wir uns im Nachfolgenden in Betreff der auf die Sprache bezüglichen Data im Wesentlichen an ihn anlehnen.

Namen der Zigeuner.

Wegen der großen Zerstreutheit dieses Volkes über die Erde hat wohl kein anderes so viele Namen wie die Zigeuner. Pott theilt sie — nach Abstreifung aller solcher, die nur der phantastischen Spekulation gelehrter Etymologen ihr Dasein verdanken, in zwei Kategorien [1]) :

1) solche, welche bei ihnen selbst üblich sind,

2) solche, welche ihnen von anderen Völkern gegeben werden.

Die ersteren dürften am geeignetsten sein, auf ihren Ursprung Licht zu werfen, da sie von Benennungen nach Farbe, Geschäft und wirklicher oder vermeintlicher Abkunft herrühren.

Sie selber nennen sich nun : Románó, Chai, Mánusch, Caló, fem. calli, Zincaló und Sinte. Und genannt werden sie unter den mannigfachsten Namen, die wir anführen wollen, nachdem wir diese beleuchtet haben werden.

Manusch, manisch ist indisch mânusha, Mensch, S. 41; sie bezeichnen sich also selber schlechtweg als Menschen.

Chai (bucharisch djaii) heißt eingeborene Kinder, demin. dschehl, etwa: Menschenkinder, Kinder des Stammes (s. S. 38).

Románó, oder schlechtweg rom, oder in Zusammensetzungen romnimánusch, romnimánisch, romnitschehl heißt wiederum nichts Anderes als Mensch, oder Mensch-Mensch. Han

---

Bürste; — sennelòwisa Rasen, st. tegaron rasen, und unzählige mehr, gemacht von Leuten, die beim gelegentlichen Zusammentreffen mit ein paar Zigeunern geschwind ein Bischen Wissenschaft treiben wollten.

[1]) Wie weit man in solchen gelehrten Spielereien ging, beweist der Umstand, daß es ein Graf Wackerbart doch wirklich so weit brachte, aus Nebukadnezar allen Ernstes Jakob zu machen, nämlich so : 2 × ne = ja! zar am Ende bleibt weg; das restirende bukad wird durch Versetzung kabud = kaput = kopf = kopp = kob : ja + kob = Jakob! Das ist wie Alopex = Fuchs!

dume romnitschehl? Bist du einer von uns? ist die über die ganze Erde verstandene Stammfrage, auf deren Bejahung Zeche und Tanz beginnt. Bei den Mahratten heißt romnichal ein herumziehendes Volk. Rom, par exellence, ist ein Zigeunermann, der Z., romní die Zigeunerin; der Plural roma aber heißt Männer, Menschen. Die Ableitung rommany heißt die Gatten, und dies Wort wird wieder als Stammwort für den fehlenden Plural zu Rom, Zigeuner, gebraucht. Hierzu stimmt formell sskr. rama, Gatte, Liebender, sowie bengalisch ramana, ramani. Dem Inhalt nach würden sich die Zigeuner durch romá als das Menschenvolk, im Gegensatz zu den sich isolirenden, bevorzugten Kasten bezeichnen. Aehnliches finden wir ja auch bei den Deutschen, da thiud, das Stammwort, ja eben nichts als Volk, thiudisk, popularis, ἐθνικός heißt. Auch Slawe kommt weder von słowo, Wort, noch gar von sława, Ruhm, wie die slawischen Wortdeuter gern behaupten, sondern einfach von słowek, słowak, der (slawische) Mensch. Eine solche Anschauung liegt einer Ursprache gar nicht fern und entbehrt nicht einer gewissen Schönheit. Dem gegenüber liegt nun noch eine Ansicht des Professors Brockhaus, wonach rom, romni, aus dem Hindi d'ôma, d'ômnî käme, welches einen Menschen der niedrigsten Kaste, einen im nordöstlichen Indien lebenden, unterjochten, zu Parias entwürdigten Volksstamm bezeichnet. Adam's Hindi-Wörterbuch bestätigt diese Ansicht. Sie ändert jedoch nicht viel an der Sache, sie modificirt nur. Nach dem Hindiverb ramnâ, wandern, würden sie sich die Wanderer nennen, und dies würde das engl. Wort to roam, sowie das ital. romeo, der Pilger, — die man bisher von der Stadt Rom abgeleitet, um so mehr erklären, als Pilger wirklich rumijele heißt. Es sind ja eine Menge Zigeunerwörter ins Englische übergegangen, wie hoax aus hocus, monger, der Krämer, chap, ein kecker Bursch u. a.

Caló, Schwarze, nennen sie sich indisch selber, im Gegensatze zu allen Nichtzigeunern, die pani heißen, d. i. Blanke; für letztere haben sie außerdem noch die Benennungen gacho und busné, nach Borrow sehr starke Ausdrücke, so viel wie Wilder, Heide, d. i. Nichtzigeuner.

Sinte im Plural ist so viel wie Bewohner des Sindhu, Indus, und entspricht dem hindi- und sanskritischen Saindh-ava, aus der Gegend des Sindhu.

Der von ihnen ausgegangene, am weitesten verbreitete, oder, wie Pott sagt, am meisten bequacksalberte Name aber ist Zigeuner mit seinen vielen Variationen: lat. Cygani, Cingari (Aegyptiaci), port. cyganos, ital. zìngari, ungr. cygani, russ. zigàny, türk. syrisch chingana (das unser berühmter Etymolog von vorhin einfach aus Zieh-Gauner! ableitet), offenbar ihr eigenes zincaló, Schwarze, dem das persische zengiân, arabisch zendsch, Aethioper, wohl ihrer Farbe wegen entspricht, denn diese Völker nahmen an, daß sie etwa aus Zangebar, dem Lande der Schwarzen, kamen. Das persische Tsengaris oder Tsingaris bezeichnet außerdem noch heute einen Volksstamm in Vorderindien, der, wenig höher stehend als die Parias, religions- und gesetzlos, tanzend und musicirend, stehlend und betrügend das Land durchstreift; also schon in ihrem Lande waren sie die schwarzen Gaukler, die Zinganen, Singanen, Sanganen, die in Guzerat und am Ausfluß des Indus noch heute übelberüchtigt sind.

Von den ihnen gegebenen Namen sind die hervorragendsten

1) nach ihrer vermeintlichen Heimat, in Deutschland, beim gemeinen Mann: Tatern für Tataren, auch Saracenen und ferner Aegypter (in allen Verstümmelungen, — engl. gypsies; span. gitanos neben germanes, flemingos (den Spaniern schienen alle Fremden aus Deutschland zu kommen); neugr. *Γύφτος* auch *Αἰγύπτιος* neben *Τζύγανος*; ungr. pharao népek, Volk der Pharao.

Den Franzosen erschienen sie als les Bohémiens, entweder weil die nach Frankreich gekommenen wirklich aus Böhmen hinkamen, oder für die damals aufgetretenen böhmischen Brüder angesehen wurden; den Persern als Kauli, Kouli, d. i. Kabuli, aus Cabul stammenden Inder, womit sie wieder das Richtige am nächsten trafen.

2) Nach ihrem Geschäfte: in Schweden: spåkäring, Wahrsager; in Schottland: tinkler, in den Hochlanden caird,

beides Kesselflicker; in Dänemark: kjeltring, Lumpenkerle, Lumpengesindel, etwa = fr. coquin, faquin, maroufle, bélitze, ferner: natmändsfolk, Nachtleute, d. i. Abdecker; in Persien: Lûri, luli, hindi lôhari, Schmiede; in Arabien: Charami, Räuber.

In Indien selber heißen sie noch heute:

1) Diesseits des Indus: Nury = Luri, luli, Schmiede und karachi, Schwarze.

2) Jenseits des Indus, wo Veranlassung der Wanderung und Stamm der Zigeuner völlig unbekannt sind, so wenig Notiz hat man von ihnen genommen: nat, Spitzbuben, beria, Tänzer, Gaukler, im reinen Hindi, und bazi-gar, Spieler, Gaukler, bei den Mohammedanern. Ihr Stammbaum ist also gerade nicht geeignet, sie uns verehrungswürdiger zu machen.

Was nun die Zigeunersprache anbetrifft, so hat sich ergeben, daß sie kein Rothwälsch, keine bloße Gaunersprache, sondern ganz unzweifelhaft eine unter der großen Menge jüngerer indischer Volksmundarten ist; eben so unzweifelhaft ist sie eine echte Sanskritidin, das beweisen Grammatik wie Lexikon, überhaupt ihr Gesammtgepräge, trotz der dichten Verhüllung fremder Zuthaten, aus welcher dies hervorgesucht werden muß. Es ist daher geeigneter mit Hindustani oder Urdu zu vergleichen, oder, nach Prof. Ascóli in Mailand, der ein grundgelehrtes deutsch geschriebenes Werk unter dem Titel „Zigeunerisches“ hat erscheinen lassen, mit Sindhi oder mit der Sprache der Afghanen, als mit dem schon um mehrere Grade höher stehenden Sanskrit oder dessen nächsten Descendenten Prâkrit und Pali.

Sie hat um so größere und schnellere Verluste erlitten, als sie keine Schriftsprache ist — es existirt wenig mehr Literatur in ihr, als die von Borrow und anderen Missionären gemachten Uebersetzungen des Neuen Testamentes, sowie einige ihnen abgefragte Sprichwörter und Redensarten und wenige sehr spät entstandene Lieder. Sie ist in Folge der großen Verbreitung der Zigeuner schnell in viele ganz verschiedene Dialekte zerfallen, die, je nach den Ländern, welche dies Volk bewohnte, mit so viel erborgtem Flitterstaat behangen sind, daß Zigeuner aus verschiedenen, entlegneren

Gegenden Mühe haben, sich mit einander zu verständigen. Ein Wort hat sich, nach Borrow, bis jetzt in allen, noch so weit auseinander starrenden Dialekten erhalten, der Name für Wasser, pani, das bis ins hindust. panî, sskr. pânîya, zurückgeht. Daß diese Sprache aber in Folge dieser landschaftlichen Färbung überall für eine Gerigonza, Gerga, Jargon, Argot gehalten wurde, ist nicht auffällig.

Die Sprache der Zigeuner ist sehr wohlklingend, hat eine reiche Deklination — für unbelebte Dinge 6 Casus, für belebte Wesen 7 auch 8, wobei es interessant ist zu beobachten', daß die Wörter Herz, Leib, Mund und Zunge, aber daneben auch Fluch als belebte Wesen repräsentirend behandelt werden. Sie hat reich ausgestattete, perfekte Formen und einen Conjunktiv. Für alles Uebrige muß ich auf Pott und Borrow verweisen.

Was die räumliche Verbreitung der Zigeuner betrifft, so giebt Rienzi in seinem Werke über die Zigeuner dieselbe also an: Man findet Zigeuner in Asien, von Tobolsk und den orenburgischen Kirgisensteppen an, durch Indien, Persien, die Türkei, Annam, Siam, China, Japan; Europa, in fast allen Ländern; Afrika, in Aegypten, Nubien, Abessinien, Sudan und der Berberei.

Ihre Kopfzahl ist wohl auf zusammen 5 Millionen Köpfe zu veranschlagen. Diese Zahl scheint sehr hochgegriffen; wenigstens ist jene der in Afrika wohnenden Zigeuner — wenn überhaupt dort welche hausen, was Borrow, der sich ihrethalben längere Zeit in Aegypten aufgehalten hat, sehr in Frage stellt — nur eine sehr unbedeutende, und für Europa finde ich in den neuesten mir zugänglichen Quellen folgende Angaben: Oesterreich 83,779, in Ungarn, Wojwodschaft, Siebenbürgen und im Heer nach A. Leist fast 100,000; Türkei 80,000, Rußland 48,247, Polen 162, walachische Fürstenthümer 120,000, Serbien 15,000, Spanien 45,000, England 1836 noch 18,000, jetzt 10,000. In Frankreich, Italien und Preußen, Holland, Skandinavien verschwindend wenig, zusammen etwa 2000, so daß wir auf die Gesammtzahl von rund 504,000 für Europa kommen. Sollten die übrigen Millionen wirklich vor-

handen sein, so möge uns der Himmel vor ihrem künftigen unerbetenen Besuche in Gnaden bewahren.

Um nun auf ihren Charakter und ihre Sitten oder vielmehr auf ihre überall gleiche Charakter- und Sittenlosigkeit, ihre Gebräuche, Anlagen und Beschäftigungen zu kommen, so hat sie Niemand besser geschildert als der russische Dichter Puschkin, dem wir in einigen Zügen folgen wollen.

Der Morgen also brach herein,
Mit Lärmen strömt das Volk daher,
Zugleich ist alles in Bewegung.
Die Wagen setzen sich in Marsch;
Der Zug durchwogt die öde Ebene. —
In Körben, auf der Esel Rücken,
Sieht man die Kinder lustig spielen;
Die Männer, Brüder, Mädchen, Frau'n,
Und Alt und Jung folgt durch einander.
Geschrei, Zigeuner-Lieder, Lärm,
Des Bären monoton Gebrüll,
Der Ketten ungeduldig Rasseln,
Der Lumpen buntes Farbenspiel,
Der Kinder und der Greise Nacktheit,
Der Hunde Bellen und Geheul,
Verwirrt ist alles, wild und arm,
Doch alles, sorglos und lebendig,
Der bleichen Ueppigkeit so fremd.

Gottes Vöglein kennt die Sorgen,
Kennt des Lebens Mühen nicht;
Ohne Arbeit es am Morgen
Für den Tag sein Nest sich flicht,
Schlummert Nachts auf dünnem Zweiglein, —
Herrlich geht die Sonne auf; —
Gottes Stimm' erweckt das Vöglein;
Singend schwingt sich's Vöglein auf.
Nach dem Lenz, des Jahres Blüthen,
Kommt der Sommer, brennend heiß,
Nebel schwirren, Stürme wüthen,
Und der späte Herbst wird weiß:
Lästig wird alsdann das Wohnen —
Vöglein flieget fort im Nu!
Ueber's Meer, nach warmen Zonen,
Schnell dem schönen Frühling zu.

Dem sorgenfreien Vöglein gleich,
Kennt er — ein flüchtiger Verbannter —
Die Ruh des sichern Nestes nicht.
Für ihn sind alle Wege gleich,
Sein Lager nimmt er aller Orten.
Wenn auch der Donner manchmal grollt —
Er blicket sorglos auf's Gewitter,
Wie auf das schöne Wetter hin.
So lebt er, nimmer anerkennend
Der dumpfen Städte schweren Zwang!
Wo Leut' in Haufen, hinter Mauern,
Nie athmen frische Morgenluft,
Noch Frühlingsduft der grünen Auen,
Und ihre Freiheit schnöd' verhandeln,
Vor Götzen ihre Häupter beugen,
Um Ketten betteln, wie um Gold.

Zemfira, die Tochter des Zigeunerkönigs, wird von ihrem Gatten Aleko geleitet. Dieser, ein Nichtzigeuner, war vor zwei Jahren von der Bande adoptirt worden. Auf seinen Verdacht, daß sie einen jungen Zigeuner zu lieben scheine, erwiedert sie:

Du liebst zu schwer und gar zu schmachtend,
Nur scherzend liebt das Weiberherz.
Schau auf: Am weiten Himmelszelte
Zieht frei der volle Mond dahin,
Und theilet Glanz auf seiner Reise
Der ganzen Welt gleichmäßig aus.
Kaum blickt er eine Lieblings-Wolke
Mit seinen Strahlen prachtvoll an,
So eilt auch schon zu einer andern
Im nächsten Augenblick er fort.
Wer kann die Stell' ihm wohl bezeichnen?
Befehlend ihm: „Hier bleibe stehn!"
Und wer befiehlt dem Mädchen-Herzen:
„Nur einen lieb' und wechs'le nicht!"

Als er später seinen thatsächlichen Rivalen getödtet hat, verstößt ihn der Krallis mit den Worten:

„Du stolzer Mensch! Verlaß uns jetzt.
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze;
Doch keine Mörder dulden wir."

Der Zigeuner liebt nur einen Menschenschlag — seines Gleichen. Der unversöhnliche, thierische Haß gegen Nichtzigeuner ist fast un-

ausrottbar in seine Seele gepflanzt. Eine Ehe mit einem busné, aus Liebe, ist daher so gut wie unmöglich. Doch sollen in Rußland, wohl aus anderen Gründen, gemischte Ehen eingegangen worden sein. Eben so wird von vereinzelten Fällen der Adoption eines Nichtzigeuners berichtet. Eine Religion hat er nicht, wiewohl er, des Vortheils halber, jede Landesreligion zu bekennen heuchelt. Von irgend welcher Moral ist keine Rede. Nichts Bestimmtes thun, an keinen festen Ort, an keine Zeit, an kein Gewerbe gebunden sein, ist ihm erste Lebensbedingung. Somit bleibt musiciren, Bären führen, etwas Schmiedehandwerk, Pferde beschlagen, -scheeren und -kuriren das Lieblingsgeschäft der Männer, wahrsagen, den bösen Blick vertreiben, Blut besprechen und nach Borrow jegliche Teufelei, das der Weiber; betteln und stehlen das Aller, ohne Ausnahme:

Auf der Stufe tiefster Erniedrigung stehen sie, nach A. Leist, der im „Globus“ eine gediegene Arbeit über die Zigeuner der Süddonauländer mitgetheilt hat, in der Türkei, woran freilich die Sklaverei, in welcher sie dort gehalten wurden, sowie der gänzliche Mangel an irgendwelchen Vorbildern der Civilisation schuld genug sein mag.

In einzelnen Ländern, wo man etwas aus ihnen machen wollte — wie z. B. in Ungarn unter Maria Theresia — wurden sie auch Gastwirthe und Goldwäscher, und es muß letztere Beschäftigung oft eine sehr lohnende gewesen sein, da es vorkam, daß koncurrirende Zigeuner 1000—1500 fl. jährliche Pacht für Waschstellen boten und doch dabei prosperirten. In den Süddonauländern, wo sie massenhaft vertreten sind, ersetzen sie, vermöge ihrer mannigfachen technischen Fertigkeiten, gegenüber den gewerbescheuen ländlichen Rumänen nicht selten das mangelnde Culturelement und erscheinen überhaupt als das aushelfende Volk, das, trotz seiner sittlichen Verwahrlosung, ein nothwendiges Uebel geworden ist; denn hier sind sie nicht blos Tänzer und Musikmacher, sondern auch Handwerker, wie Graveure, Möbel- und Kunsttischler u. s. w. und vor Allem sehr geschickte und begehrte Köche.

Am liebsten aber betrieben sie das Geschäft der Schleichhändler, Henker und Scharfrichter, und die Chroniken sind voll von schauder-

erregenden Berichten, mit welcher teuflischen Freude sie in Spanien die Opfer der Inquisition foltern und quälen halfen.

Hier wirft man vielleicht die Seitenfrage auf, warum sie, die völlig Gottlosen, nicht selber eine Beute dieses Tribunales der Gewissen wurden? Borrow, der englische Zigeunermissionär, der sie kannte, wie kein Anderer, und den sie selbst stets für einen Zigeunerkönig, Krallis, ansahen, giebt hierauf zur Antwort: „Es war nichts von ihnen zu holen, folglich ließ man sie laufen, bis sie etwa der weltlichen Macht in die Hände fielen.“

Ist der Zigeuner grausam, so ist er auch feig, und daß er dies ist, sehen wir u. a. an seiner geringen Tauglichkeit zum Soldaten und zu jedem bürgerlichen Berufe, zu dem wahrlich mehr Muth gehört als zum Vagabundiren.

Unter solchen Umständen leben sie schlecht, im Zelt, in Gruben und Höhlen, unter der Weide am Bach, auf der Haide, im Walde, wo es eben geht. Ihre Nahrung ist, was sie eben auftreiben können: Wild, wenn es zu haben ist, Kaninchen, Katzen, Hunde, Ratten, Mäuse, und was die Bauernhöfe etwa liefern; selbst von Gott geschlachtetes Gethier, wie sie es nennen, wird nicht immer verschmäht. Vor Allem aber brauchen sie Tabak und Branntwein. Unter sich gehorchen sie einem Krallis, in Ungarn Vajda genannt, einem Oberzigeuner oder Zigeunerkönig, der aber abgesetzt wird, wenn seine Unternehmungen sich nicht bewähren. Ihre Ehen schließen sie sehr früh, — 14jährige Mädchen sind meist schon Bräute, d. i. heiratsfähig; die Einwilligung der Aeltern und der Kinder ist der ganze dabei zu beobachtende Apparat, eine Schwelgerei die Feier und die einzige Gelegenheit, wo sie busnés in ihre Zelte lassen. Das Topfwerfen (Polterabend) ist ein ihnen entlehnter Gebrauch. Die Ehen werden aber unverbrüchlich heilig gehalten, wenigstens von Seite der Frauen.

Ein Busné ist wohl selten von einem Zigeunermädchen geliebt worden, obwohl sie ihn — und sie sind mitunter von gewaltiger, unheimlich anziehender, hinreißender Schönheit — in ihren Netzen umstrickt hält, bis er nichts mehr zu opfern hat. Sie verblühen

aber eben so schnell und zeichnen sich später durch hexenhafte Häßlichkeit aus. Ihre Ehen sind sehr kinderreich, und schon deshalb dürften die noch anderweitig nicht begründeten Anschuldigungen des Kinderraubes im Ganzen grundlos sein. Als völlig unwahr haben sich die vereinzelt gegen sie erhobenen Anklagen des Kannibalismus herausgestellt.

In drei Ländern haben sie sich vorzugsweise zu halten und zum Theil günstiger zu stellen gewußt, als im übrigen Europa; es sind dies solche, in welchen die allgemeine Bildung, im Einzelnen und Ganzen, sich nicht zu solcher Höhe entwickelt hat, daß die Zigeuner mit ihrem wüsten Treiben in gar zu schroffem Widerspruche dazu gestanden hätten. Sie konnten sich daselbst accomodiren, ohne gerade nach jeder Seite hin die subtilen Gesetze der Civilisation zu verletzen; auch wurde ihnen dort nicht überall jedes Büschel Haidegras mißgönnt, das ihre hungrigen Pferde abweideten, ich meine Ungarn mit seinen weitgestreckten, pferdereichen Pußtas, Spanien, das in seinen Sierras ihnen ungezählte Zufluchtsstätten bot, und Rußland. Hier hat sich der Zigeuner mehrfach bis zu einer gewissen Höhe entwickelt und selbst zu verschiedenen Malen künstlerische Anläufe (aber auch nur solche) genommen, namentlich in Musik und Tanz.

Ihre Instrumente: das Tamburin (türkische Schellentrommel), der Triangel, die große Trommel, Piccoloflöte, der Dudelsack, das Zimbal (Hackebrett), die Maultrommel, die Castagnetten und die türkischen Tschinellen (Becken) schließen zwar jedes Virtuosenthum aus und sind, vereinzelt, mehr oder weniger, der Ausdruck der Bettelmusik geworden, haben aber nichtsdestoweniger der Janitscharen-Musik ihre Entstehung gegeben, und wirken in ihren Händen, besonders beim Gesange, oft in überraschender Weise.

Wer sie gehört hat, die seltsamen Sänger in Bukarest oder Moskau, wo sie ihre so beliebten Vocal-Concerte geben, die Einen wie mit magischer Gewalt fesseln an diese wunderbaren Laute, welche bald in leisestem Tremolo zarte, unverstandene Klagen auszuhauchen scheinen, getragen von den halbmurmelnden, bewegten Stimmen der

Männer, bis sie in steigendem Pathos sich wirbelnd schwingen und plötzlich culminiren in einem wild ausbrechenden, gellen und doch harmonischen Schrei, der Einem durch Mark und Bein geht, um sich dann wieder zu brechen, wie eine Feuerwerksgarbe, in viele leuchtende Einzelklagen, die jede für sich und doch alle zusammen weben und schweben, um wiederum aufzusteigen zu einer gewaltig wirkenden Lautsäule, der wird es begreiflich finden, daß selbst ein Franz Liszt es der Mühe werth erachtete, ihre Musik näher zu beleuchten und in seinem eigenen wunderbaren Style ein ganzes Buch darüber zu schreiben: Les Bohémiens et de leur musique, Paris 1859, das der höchsten Beachtung werth ist.

Im Tanze haben sie von jeher geleistet und leisten sie in Andalusien noch immer, was einst die Tochter der Herodias vor Herodes that, sie verdrehen den ernsten Spaniern geradezu die Köpfe. So wie das magnetische Klik-klak ihrer Castagnetten ertönt, durchströmt es jeden Zuschauer siedend heiß. Bis zu welcher Extase sie auch den kältesten Betrachter hinzureißen vermögen, ist in des geistreichen Richard Ford's Handbook of Spain, S. 188, nachzulesen, der selbst nach einem 22jährigen Aufenthalte in Spanien die einzigen zwei echten Zigeunertänze Zarabanda und Romalis (letztere unter dem Namen Ole auch von den Spaniern blaß nachgeahmt) „matchless, unequalled, inimitable“ nennt, gerade so wie seine Beschreibung dieser Tänze ist. Das Erbtheil der Devadâsî's, d. i. der Bayaderen (von port. balhadéiras, Tänzerinnen) ist ihnen also bis jetzt nicht verloren gegangen.

Sie sind grenzenlos unwissend und wissen über sich selbst nichts mehr zu sagen, als daß sie, nachdem sie es so oft von Anderen gehört, allen Ernstes aus Aegypten zu stammen vermeinen, von welchem Lande sie aber wiederum nichts wissen, als daß ein mächtiger Pharao daselbst geherrscht habe, nach dessen Falle sie über die Erde zerstreut wurden. Und so bauten sie sich eine Sage, die sie jedem erzählen, der sie hören will, in folgender Form:

„Es war einmal ein großer König in Aegypten, Namens Pharao, der hatte zahlreiche Heere, mit welchen er nach allen Ländern hin den Krieg trug und alle unterliegen machte. Und als er

die ganze Welt bekriegt und besiegt hatte, ward sein Herz traurig und voller Sorgen, denn er wußte nicht, was er beginnen sollte, und fand doch nur am Kriege Wohlgefallen. So gedachte er denn endlich mit Undebel, mit Gott selber, Krieg zu führen und sandte Herolde an ihn ab mit der Herausforderung: herabzusteigen vom Himmel mit allen seinen Engeln und zu streiten mit Pharao und seinen Heerschaaren. Aber Gott sagte: „Ich will meine Macht nicht messen mit der eines Menschen!“ Aber Gott war entrüstet über Pharao und beschloß ihn zu strafen ob seines Hochmuths; und er öffnete eine Spalte an der Seite eines großen Berges, und es erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, der zog den Pharao und seine Heere hin zu dem düstern Eingange, und der Abgrund umfing sie allesammt, und der Berg schloß sich wieder über ihren Häuptern. Aber wer in der St. Johannisnacht hingeht an den Berg, der kann den Pharao und seine Heere darin singen und toben hören. Als nun Pharao und seine Heere dahin waren, standen alle Könige und Völker, die dem Gewaltigen unterthan gewesen, wider Aegypten auf, das nun ohne König und ohne Vertheidigung war, und überzogen das Land mit Krieg und überwältigten es, und zerstreuten sein Volk über die ganze Erde, und: Apilyēla gras Chāi tapank Lucalk, d. i. sieh, und nun trinken unsere Saumthiere im Guadiana!“

Borrow bringt noch eine ähnliche Sage in poetischer Form, die ich ihm möglichst klang- und sinngetreu nach übersetze:

Heimatsstatt war uns einstmals die Gegend von Chal,
Wo nur Lust und Genuß sich uns bot überall —
Bis, zerstreut durch die Welt wir, kein Mensch weiß mehr wie,
Unsre Saumthiere tränken im Guadiana nun, sieh!

Einstmals knieten viel Kön'ge vor unserem Thor,
Und nicht Einer von uns kam gering ihnen vor.
Doch, ach, jetzt sind verworfen wir, mehr denn noch nie,
Unsre Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Denn der Undebel sah von dem wolkigen Thron,
Wie so schlecht unser Thun, unsre Herzen voll Hohn,
Und so trieb er uns fort, der noch niemals verzieh; —
Unsre Saumthiere trinken im Guadiana nun, sieh!

Und doch sollten sie trinken nur die heil'ge Flut,
Die durch Thal sich ergießet in sonniger Glut — —
Sie kosten von allen, als dem Einen, sieh:
Apilyēla gras Chāi tapanî Lucalî!

Wie es aber möglich ist, daß in Spanien noch heute so manche feine Dame einem unsaubern, ignoranten Zigeunerweibe ihre Hand darreicht, um sich aus den zarten Linien derselben die bahî von ihr sagen zu lassen, wäre geradezu unerklärlich, wüßten wir nicht, daß nichts so leicht Wurzel in uns faßt, als der Hang zum Aberglauben und zum Glauben an Vorbedeutungen. Im gewöhnlichen Leben hilft man sich mit dem Worte „unberufen" oder mit dem Shakspeare'schen: „Es giebt mehr Ding im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio!" um den Schein zu retten. In unkultivirteren Ländern, wo man mehr dem Instinkte als dem klaren Vernunftbewußtsein gemäß lebt, giebt man sich ihm ohne alle Scheu hin und man wird auch deshalb von Niemand gerichtet. Aber auch in dem erleuchteten Deutschland — von Frankreich und England ganz zu schweigen — ist in dieser Beziehung manche dunkle Stelle. Ich will gar nicht zurückgreifen etwa bis in die Zeiten des Tischrückens, das wenigstens als reizende Sinnestäuschung auftrat, sondern in die Gegenwart hineingreifen, wo der Data des krassesten Aberglaubens sich so viele darbieten. Oder wie könnten sonst die Zukunftskarten, die unter dem Namen Lenormand verkauft werden, wenigstens in Norddeutschland, einen so riesigen Absatz finden, wie kaum ein verständiges Buch? Wie wäre es möglich, daß jüngst in Königsberg in Preußen die Postbotenfrau Klein vor den Assisen stand, der absichtlich geübten Zauberei, d. i. für die Gerichte des Betruges, angeklagt? Daß die deutsche Presse noch unter dem 9. Nov. 1866 berichten muß, daß im Ahrthale ein junges Mädchen als „Hexe" vom Schöffen verhaftet und nicht eher in Freiheit gesetzt worden ist, als bis sie dem Bürgermeister vorgeführt wurde? Wie sollten nun die Zigeuner aus so günstigen Verhältnissen, wo sie sie finden, nicht den größtmöglichen Nutzen ziehen, um so mehr, als dies fast die einzige Seite ist, von der sie uns beikommen können?

Resumiren wir das Mitgetheilte behufs bündiger Lösung der am Eingang gestellten Fragen, so finden wir, daß die Zigeuner Arier und Hindu, vielleicht aus der Gegend des Sindhu, des Indus, sind, die sich, nach Ascoli, vielleicht lange unter den Afghanen aufgehalten haben, daß sie zwar keine Kaste bilden und ihnen überhaupt jegliche Erinnerung an ihr ursprüngliches Heimatland verloren gegangen ist, daß sie aber in kastenartiger Abgeschlossenheit in einem versumpften Zustande dahin leben. Das Interesse, welches sie uns unzweifelhaft einflößen, ist wohl mehr unser eigenes, subjektives Gefallen an der Abnormität ihrer Erscheinung, der Ungewohntheit und Seltsamkeit, und nicht selten an dem wirklichen Zauber ihrer fremdartigen Gestalten, an der scheinbaren Räthselhaftigkeit ihres Wesens, von dem wir so wenig wissen, an dem Trotz, mit welchem diese Geächteten, gegen die seit vier Jahrhunderten Jedermanns Hand erhoben war, die wilde Freiheit des Wolfes festhalten, an den vagen Vorstellungen, die sich an das hohe Alter ihres Stammes knüpfen, kurz, an ihrem ganzen, geheimnißvollen, romantischen Vagabundenthum, das ja von jeher des Interesses nicht entbehrte, unter welchen weltgeschichtlichen Formen es auch auftrat — denn die reine Objektivität ihrer Erscheinung, die höchstens durch ihren scharfen Contrast gegen unsere Zustände, gleichsam wie ein Curiosum, an dem wir rasch vorübergehen, auf uns wirkt, ohne einen dauernden, wohlthuenden Eindruck in uns zu hinterlassen, und diesen Eindruck machen auch alle hier einschlagenden Kunstwerke; es ist eben love's labour lost!

Was ihre künftigen Geschicke sein mögen, wer dürfte es wagen, dies andeutend zu bestimmen? Daß sie aber dennoch in Europa sich an Zahl vermindern, ist eine unbestrittene Thatsache, die sich zum Theil dadurch erklärt, daß sie, in Folge der fortgeschrittenen, sie zurückweisenden Civilisation, sich in einzelnen Staaten in ihrer verkommenen Rohheit nicht haben halten können; in anderen hingegen, wie jetzt in Spanien, sobald sie seßhaft geworden, nicht mehr als Zigeuner, sondern als eingeborne Spanier in den Geschlechtsregistern der Städte verzeichnet werden, daselbst auch vielfach nicht mehr auf die gitanerias — eine Art Ghetto — beschränkt sind, ein Ver-

fahren, das, echt spanisch, die Achtung vor dem Individuum tel quel bekundet und als wahrhaft human verdiente nachgeahmt zu werden. Woher anders sollen die Keime künftiger Gesittung für sie kommen?
Die Worte unseres Dichters, der sie auf der Haide sah,

Wo sie ihm dreifach haben gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet,

Beilage.

Drei russische Zigeunerlieder im Original mit meiner Uebersetzung, die bei Joh. André in Offenbach mit Original-Melodie im Stich erschienen sind.

1.

Соловей.

Соловей мой, Соловей,
Голосистый соловей!
Ты куда, куда летишь,
Гдѣ всю ночку пропоешь?
Соловей мой, соловей
Голосистый соловей!

Кто-то бѣдная, какъ я
Ночь прослушаетъ тебя,
Не смыкаючи очей
Утопаючи въ слезахъ?
Соловей и т. пр.

У меня ли у младой
Дорогъ жемчугъ на груди,
У меня ли у младой
Жаръ-колечко на рукѣ.

У меня ли у младой
Въ сердцѣ миленькой дружокъ —
Въ день осенній на груди
Крупной жемчугъ потускнѣлъ.

sind zwar recht wahr und tief gegriffen und bekunden sein eminentes Talent als Situationsmaler; sie sind aber für uns von geringerer Innerlichkeit als die Schlußstrophe, in welcher er gesteht, daß

Nach den Zigeunern lang' noch schaun
Mußt' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Drei Zigeunerlieder.

1.

Nachtigall.

Nachtigall, lieb' Nachtigall,
Sangesholde Nachtigall!
Sag, wohin Du nun Dich schwingst,
Und die ganze Nacht durchsingst?
Nachtigall, o Nachtigall,
Sangesholde Nachtigall!

Ist noch sonst ein armes Herz,
Das Dir lauscht in süßem Schmerz;
Das die Nacht kein Auge schließt,
Weil's in Thränen überfließt?
Nachtigall u. s. w.

Ach, ein Kind noch bin ich schier —
Doch mich drückt des Ringes Zier.
Ach, ein Kind noch bin ich schier —
Ringlein glüht am Finger mir.

Ach, ein Kind noch bin ich schier —
Aber tief im Herzen hier
Lebt der Freund, dem ich geweiht —
Macht mir gar viel Herzeleid!

Въ зимнюю ночку на рукѣ
Разнялося кольцо;
А какъ нынѣшней весной
Расл͡юбилъ меня милой.

2.

Цыганская пѣсня.

Не брани меня, родная,
Что я такъ его люблю; —
Скучно, скучно, дорогая,
Жить одной мнѣ безъ него!
Я не знаю что такое
Вдругъ случилося со мной,
Что такъ рвётся ретивое,
И терзаюсь я тоской!

Все оно во мнѣ изныло,
Все горю я какъ въ огнѣ,
Все не мило, все постыло
И страдаю я по нёмъ.
Въ ясный день и темны ночи
И во снѣ и на яву
Слезы мнѣ туманятъ очи,
Все летѣла-бъ я къ нему.

Мнѣ не нужны всѣ наряды,
Ленты, камни и парчи —
Кудри молодца и взгляды
Сердце бѣдное зажгли.
Сжалься, сжалься же, родная,
Перестань меня бранить;
Знать судьба моя такая
Что должна его любить.

Wohl hat er in Winternacht
Mich zu seiner Braut gemacht;
Aber mit dem Frühlingshauch
Floh mich der Geliebte auch.

2.

Zigeunerlied.

Schilt mich nicht, o liebe Mutter,
Daß ich ihn so innig lieb' —
Ach, ich stürbe, wenn ich ewig
Ohne ihn alleine blieb. —
Was nur also in mir wühlet,
Mich so wunderbar umstrickt,
Daß mein Herz so bange fühlet,
Gram und Schmerz mich so bedrückt!

Alles tönt in mir so bange,
Fieberglut durchzuckt den Sinn —
Alles ist mir kalt und öde,
Macht mich bangen nur nach ihm.
Ob der Tag, ob Sternenschimmer
Rings die frohe Welt beglückt —
Meine Augen weinen immer,
Daß mich nichts zu ihm entrückt!

Sieh, ich frag' nicht nach Gewändern,
Nicht nach Schmuck und Edelstein —
Seine Locken, seine Blicke
Nahmen ganz mein Herze ein.
Drum, nicht wollest Du mich schelten,
Habe Mitleid, Mütterlein —
Doch im Schicksalsbuch der Welten
Steht's: nur Ihn lieb' ich allein!

3.

Цыганская пѣсня.

Коль счастливъ я съ тобой бываю,
Ты улыбаешься какъ май;
Въ твоихъ глазахъ я вижу рай,
Глядя на нихъ всегда вздыхаю.
    Ты не повѣришь, ты не повѣришь
    Какъ ты мила.

Коль страшна мнѣ съ тобой разлука,
Моей плѣнительной красы;
Считаю скорбные часы
Лежитъ на сердце злая скука.
    Ты не повѣришь, ты не повѣришь
    Какъ ты мила.

3.

Zigeunerlied.

Seliges Glück stets fühl' ich bei Dir —
  Hold wie der Mai strahlt süß Dein Blick,
  Schau ich hinein, ach, Himmelsglück
Leuchtet er strahlend ins Herze mir!
  :,: Hast keine Ahnung :,:
    Wie lieb Du bist.

Düster erscheint mir die Trennungsstunde —
  Wie soll ich's tragen, süßes Kind,
  Wann wir beisammen nicht mehr sind —
Wo flücht' ich hin mit meiner Wunde!
  :,: Hast keine Ahnung :,:
    Wie lieb Du bist.

Zweite Abtheilung.

Literarhistorisches. — Uebersetzungen.

V.

СЛОВО О ПЛЪКУ ИГОРЕВѢ :

Heldenlied vom Heereszuge Igor's gegen die Polowzer.

(Aeltestes Russisches Sprachdenkmal aus dem XII. Jahrhunderte.)

In der Kritik der St. Petersburger Zeitung (vom 25. Nov./7. Dec. 1854) meiner großen Ausgabe des Igorliedes (mit Grammatik, Glossar, Commentar und einer metrischen Uebersetzung, Berlin 1854) wurde ich — neben vieler gütiger Anerkennung — auf manches Mangelhafte meiner Textausgabe sowohl (die ich nach Sacharow gegeben hatte), als auch der Worterklärung schwieriger Stellen, vornehmlich auf die Schriften und Aufsätze des kenntnißreichen Prof. Bussłajew hingewiesen.

Die waren mir, bei der damals fast unüberwindlichen Schwierigkeit Bücher aus Rußland zu beziehen, trotz allen Bemühungen nicht zugänglich geworden.

Seitdem hat Herr Bussłajew in seiner großen „historischen Chrestomathie" (Moskau 1861) den Igor-Text nach einer der zuverlässigsten Abschriften des leider im Brande von Moskau untergegangenen Originales (das, selber eine Copie, auf Papier vom Anfange des XV. oder Ende des XIV. Jahrh. geschrieben gewesen), von vielen höchst gediegenen Noten begleitet, herausgegeben und mir

die Freude gemacht, mir ein Exemplar dieses Werkes persönlich zu überreichen.

Nach diesen erklärenden Noten nun habe ich meine Uebersetzung des Igorliedes berichtigend umgedichtet, und lege sie in dieser neuen Gestalt dem Leser vor, wobei ich bemerken muß, daß die in Klammern stehenden Strophen in der Busslajew'schen Ausgabe fehlen.

Erklärende Noten gab ich hier nicht, weil dieselben Jedem, den es angeht, in dem schönen reichen Werke des Herrn Busslajew zugänglich sind, und ich hier nur einen ethnographischen, nicht aber auch einen streng philologischen Zweck im Auge hatte.

Da meine größere Ausgabe des Igorliedes bis auf das letzte Exemplar vergriffen ist, so denke ich schon seit lange mit Liebe an eine neue, namentlich in literarhistorischer Beziehung möglichst umfassende Bearbeitung dieses interessanten Denkmales. Ich gedenke meine Studien — so ich lebe — im Jahre 1870 zum Abschluß zu bringen, und richte daher die dringende Bitte an Alle, die es interessirt, an Gelehrte und Ungelehrte, an Zeitungs-Redactionen, Journale, Sprachgesellschaften und Vereine, und vornehmlich an die Kaiserliche Academie der Wissenschaften mich durch Mittheilung alles Dessen gütigst unterstützen zu wollen, was nach irgend einer Seite hin dazu beitragen möchte, eine möglichst vollkommene Ausgabe veranstalten zu können.

Frankfurt a. M., März 1868.

I.

Brüder, wär' es nicht gerathen,
Nach dem alten Brauch der Väter
Was die Sagen von dem Zuge
Igor's, Swätoslawitsch's Sohne,
Melden, treu zu wiederholen?
Doch beginnen mag dies Lied nur
Nach den Sagen uns'rer Zeit, nicht
Nach Bojan's erhab'ner Weise.

Denn Bojan, der hehre Dichter,
Wollte der im Lied berichten,
Schweift' er ab durch Wald und Auen,
Ließ den grauen Wolf der Haide
Und den Wolkenaar erscheinen,
Um es würdig auszuschmücken.
Es gedenkt die Sage aber
Mancher Fehde früh'rer Zeiten;
Zehn der Falken ließ man fliegen
Von zehn Händen auf die Schwäne;
Wessen Falk zuerst sie faßte,
Dessen Lied besang den greisen
Jaroslaw, und auch den tapfern
Mstislaw, der vor den Schaaren
Kassog's einst Roman, dem schönen,
Swätoslawitsch's hehrem Sohne,
Den Rededja schlachtete.

Doch Bojan, ihr Brüder, nimmer
Ließ der zehn der Falken fliegen;
Seine geistdurchhauchten Finger
Legt' er auf beseelte Saiten
Und des Fürsten Ruhm erschallte
Gleich als tönten sie von selbst. —

Fangen wir daher, o Brüder,
Nun die Kunde dieser Sage
An von Wladimir, dem Alten,
Bis zum jetz'gen Fürsten Igor,
Der den Geist mit Kraft gestählet,
Und das Herz mit Heldenmuthe;
Der von Kriegeslust getrieben
Seine tapfern Schaaren führte
Gegen der Polowzer Sitze
Um das Vaterland zu rächen.

II.

Und es schaute Igor auf zur
Lichten Sonne, und erblickte
Von der Finsterniß derselben
Seine Schaaren all' bedecket.
Sprach da Igor zur Drushina:
„Meine Brüder und Drushina,
Besser ist's getödtet werden,
Als gefangen je zu leben!
Darum Brüder, laßt die muntern
Rosse alle uns besteigen
Daß den grünen Don wir schauen!"
Es vergaß der Fürst der Minne
An die Gattin; vor Begierde,
Scheut er nicht das Himmelszeichen [1]),
Achtet's nicht in seinem Eifer.
„Eine Lanze will ich brechen",
Spricht er, „mit euch, tapf're Russen,
An der Gränze der Polowzer;
Eh' ich nicht mit meinem Helme
Erst den Don austrinke, Brüder,
Will mein Haupt zum Staub' ich beugen."

O Bojan, du sangesreiche
Nachtigall der alten Zeiten,
Daß du jene tapfern Streiter
Doch besängest, durch die Haine
Gleich der Philomele wandelnd,
Doch den Geist hoch in den Wolken,
Und in deinem Lied vereinend
Jener Zeit und dieser Ruhm.
Der du einst auf Trajan's Wege

[1]) Die Sonnenfinsterniß.

Durch das Thal zur Höhe stiegest!
Denn nun gilt's ein Lied zu singen,
Oleg's Enkel, unserm Igor!

Diesmal trug kein Sturm die Falken
Schwebend über die Gefilde;
Unglücksvögel, Krähen eilen
Heerdenweis zum großen Donstrom.
O Bojan! erhab'ner Dichter,
Du, des Glücksgotts Weles Enkel
Hättest dies besingen sollen! —
Rosse wiehern an der Sula,
Ruhm ertönt im hellen Kiew
Und in Nowgorod erschmettern
Kriegstrompeten; Fahnen wehen
Zu Putiwl. — Igor harret
Wsewolod's, des lieben Bruders.

Wsewolod der Wildstier redet
Also zu ihm: „Einz'ger Bruder,
Einz'ges helles Licht du, Igor!
Beide sind wir eines Stammes;
Sattle rasch die muntern Rosse,
Meine harren längst bei Kursk schon,
Aufgeschürrt, vorausgesendet.
Aber meine Kurianer,
Das sind Recken, kampfgewaltig,
Beim Trompetenschall gewindelt,
Unter Helmen eingelullet;
Nahrung ward an Lanzenspitzen
Ihnen dargereicht; — die Wege,
Die Verborgenen, die Gräben,
Alle kennen sie auf's Beste.
Ihre Bogen sind besennet,
Ihre Köcher weit geöffnet,
Ihre Schwerter scharf geschliffen.

Und sie reiten wie die grauen
Wölfe, wenn sie hungrig streifen.
Ehre suchen sie sich selber
Aber ihrem Fürsten Ruhm."

Drauf betrat Igor, der Fürst, nun
Mit dem Fuß den goldnen Bügel,
Ritt das Blachfeld auf und nieder.
Doch die Sonne sperrt den Pfad ihm,
Stellt ihm Finsterniß entgegen.
Stöhnend regt die Nacht mit Grausen
Wach den Klageruf der Vögel,
Das Geheul des Waldgethieres.
Und der Div, der Unglücksvogel,
Schreit vom Gipfel eines Baumes,
Heißt's das ferne Land vernehmen,
An der Wolga, nah am Meere,
Und die Gegend an der Sula,
Asow's Fluten und den Cherson,
Und auch dich den weitbekannten
Götzen von Tmutarakan.

Die Polowzer unterdessen
Auf noch ungebahnten Wegen
Eilten hin zum großen Done;
Nächtlich knarren ihre Wagen
Wie ein Schwarm vertrieb'ner Schwäne.
Igor führt zum Don die Schaaren!
Doch o weh! die gier'gen Vögel
Wittern im Voraus sein Elend
Und die Wölfe heulen gräßlich,
Ihr Geheul tönt in den Gräben;
Und die Geier laden klappernd
Alles Wild zu Gast auf Knochen;

Selbst die Füchse belfern kecker
Ueber all' die rothen Schilde.

Rußland! überschritten hast du
Schon die Gränze bei Schelomja.
Lange währt die Nacht; des Morgens
Holder Schein ist ausgeblieben —
Nebel decket die Gefilde —
Philomelens Lied entschlummert,
Es erwacht der Elstern Schwatzen.

Und die Russen auf dem Blachfeld
Bilden mit den rothen Schilden
Eine Schutzwehr, suchend Ehre
Für sich selber, Ruhm dem Fürsten.

III.

Seit des Freitags erstem Frühroth
Schlugen sie die Heidenvölker
Der Polowzer; dann gleich Pfeilen
Ueber's Blachfeld fliegend, nahmen
Sie die schönen Heidenmädchen,
Gold und Hüllen auch mit ihnen,
Reiche Sammetstoffe, Mäntel,
Pelzwerk auch und theure Ortma's
Und so viel des sonst'gen Zierraths,
Daß sie über Moor und Sümpfe
Gleichsam Brücken damit legten.
Eine rothe Kriegsstandarte,
Eine weiße Siegesfahne,
Reich mit Purpurprunk gezieret
Und der Schaft aus lauterm Silber
Ward dem tapfern Swätoslawlitsch.

Und es schlummert im Gefilde
Oleg's tapfres Heldennest nun —
Weit ist's diesmal ausgeflogen; —
Nicht zum Unglück war's erkoren,
Nicht dem Geier, noch dem Falken,
Noch Polowzer, dir, du schwarzer,
Götzendienerischer Rabe!

Da eilt Gsak gleich einem grauen
Wolfe, hin zum großen Done,
Gontschak ebnet ihm den Pfad [1]).

Und am andern Morgen frühe
Kündet blut'ge Morgenröthe
Die Geburt des jungen Tages:
Schwarze Wolken [2]) zieh'n vom Meer her
Die vier Sonnen [3]) zu umhüllen,
Und sie sprühen blaue Blitze.
Wie in grausem Ungewitter
Ziehen Pfeile, wie im Regen
Von dem großen Don herbei!

Ha! das war ein Lanzenbrechen,
Ha! das war ein Schwerterklirren
An den Helmen der Polowzer
Dort an der Kajala Ufer,
Nicht zu fern vom großen Don.

Rußland, überschritten hast du
Schon die Gränze bei Schelomja!

---

[1]) Gsak und Gontschak: Chane der Polowzer.

[2]) Episch für feindliche Heere.

[3]) Die vier Stämme Olegs: Igor, Wsewolod Trubtschewski, Swätoslaw Olgowitsch und Igor's Sohn Wladimir.

Diese Winde, Stribogs Enkel,
Pfeile wehen sie vom Meere
Auf die tapf're Igorschaar.
Dumpf erdröhnt der Erde Veste,
Trübe rinnen schon die Fluthen
Staub bedecket die Gefilde,
Während laut die Fahnen rauschen. —
Und Polowzer ziehn vom Don her
Und vom Meer, von allen Seiten.
Und die Russen mußten weichen.
Und die Teufelsbrut der Heiden
Schanzt sich ein mit wildem Jubel;
Auch die tapfern Russen gränzen
Ab ihr Lager mit den Schildern.

Wsewolod, du starker Wildstier,
Vorne stand'st du in dem Treffen,
Pfeile sprühst du auf die Heere,
Donnerst kräftig an die Helme
Mit dem Schwerte, hart von Stahle.
Wo der Wildstier hingesprungen
In dem goldnen Helme leuchtend,
Liegt 'ne Saat von Heidenköpfen,
Liegen Helme der Avaren,
Die dein scharfes Schwert durchspalten,
Starker Wildstier Wsewolod!

Wo der hinschlägt bahnt er Wunden,
Nicht gedenkt er dann der Ehren,
Noch sein eignes Leben schont er.
Alles hat er dann vergessen,
Tschernigow, mit dem ererbten
Goldnen Thron, und auch die schöne
Holde Gattin, die Glebowna,
Die ihm über Alles hold.

IV.

Schwere Zeiten sind gewesen —
So die Schlachten Trajans, so auch
Jaroslawl's schwere Zeiten,
Und des Oleg's Kriegerschaaren,
Oleg's des Swätoslawitschen.
Oleg aber mit dem Schwerte
Schmiedete nur Kampf und Fehde,
Säte Pfeile rings im Lande,
Stieg in seinen goldnen Bügel,
Auf dem Hof zu Tmutarakan,
Und der Klang erscholl bis hin zu
Jaroslaw dem Wssewoloden.
Doch in Tschernigow Wladimir,
Sohn des Wsewolod, verstopfte
Jeden Morgen sich die Ohren
Vor dem grausen Kriegsgetöse.
Boris aber, Swätoslawitsch,
(Der den jungen tapfern Fürsten
Oleg arg beleidigt hatte,
Ward, wiewohl er hohen Ruhm sich
Längst erwarb, vor alle Fürsten
Jetzo in's Gericht gefordert.
Und er breitet eine grüne
Decke über eine Pferdshaut,
Wartet harrend des Gerichts.

Von demselben Kajalflusse
Hatte einstmals seinen Vater
Swätopolk herbeigerufen.
Mitten zog der durch das Lager
Der ungar'schen fremden Reiter,
Zog dahin zum hellen Kiew
Hin zur heiligen Sophia.)

Oleg, auch, der Gorislawlitsch,
Säte Fehde aus im Lande,
Wuchernd ging sie üppig auf!
Selbst Dashd-Bog's geliebter Enkel
Büßte mit dem Leben; vielen
Tausend Menschen ward durch diese
Fürstenzwiste früh ihr Leben
Abgekürzt. Nur selten tönte
Da des Siegesvogels Rufen;
Raben krächzten nur im Lande,
Leichen unter sich vertheilend,
Und die Krähen schwatzten, wenn sie
Flogen nach dem üpp'gen Fraße!
Seht, so war es zu den Zeiten
Jener Kämpfe, jener Streiter!
Doch ein blut'ger Kampf wie dieser
War bisher noch unerhört!

V.

Und vom Morgen bis zum Abend
Und vom Abend bis zum Lichte
Fliegen heiße Pfeile wechselnd,
Klingen Schwerter gegen Helme,
Krachen hartgestählte Speere
Auf dem fremden Schlachtgefilde
Mitten im Polowzerlande.
Schwarz getreten ist das Blachfeld,
Mit Gebeinen übersäet
Und mit Blute übergossen.
Ach, zum Jammer hatte Rußland
In der Heimath sie erzeugt!

Was erklingt mir, was erbraust mir
Früh schon, vor der Morgenröthe?

Igor hat die Schaar gewendet,
Denn ihn jammert seines Bruders.
Und sie schlagen sich und kämpfen
Einen und den andern Tag;
Doch am dritten gegen Mittag
Senken sich die Fahnen Igor's.
Trennen müssen sich die Brüder
An dem schnellen Fluß Kajala.
Blut'ger Wein nur fehlt beim Abschied
Und die tapfern Russen haben
Jetzt ihr blutig Mahl beendigt.
Wohl die Gäste sind gesättigt,
Doch sie selbst sind unterlegen
Für das theure Land der Russen.

VI.

Und es neigt das Gras vor Leide
Seine Halme, traurig beugen
Alle Bäume ihre Zweige.
Aber jetzt, o Brüder, nahten
Sich uns freudenlose Zeiten.
Unser Heer war wie verschlungen
Von der Steppe. Selbst die Enkel
Dashdbog's, die sonst glücklich waren,
Ach, die Schmach hält sie umschlungen.
Diese stieg, gleich einer Jungfrau,
In das Land Trajans hernieder,
Lüftet ihre Schwanenflügel,
Fliegt zum Don, sich da zu weiden,
Und von dort zum blauen Meere,
Noth und Hunger im Gefolg!

Dachte mehr kein Fürst zu ziehen
Gegen jene Heidenschaaren.

Und der Bruder sprach zum Bruder:
„Dies ist mein, und mein ist jenes,“
Und die Fürsten um ein Kleines,
Als ob sie um Großes stritten,
Fingen an sich Kampf zu schmieden,
Während allerwärts die Heiden
Drängen nach im Russenland.

Ach, der Falk' ist fortgezogen,
Weit dahin, die Vögelschaaren
Vor sich hin zum Meere treibend.
Nimmer werden Igor's Heere,
unseres Tapfern, auferstehen!
(Wild in's Land brach Schla und Karna,
Brandgeruch in Feuersäulen
Breitend durch das Land umher.)

Laut erscholl der Weiber Weinen,
Und sie sprachen: „ach, nicht ferner
Können wir die theuren Gatten
Durch Gedanken nur erdenken,
Durch kein Sinnen sie ersinnen,
Nicht mit Augen sie erblicken;
Und mit ihnen ging nicht wenig
Gold und Silber uns verloren.“
Auch das helle Kiew, Brüder,
Stöhnte unter schwerem Kummer,
Tschernigow vor tiefem Leiden.
Angst ergoß durch's ganze Land sich,
Und die Drangsal floß in Massen
Mitten hin durch's Land der Russen. —
Doch die Fürsten kämpften immer
Noch verblendet mit einander,
Während siegreich stets die Heiden
Zieh'n in's Land, Tribut erhebend,

Je ein Eichhorn auf's Gehöfte.
(Ach, ihr beiden Swätoslawlen,
Tapf'rer Wsewolod und Igor,
Ach, ihr habt der frechen Lüge
Aufzuwachen Raum gegeben;
Unter eurem Heldenvater
Swätoslaw dem Schrecklichen,
Der zu Kiew auf dem Throne
Herrschte, lag sie träg in Ruhe.
Fürchterlich war der zu schauen
Wenn er mit den starken Schaaren,
Mit den hartgestählten Schwertern,
Rasselnd hinzog gen Polozk.

Hügel, Gräben trat er nieder,
Seen trübte er und Flüsse,
Trocknet' Bäche aus und Sümpfe,
Und den Heiden Kobjak riß er,
Gleich der Windsbraut, wenn sie wüthet,
Am Asow'schen Meere, mitten
Aus den Reihen der Polowzer,
Ob sie zahlreich auch gepanzert
Ihren Führer rings umgaben. —
So fiel Kobjak denn in Kiew,
Im Gemache Swätoslawl's! —
Damals sangen Deutsche, Griechen,
Mähren und Venetianer
Swätoslawl's Ruhm; doch Igor,
Der den Kern des Heer's versenkte
Auf den Boden der Kajala,
Die's Polowzerland durchfließet,
Und viel russisch Gold mit diesem —
Igor fand ihr Mitleid nur..

Igor stieg vom gold'nen Sattel,
Mußt' auf dem von Koschtschei reiten.

VII.

Traurig sind der Städte Wälle,
Jede Fröhlichkeit verschwunden.) —
Aber Swätoslaw, im Schlafe,
Sah ein düstres Traumgebilde :
„Auf den Hügeln Kiew's, sprach er,
Habt, vom Abend an die Nacht durch,
Ihr mit schwarzer Leichendecke
Mich umkleidet, als ich ruhte
Auf dem Bett von Eibenholze.
Blauen Wein, mit Gift gemischet,
Reichte man mir dar zum Tranke;
Aus der köcherart'gen Oeffnung
Einer Heidenmuschel schütteln
Sie mir eine große Perle
In den Schooß, mich tief verehrend.
Aber ach! mein goldgewölbtes
Zimmer haben sie durchbrochen,
Haben meinen Kerbehölzern
Alle Köpfe abgebrochen,
Und vom Abend an die Nacht durch
Krächzten Busses Unglücksraben,
Krächzten auf der Flur von Plesnezk
Und das Thal entlang von Kiß; —
Gingen nicht hinab zum Meer".

Es erwiedern die Bojaren :
„Dir, o Fürst, hat herber Kummer
Jetzt den hellen Blick umfangen.
Sieh', zwei wack're Falken flogen
Fort vom väterlichen Throne,
Von dem Thron, aus Gold geschmiedet,
Nach der Stadt Tmutarakan hin,
Hin vor Lust den Don zu schauen."

„Mit dem Schwert hat diesen beiden
Falken der Polowzer Heide
Ihre Schwingen wohl zerhauen,
Und sie selbst in Eisenfesseln
Festgeschlagen. Trüb und düster
War für sie der dritte Tag.
Beide Sonnen wurden dunkel,
Beide hehre Purpursäulen
Ach! erloschen, und mit ihnen
Wurden auch zwei junge Monde,
Oleg war's und Swätoslawl,
Von der Finsterniß umzogen. —
Das geschah am Fluß Kajala,
Wo die Nacht das Licht umhüllte:
Und von wo, gleich einem Neste
Wilder Panther, die Polowzer
Gleich ganz Rußland überschwemmten,
Alles wild ins Meer versenkend,
Und die Wuth des Chans vermehrten.
(Läst'rung folgte nun dem Lobe,
Noth brach ein wo Freiheit herrschte,
Und der Div sprang auf die Erde. —
Siehe, schöne goth'sche Jungfrau'n
Singen laut an den Gestaden
Jenes fernen blauen Meeres;
Klingen laut mit russ'schem Golde,
Singen Bus ein Loblied; preisen
Jubelnd des Scharokan Rache.
Wir allein, o Waffenbrüder
Dürsten heiß nach Freud und Lust.")

Swätoslaw der Große also
Unter Thränen gold'ne Worte
Läßt er seinem Mund' entfallen:
„O ihr meine theuren Vettern

Igor, du, und Wsewolode!
Wohl sehr früh habt ihr begonnen
Zu zermalmen die Polowzer
Und euch selber Ruhm zu suchen.
Doch zur Schmach nur überwandet
Ihr die Heiden, und zur Schmach nur
Habt ihr deren Blut vergossen.
Eure Herzen, stark und tapfer,
Sind in hartem Stahl geschmiedet,
Sind im Kampfesmuth gehärtet.
Alles dieses habt ihr meinem
Silberhaare angethan!“

„Schon seh ich nicht mehr die Herrschaft
Eines wahrhaft Großen, Reichen;
Nicht des mächt'gen Bruders Heere,
Jaroslaw's und nicht die andern,
So aus Tschernigow, wie früher,
Aus Moguten und Tatranen,
Aus Schelbiren und Toptschaken,
Aus Rewugen und Olbiren,
Zahllos unter ihm gefochten!
Wilde Völker! ohne Schilde,
Nur mit einem Stiefelmesser,
Stürmten sie mit wildem Schreien
Siegreich auf die Feinde ein.“

„Spracht ihr: laßt uns nun ermannen,
Rühmend euch der Ahnen Siege,
Um den frühen Ruhm der Alten,
Mit dem Zukunftsruhm der Nachwelt
Unter uns allein zu theilen!
Ist's ein Wunder, wenn im Alter
Plötzlich ich mich neu verjünge?
Auch der Falke in der Mauser

Scheucht mit hocherhob'nen Flügeln
Kräft'gen Schlags die Vögel von sich,
Läßt dem Neste, das er hütet,
Unbill nimmer widerfahren."

VIII.

(„Schlimm, sehr schlimm ist's, daß die Fürsten
Nicht vereint mehr mit mir wirken,
Daß sie so die guten Zeiten
Ganz verdarben. — Schreit bei Rim nicht
Dort das Volk, von Heidenschwertern
Hart bedrängt? seufzt Wladimir nicht
Unter Wunden? ward nicht Schmerz und
Kummer jetzt Gleb's Sohn zu Theil?") —

„Großer Fürst, o Wsewolode!
Eilst im Geiste aus der Ferne
Du nicht her, den Thron zu schützen,
Deinen gold'nen, angeerbten?
Denn du kannst mit raschen Rudern
Leicht den Wolgastrom zerstieben,
Und den Don kannst mit dem Helme
Ohne Müh' du trocken schöpfen.
Wärst du hier, dann gälten Fürsten
Wie der Tschag nur eine Nogat
Und der Koschtschei einen Räsan.
Du vermagst's auf trocknem Lande
Mit beweglichen Scherschiren
Eine Veste zu beschießen
Gleich den wackern Söhnen Gleb's."

„Und ihr tapfern Degen, Rurik,
David du! wie oft schon schwamm euch
Tief im Blut der gold'ne Helm nicht!

Sind es denn nicht eure Recken,
Die, vom heißen Stahl getroffen,
Brüllen gleich den Auerochsen,
In dem fremden Schlachtgefilde?
Auf, ihr Herren, alle, steiget
Rasch in eure gold'nen Bügel!
Kämpft, die Schmach der Zeit zu rächen,
Streitet für die russ'sche Erde,
Kämpft für Igor's schwere Wunden,
Für den wüth'gen Swätoslawlitsch!
Und du Jaroslaw von Halitsch,
Du achtsinn'ger, der du sitzest
Hoch auf goldbeschlag'nem Throne.
Hast du doch die Ungerberge
Einst mit deinen Eisenschaaren
Treu gestützt und ihrem König
Fest den Weg gesperrt; der Donau
Thore dir geöffnet, Lasten
Ueber Wolken leicht geworfen,
Ueberall Gerichte ordnend
Längs der Donau. Deine Schrecken
Rinnen noch durch alle Länder!
Kiew's Thore hast du einstmals
Dir geöffnet; von dem gold'nen
Väterlichen Throne hast du
Rings die Sultane zerschmettert."

„O erlege mit dem Pfeile,
Herr, den Kontschak und den Heiden
Koschtschei für die russ'sche Erde,
Und für Igor's schwere Wunden,
Für den wüth'gen Swätoslawlitsch!
Und du, muth'ger Roman, tapf'rer
Wsewolod, du auch! es trägt euch
Tapf'rer Sinn zu raschen Thaten.

Und du schwimmest hoch zum Kampfe,
Gleich dem Falken, der in Lüften
Seine weiten Schwingen ausspannt,
Strebend alle andern Vögel
Kühnen Flugs zu überwinden.
Habt ihr beiden doch am Helme
Feinster abendländ'scher Arbeit,
Eisenbänder bis zum Bruststück.
(Ha! vor diesen bebt die Erde
Und des großen Chans Gebiete!
Litthauer, Jatwägen warfen
Fort vor Schreck, wie Daromeler
Und Polowzer, ihre Spieße.
Und vor euren stählern, harten
Schwertern beugten sie das Haupt.")

„Aber nun, Fürst Igor, längst schon
Ist der Sonne Licht versieget,
Und der Hain wirft ohne Freude
Seine Blätter ab. — Ihr theiltet
An der Rsa einst und der Sula
Städte aus, doch deine Schaaren,
Igor, stehen nimmer auf!"

„Fürst, der Don, er schreit dir laut zu,
Ruft die Fürsten auf zum Siege.
Und die tapfern Olgowitschen
Sind hinaus schon zum Gefechte.
Es sind Wsewolod und Ingwar,
Ferner die drei Mistislawen,
Keines schlechten Fürstennestes
Sechsflügler! die viel der Länder
Durch des Looses sich'res Walten
An sich rissen. Wozu dienen
Eure gold'nen Helme, eure
Läch'schen Speere, eure Schilde?

(Auf, umschließt des Schlachtfelds Pforten
Rasch mit euren scharfen Pfeilen,
Für die heil'ge russ'sche Erde,
Und für Igor's schwere Wunden,
Für den wüth'gen Swätoslawlitsch!"

IX.

„Und nun zieht die Sula nicht mehr
Hin in silberhellen Wogen
Nach Perejaslaw; die Dwina
Fließt wie Sumpf so trübe weiter
Zu den schrecklichen Polowzern,
Unter dem Geschrei der Heiden."

„Denn Wassilkow's Sohn, Isjaslaw,
Tobt allein mit scharfen Schwertern
Gegen litthauische Helme.
Ueberflügelt hat den Kriegsruhm
Wseslaw's er, des Vaters Bruder;
Aber unter rothen Schilden
Ward er selbst dahingestrecket
Von den Schwertern der Litthauer
Auf das Gras, das blutgetränkte. —
Und sie hoben auf ein Bett ihn,
Und er sprach: „o Fürst, die Vögel
Haben mit den Flügeln grausig
Deine Drushina umfächert,
Und die wilden Thiere labten
Leckend sich an ihrem Blut.") —

„Nicht sein Bruder Brätschislaw'l,
Auch nicht Wsewolod war bei ihm;
Einsam aus dem tapf'ren Leibe
Haucht er seine Perlenseele

Durch die gold'ne Panzeröffnung.
Alle Freude ist gewichen,
Keine Stimm' ertönt; es schmettern
Nur Trompeten von Gorodensk.
Jaroslaw, und alle Enkel
Wseslaw's, neigen ihre Fahnen,
Stecken ein die schart'gen Schwerter!
Aus dem Ruhme eures Ahnen
Seid ihr längst herausgewichen!
Habt mit euren Zwischenfehden
Heiden in das Land gezogen.
Wseslaw kostet' es das Leben!
(Aber Wseslaw, der berühmte,
Hatte einst, 's war sieben Jahre
Nach Trojan, das Loos geworfen
Eine Stadt gleich einer Jungfrau
Zu gewinnen. Auf das Streitroß
Sprang er, führend krumme Eisen,
Sprengte fort damit gen Kiew,
Mit dem Schafte seiner Lanze
Stößt er an den gold'nen Sessel;
Sprengt von dort, gleich einem wilden
Thiere, mitternächt'ger Weile
Fort aus Bielograd, vom Nebel
Dicht umhüllt; doch gegen Morgen
Legt er seine Mauerbrecher
An die Nowgorod'schen Thore;
Oeffnet sie, zerbricht gleich Glase
Jaroslawl's alte Ehre;
Sprengt, gleich einem Wolfe, weiter
Zur Nemiga von Dudutok.")

„An den Ufern der Nemiga
Wirft man Schober auf von Köpfen,
Schmiedet man gestählte Ketten;

Auf der Tenne legt sich nieder
Manches Leben; manche Seele
Weh't, gleich Spreu, hier aus dem Leibe.
Der Nemiga blut'ge Ufer
Waren übersät mit Unglück,
Mit Gebeinen russ'scher Söhne
Waren reich sie übersät."

„Wseslaw sprach Gericht dem Volke,
Ordnet Fürsten ihre Städte, —
Aber mitternächt'ger Weile
Sprengt er, wie ein Wolf, alleine
Nach Tmutarakan, dem Chorsu,
Dem Sonnengott, in seinem Laufe
Voraneilend, und erreicht es
Vor dem ersten Hahnenschrei!"

„Als man einst die Messe läutet'
Früh in Polotzk, in der Kirche
Sanct Sophiae, hört' ers klingen
Das Geläute, denkt an Kiew.
Wohnt' auch seine hohe Seele
In dem Leib' gleich einer Freundin,
Litt er oft auch große Noth."

„Diesem Wseslaw sang Bojan einst,
Der begeistert sinn'ge Dichter,
Führt ihm an ein altes Sprichwort :
„Nicht vermag der Feingewandte,
„Nicht der Glückliche vermag es,
„Selbst der Vogelflugeskund'ge,
Gottes Schickung zu umgeh'n!"

„O wie muß jetzt Rußland seufzen,
Wenn's gedenkt der frühern Zeiten

Und gedenkt der frühern Fürsten!
Leider konnten wir Wladimir's
Glück nicht an die Hügel fesseln,
Uns'rer Stadt, des hellen Kiew!
Seine Fahnen führt jetzt Rurik,
Noch mit David; (doch sie nähren
Schmachvoll den gehörnten Heiden
Ihre Rachen. An der Donau
Singt man nur noch Heldenthat!") —

X.

Es ertönt der Jaroslawna
Stimme gleich des Kuckuck's Rufe,
Wenn er ungesehn des Morgens
Kuckuck ruft; und also sprach sie:
„Längs der Donau, gleich dem Kuckuck,
Will ich fliegen, will den Aermel,
Fein aus Biberfell bereitet,
In dem Fluß Kajala netzen;
Will des Fürsten blut'ge Wunden
Kühlen an dem Heldenleibe!"
Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle;
Sprechend also: „Wind, o Weher,
Warum, Herr, so widrig wehst du?
Und warum trägst du die Chan'schen
Pfeile her auf deinen leichten
Schwingen, gegen meines Gatten
Heere? ist's dir nicht genügend
Längs des Ufers unter Wolken
Hinzuweh'n, die Schiffe blasend,
Wiegend sie auf blauem Meere?
Warum hast du meine Freude,
Herr, geweht in's Steppengras?"

Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle:
Sprechend: Dnjepr, hochberühmter!
Der du kühn die Felsenberge
Mitten hin durch der Polowzer
Land durchbrochen hast, du führtest
Einst die Schiffe Swätoslawl's
Hin zu Kobjak's Schaaren. Führ' mir,
Herr, den Gatten zu, sonst send' ich
Thränen bald ihm zu ins Meer!"

Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle,
Sprechend: „helle, dreimalhelle
Sonne, allen Menschen bist du
Warm und schön; warum, o Herrin,
Senkst du deine glüh'nden Strahlen
Auf die Heere meines Gatten?
Auf der wasserlosen Fläche
Hast du dürstend ihre Bögen
Ausgesogen; ihre Köcher
Aber schloß der Kummer zu!"

XI.

Um die mitternächt'ge Stunde
Braust das Meer, und Wassersäulen
Heben sich empor, gleich Nebeln.
Aber Igor'n hat, dem Fürsten,
Gott den Rückweg offenbaret
Aus dem Lande der Polowzer
In die russ'sche Erde, hin zum
Väterlichen gold'nen Throne.
Längst erlosch die Abendröthe, —
Igor, aus des Schlafes Banden
Ist erstanden.

Und des Blachfelds Gränzen fanden
Bald heraus auch die Gedanken
Von dem Don zum kleinen Donez.
Dorten harret sein am Flusse
Schon das Roß in nächt'ger Weile.
Und Owlur, der treue Knappe,
Pfeift ihm, heißt ihn wohl verstehen!
Und — verschwunden war der Fürst!

Vom Geschrei erbebt die Erde,
Rauscht das Gras, denn aufgewunden
Wurden der Polowzer Zelte.
Aber Igor, wie ein Wiesel,
Schlüpft behend in's Schilf am Ufer,
Tauchend wie ein weißer Gogol,
Schwingt auf's schnelle Roß sich drüben,
Springt auf's neu, wie ein baarfüß'ger
Wolf von ihm herab und rennet
Hin zur Ebene des Donez,
Wie der Falk in Nebeln flieget,
Tödtend Gänse sich und Schwäne
So zum Frühstück, wie zum Mittag
Und zur Abendmahlzeit. Während
Igor gleich dem Falken hinflog,
Lief Owlur gleich einem Wolfe,
Triefend von dem kühlen Nachtthau.
Die schnellfüß'gen Rosse aber
Hatten beide erst versprengt.

Donez spricht: „Fürst Igor, groß ist
Jetzt dein Ruhm, und Kontschaks Aerger
Und des russ'schen Landes Freude."
Igor spricht: „o Donez, groß ist
Auch dein Ruhm, der du den Fürsten
Schaukelnd auf den Wellen hintrugst,

Betteteſt ihm grünen Raſen
An den ſilberhellen Ufern;
Hüllteſt ihn in warme Nebel,
Unterm Schatten grüner Bäume;
Wie ein Gogol ihn bewachteſt
Auf dem Waſſer, wie ein Kibitz
Auf den Wogen, wie die ſchwarze
Trauerente in den Lüften.
Nicht ſo, ſpricht er, that die Stugna,
Denn die hat gar tück'ſche Wellen,
Und verſchlang viel fremde Bäche,
Und hat am Geſtrüpp manch Fahrzeug
Schon zerſchellt. Dem jungen Fürſten
Roſtiſlaw verſchloß der Dnjepr
Einſt die dunkeln Ufer. Trauernd
Weint die Mutter Roſtiſlawna
Um den Jüngling Roſtiſlaw.
Und es welkten hin die Blumen
Vor der Klage, und vor Trauer
Beugte ſich der Hain zur Erde;
Nur die Elſtern ſchwatzten lauter." —
Auf den Spuren Igors reiten
Gſak und Kontſchak mit einander.
Damals krächzten nicht die Raben,
Und die Krähe ſchwieg, die Elſter
Schwatzte nicht; nur auf den Aeſten
Schwangen ſie ſich hin und wieder.
Und der Specht zeigt durch ſein Klopfen
Hin zum Fluß den Pfad den beiden.
Aber Nachtigallen künden
Durch die freudigſten Geſänge
Die Geburt des Lichtes an.

Und es redet Gſak zu Kontſchak:
„Wenn der Falk ſein Neſt erreichet

Wollen wir den jungen Falken
Mit dem gold'nen Pfeil erlegen."
Doch zu Gsak spricht Kontschak also:
„Wenn der Falk sein Nest erreichet
Wollen wir den jungen Falken
Fah'n durch eine schöne Jungfrau."
Gsak entgegnet Kontschak also:
„Fesseln wir durch eine schöne
Jungfrau ihn, so wird uns weder
Beute sein der junge Falke,
Noch die schöne Jungfrau bleiben;
Denn sie werden alle Vögel
Tödten im Polowzer Lande."

XII.

Auch die Züge Swätoslawl's,
Jenes Sängers alter Zeiten,
Der dem Kogan Oleg diente,
Kogan Oleg Jaroslawl,
Hat Bojan gar fein besungen:
Wie das Haupt die Sorge drücket,
Wenn den Arm die Fesseln lähmen,
So ist's auch dem Körper übel,
Fehlet ihm das Haupt. O Igor,
So ist's Rußland ohne dich!

Hoch am Himmel strahlt die Sonne,
Igor ist bei seinen Russen. —
Mädchen singen an der Donau,
Ueber's Meer erklingen Stimmen
Bis gen Kiew; doch Fürst Igor
Reitet über Borikschewa
Hin zur heil'gen Gottesmutter
Von Pirogoschtschei. Die Länder

Jubeln; Städte jauchzen, singen
Erst ein Lied dem alten Fürsten,
Dann ein anderes dem jungen.
Singen Igor Swätoslawlitsch,
Wsewolod, dem wüth'gen Wildstier,
Und Wladimir, Igor's Sohne!
Lebe hoch Fürst und Drushina,
Die da kämpfen für die Christen
Gegen wilde Heidenschaaren!
Heil dem Fürsten widerfahre
Und auch der Drushina. Amen!

VI.

Ueber das altrussische Heldenlied im Vergleiche mit der Arthur-Sage.

(Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin.)

Europo, dej sobě již jednou řici : otevři
a obrat již jednou své oči na Slavjanstvo,
věř, že tvá historie, dotud nebude úplná
a pravdivá pokud to neučiníš!

Jan Kollar.

(Staroitalia Slavjanska v Vidni, 1853. IX.)

H. B.

Die Nachsicht, mit welcher vor zwei Jahren mein Vortrag über russische Literatur an dieser Stätte aufgenommen ward, ermuthigt mich, über einen Gegenstand zu sprechen, der, wenn er auch nicht so große Blicke in das Seelenleben der Russen gewähren kann, als jener, dennoch nicht ganz ohne Interesse für das deutsche Publikum sein dürfte, da er jenem Gegenstande nicht nur angehört, sondern ihn gewissermaßen ergänzt.

So wage ich es denn, Ihre freundliche Aufmerksamkeit für das altrussische Heldengedicht in Anspruch zu nehmen, indem ich für mich Ihre ganze Nachsicht erbitte, Ihnen gegenüber aber den Wunsch auszusprechen wage, es möge diese Stunde nicht ganz zu den verlorenen gerechnet werden.

Die slawischen Nationen haben von jeher eine große Fülle der tiefinnersten Poesie besessen. Ihr ganzes Wesen neigt zu einer überschwänklich bewegten Empfindungsweise, die sie jedem äußeren Eindrucke gleichsam mit offenen Armen entgegenführt; so wie der Slawe, im Ganzen und Großen, seiner äußeren Erscheinung nach, den Eindruck des Sanguinikers macht, so muß auch seine Poesie das Gepräge seines Nationalcharakters tragen: der ist weich, leicht bewegt, schwankend, bald das eine mit zitternder Gier ergreifend, bald es für das andere, lockendere, als abgenutztes Spielzeug, fallen lassend. So die slawische Lyrik. Sie durchläuft die ganze Scala der Gefühlswelt, mit Vorliebe an den Tönen hangend, die, der slawischen Individualität entsprechend, am geeignetsten sind, das sinnliche Element der Gefühle: das Behagliche, Gefällige, Ahnungsreiche, sanft und schwermüthig Stimmende, Mystische, Weltschmerzartige anzuregen und zu erhalten.

Natürlich ist es, daß dieser schwermüthig-sinnliche, träumerisch-mystische, von einer eigenthümlichen Wehmuth durchhauchte Charakter der slawischen Poesie, bei jedem slawischen Völkerstamme eine sehr bestimmte Färbung erhielt, die je nach dem Grade seiner Bildung, seiner ganzen historischen Gefühlswelt sehr scharf ausgeprägt ist.

Es ist ferner naturgemäß, daß die Epik, wie objektiv sie auch immer sich halten möge, an dem Charakter der Lyrik theilhaben müsse, eben weil sie sich innerhalb gegebener nationaler Elemente zu bewegen, ja die Verherrlichung derselben zum Gegenstande hat.

Hätte nun die russische Literatur eine Entwickelung aufzuweisen, die, von einem echt nationalen Standpunkte ausgehend, die allmälige geistige Entfaltung einer gesammten großen Nation in sich verarbeitet hätte und der Ausdruck, ja, der Träger jeder Reform, nach allen Richtungen hin gewesen wäre (und die Anfänge hierzu waren in dem uns vorliegenden Gegenstande gegeben), und wären vor allen Dingen diese Reformen das naturwüchsige Resultat einer inneren Nothwendigkeit gewesen, dann würden wir wahrscheinlich eine lange Reihe der herrlichsten Dichtungen zu bewundern haben; denn durch welche Veränderungen ist nicht gerade Rußland hindurchgegangen!

So aber ist es anders! und wir sehen in den beiden Heldengedichten, die uns jetzt beschäftigen (Igor und die Sagen von Władímir's Tafelrunde), gleichsam die wohl erhaltenen Ueberreste zweier in schönster Harmonie reich gegliederter Denkmäler einer Poesie, nach deren Muster die umfassendste Kunstlehre sich hätte entwickeln können, die aber — von Stürmen aller Art Jahrhunderte lang umbraust, vereinsamt dastehen in der Wüste der Vergangenheit, mahnend an die Großthaten der Vorfahren!

Das altrussische Heldenlied wird vertreten durch zwei Dichtungen:

1) das Lied vom Zuge Igor's gegen die Polowzer (aus dem XII. Jahrhundert);
2) der Sagencyclus von Władimir und dessen Tafelrunde (aus späterer Zeit).

Es wird meine Aufgabe sein, den Werth dieser Dichtungen an und für sich, ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander, sowie das zu ähnlichen Dichtungen des Auslandes, namentlich der Sage von Arthur, festzustellen.

Beginnen wir, um später desto leichtere Anknüpfungspunkte zu finden, mit einer kurzen Geschichte der letzteren (der Artursage):

Arthur, Fürst der Siluren, angeblich geboren im Jahre 501, war das unbedeutende Haupt der kleinen Fürsten von Wales im Kampfe gegen die Angelsachsen; er soll seinem Vater in der Regierung im Jahre 516 gefolgt und im Jahre 542 auf der Insel Avalon, dem heutigen Glastonbury, am südlichen Ausflusse des Severn, an einer Wunde gestorben sein, die er von seinem Neffen Modred empfangen hatte.

Vom Jahre 600 bis in's 9. Jahrhundert wird seiner in den vorhandenen Gedichten, ohne allen Schmuck der Ueberlieferung, nur als einer rein historischen Person gedacht.

Der zu seiner Zeit hochberühmte Chronist Gildas[1]) (er

---

[1]) Mönch im Kloster Bancor. Er schrieb eine Epistel: De calamitate, excidio et conquestu Britanniae, quam Angliam nunc vocant. (Bei Gale tom. I.)

lebte von 520 bis 570) erwähnt seiner gar nicht, eben so wenig Beda [1]), der um 734 starb; nur wird er nebst seinen tapferen Zeitgenossen in einigen walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrhunderts, bereits als Nationalheld, doch ohne jedes übertriebene Lob und ohne alle Vergötterung besungen [2]). Bei Nennius [3]) (der um 858 starb) werden seine Thaten, sein Heroismus, seine Vaterlandsliebe bereits mehr hervorgehoben; die Absicht des Chronisten: „den Helden der Vorzeit mit dem Glanze der Heiligkeit zu umgeben," wie es mit Karl dem Großen geschehen, ist bereits deutlich erkennbar; er stützt sich hierbei auf die Aussage mehrerer ausgezeichneter wälschen Barden.

Zu wie breitem Strome war aber nicht schon um 1130 die sagenhafte Tradition angewachsen! In diesem Jahre schrieb Galfried oder Gottfried v. Monmouth eine britische Chronik [4]), worin er sich wundert, daß die Chronisten vor ihm nichts von Arturus und vielen anderen berühmten Königen melden, und beginnt die Geschichte dieser Könige, nachdem er über die Gründung einer Stadt Troja nova, das nachmalige London, auf der Insel Albion, durch den Enkel des Aeneas, Brutus, gesprochen, nach welchem das Land Britannia, das Volk Briten genannt worden.

Da Galfried v. Monmouth die inhaltreichste Kunde von dem Arthur der Sage gibt, so scheint es am zweckmäßigsten, seiner Chronik im Auszuge die charakteristischsten Züge aus Arthur's Leben zu entlehnen. Nach dieser führte er von seinem 15. Jahre ab, in welchem er zum Könige erwählt ward, 12 Feldzüge aus; gleich im ersten werden sofort 6000 Sachsen erschlagen; im zweiten tödtet er mit eigener Hand 470 Feinde, im letzten deren sogar 840! Er

---

[1]) Starb 734 im 72. Lebensjahre; er schrieb eine Eccles. hist. gentis Anglor. mit einer Widmung an König Ceowulph (in Rer. brittan. script. vetustior. Heidelbergae 1587).

[2]) In der Myvyrian archaeology of Wales. 3 Bde. London 1801.

[3]) Schrieb um 858, bei Thomas Gale, hist. brittan. script. 1691. P. I.

[4]) De origine et gestis Regum Brittanniae I, XII, in Rer. Britann script. vetust. Cod. Palat. Heidelbergae 1587. f. I. f. L. VI.

erobert nacheinander Hyberien und Island, besiegt die Könige von Gothland und den Orkaden. Norwegen und Darien unterwerfen sich ihm; auch Gallien und die Gascogne gehorchen seinem Scepter. Zu Friedenszeiten erscheint er als Stifter von Kirchen und Städten, in deren einer, Glamorgantia, der Legionenstadt, er ein Hoflager aufgeschlagen, wie es an Glanz und Reichthum nimmer gesehen worden war. Da erhält er von Lucius Tiberius von Rom aus eine Herausforderung, und zieht mit 183,200 Mann gegen ihn zu Felde, die Verwaltung seines Reiches seinem Neffen Modred anvertrauend. Nach einem sieghaften Kampfe gegen Tiberius erhält er die Nachricht, wie Modred ihn an der Ehre seiner Gattin gekränkt habe, und zieht nun mit Heeresmacht gegen ihn, schlägt ihn anfänglich, wird aber in der Hauptschlacht gefährlich verwundet, und verscheidet auf der Insel Avalon, dem Sitze einer ihm günstigen Fee.

Schon ein Zeitgenosse Galfried's, Wilhelm v. Malmesberry, spottet in seiner britischen Geschichte dieses sagenhaften Arthurs, obgleich er den historischen Arthur nicht umgehen kann, und sogar noch manchen früher minder bekannten Zug des Heroismus von ihm anführt, Züge, die er einer geschriebenen Geschichte der Thaten Arthurs entlehnt haben will [1]).

Es drängt sich uns hier von selbst die Frage auf, „wie war es „möglich, daß ein historischer Charakter in so verhältnißmäßig kurzer „Zeit dem Gebiet der Geschichte so gar entrückt werden konnte, daß „seine Heldenthaten, zu den unglaublichsten Abenteuerlichkeiten ent„stellt, Jahrhunderte lang Stoff lieferten zu den zahlreichen Ritter„epopeen und Ritterromanen, die in allen Ländern Europas Anklang „und weitverbreitetste Nachahmung fanden?“

---

[1]) De antiquit. Glastenbur. eccles. bei Th. Gale tom. I, p. 307. Hiermit steht des großen englischen Geschichtsschreibers Macaulay Meinung in direktem Widerspruche, da er in seiner History of England (Tauchnitz edition, tom. I, p. 6) geradezu sagt: „Hengist and Horsa, Vortigern and Rowena, Arthur and Mordred are mythical persons, whose very existence may be questioned, and whose adventures must be classed with those of Hercules and Romulus.“

Als Hauptgrund hierfür erkennen wir sofort das durch die Einführung des Christenthums in Wales, sowie in dem ganzen übrigen Europa, 1) sich entwickelnde Institut der Barden, und 2) das neben und nach ihm sich eigenthümlich daran entwickelnde Ritterwesen, das zuletzt in den Kreuzzügen seinen materiellen und ideellen Höhenpunkt erreichte.

Das Bardenwesen [1]) hatte seinen eigentlichsten Sitz bei den Celten und nicht bei den Germanen, wie man lange aus einer mißverstandenen Stelle bei Tacitus mit Recht annehmen zu dürfen glaubte. Die Barden bildeten eine wohl organisirte Zunft; sie waren Ritter und Sänger zugleich, die nach den Bedürfnissen des Augenblicks die Leier mit dem Schwerte zu vertauschen und beide meisterhaft zu handhaben wußten; ihr kräftiger bilderreicher Gesang, der Erguß des Moments, ist daher auch mehr lyrisch als episch, weil bei dem Gedanken an den Kampf gleichsam von Neuem entbrennend, und mehr von den glühenden Gefühlen des Dichters getragen, als von der ruhevollen Meisterschaft über den Stoff, im Schöpfungsakte, beherrscht. Sie waren jederzeit die Tischgenossen der Könige. Die Reihenfolge ihrer Gesänge bei Tafel pflegte folgende zu sein:

1) ein Loblied auf Gott,
2) eins auf den König,
3) endlich andere Gesänge,

deren Inhalt jedesmal eine historische Begebenheit sein mußte, an deren Verherrlichung die ganze Tischgesellschaft Freude fand.

Daß diese historischen Begebenheiten namentlich der vaterländischen Geschichte entnommen, daß es nationale Helden waren, deren Großthaten mit der ganzen Hingebung dichterischer Begeisterung besungen wurden, liegt vor der Hand; eben so natürlich ist es, daß ein einmal gefundener Stoff Veranlassung gab zu unzähligen Varia-

---

[1]) Ueber das Bardenwesen vergl. Dr. Karl Rosenkranz, Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie, Halle 1833, III, 142 ff.; ferner: San-Marte, die Arthur-Sage und die Märchen des rothen Buches von Hergest, Leipzig 1842, 9 ff., und Fauriel, de l'origine des poèmes épiques du moyen âge (mitgetheilt in Revue des deux Mondes, 1832, p. 555).

tionen im Großen und Kleinen bis in die unendlichste Einzelnheit hinein, bis er zuletzt zur Uebersättigung ausgebeutet war; dabei mußte es wohl unvermeidlich sein, daß ein jeder Barde, theils durch individuelle Auffassung des historischen Ereignisses, theils durch ausführlichere Behandlung dieses oder jenes Zuges, so wie durch eigene dichterische An- und Umordnung des Ganzen, durch ihm vorzüglich lachenden Bilderschmuck, dem bereits durch viele Hände gegangenen Ereignisse ein neues Interesse abzugewinnen versuchte, denn neu sein wollte und mußte er. Wie bald mußte unter solchen Verhältnissen eine Ueberlieferung ins Sagenhafte ausschweifen! Wie unähnlich mußten die einzelnen Gesänge über denselben Helden, dieselbe Waffenthat, einander werden! Und welch abenteuerliches Conglomerat der widersprechendsten Dinge hätten sie insgesammt bilden müssen, wären sie zu einem geordneten Ganzen zusammengestellt worden!

Wir haben daher den Grund der Entstehung und der so außerordentlichen Ausdehnung und fast schematischen Ausführung der Arthur-Sage gewiß zunächst in dem Institut der Barden zu suchen, denen der geschichtliche Arthur schon darum so unendlich wichtig erscheinen mußte, weil sie in ihm den Mittelpunkt der letzten nationalen Erhebung der Celten gegen die Angelsachsen, vor ihrer völligen Vernichtung, sahen; ja, weil er es war, der sein Volk zum letzten Male zum nationalen Bewußtsein als Celten erhoben hatte, weshalb sie ihm, in Hoffnung auf dereinstige Wiedergestaltung eines celtischen Reiches, auch die Sterblosigkeit verliehen.

Ich kann daher San-Marte, dessen gediegenes Werk über die Arthur-Sage des Trefflichen sonst so viel enthält, nicht beipflichten, wenn er die von ihm selbst aufgeworfene Frage: „warum sich diese Sage gerade an die Persönlichkeit Arthurs knüpfte" dahin beantwortet, „daß Arthur diese Auszeichnung vorzüglich dem Barden Merrdhin verdanke, weil beide zusammen offenbar diejenigen Personen seien, welche der Nachwelt am bedeutsamsten erschienen, und Merrdhin's Andenken im Volke und bei den Barden sich durch sein Gedicht Afallenau und den Preis erhalten, den ihm die nachfolgenden Barden zollten." Arthurs historischer Charakter, wenn

wir ihm einmal einen solchen beilegen, widerstrebt einer solchen Annahme [1]).

Als den zweiten Grund der raschen Ausbreitung, Umwandelung und riesenhaften Verarbeitung der Arthur-Sage führte ich die Einführung des Christenthums mit dem auch daran sich entwickelnden Ritterwesen an, das in den Kreuzzügen auf der Höhe seiner Ausbildung anlangte.

Sage und Christenthum haben freilich scheinbar mit einander nichts gemein; allein wenn wir das Wesen der Sage genauer betrachten, so wird es in uns zur Ueberzeugung klar, wie sehr gerade die erste Zeit der Einführung des Christenthums in jedem Lande, wo die historische Sage lebte, auf die Verbreitung derselben günstig einwirken mußte.

Die Sage ist nicht dem Märchen gleich; sie ist nicht das Kind der in allen Reichen der Natur umherschweifenden Phantasie, die, am Glanze der buntschimmernden Seifenblasen sich ergötzend, dieselben nach Belieben vor dem entzückten Auge des jugendlichen Betrachters in die Luft wirft zum ätherischen Tanze, bis sie nach erschöpfter Tragweite zerplatzt auf den Boden fallen — ein nichtiger, ungefälliger Stoff.

Die Sage ist gediegenerer Natur; sie ist ein Theil des intellektuellen Lebens des Volkes, in dessen Mitte sie erwuchs; sie kann daher auch nicht wie das Märchen, in jeden beliebigen Boden verpflanzt werden, sondern haftet an dem, der ihr die erste Nahrung gab, bis zum Ersterben.

Die Sage fordert Glauben, weil sie wahrhaft zu geben meint; sie besteht selbständig neben der Geschichte, oder entwickelt sich aus

---

[1]) Der Graf Giuseppe Pecchio tritt in seiner Storia critica della poesia Inglese (tom. I, 99 ff.) der Ansicht San-Marte's gleichfalls bei, indem er sagt: „La fama di questo Eroe (Arturo) si sparse nell' impero Carlovingio dagli Armorici. Nel secolo successivo (VII) la sua fama si dilatò ancora più per mezzo dei Ministrelli normanni che, esultanti alla rinomanza del capo della loro patria adottiva (l'Inghilterra), si diedero a comporre intorno ad esso leggende e poemi.“

historischen Momenten, und hat schon mehr als einmal als bindendes Glied der losgerissenen Ereignisse andeutungsvoll dienen müssen.

„Sie ist eine liebreizende kluge Heidin, die sich bei den Christen so beliebt, ja so unentbehrlich zu machen gewußt hat, daß es bis heut fast noch keinen Bergpaß, keine seltsame Felsengestalt, keinen wunderbar geformten See, Teich, Baum, Strauch oder Brunnen u. dergl. m. giebt, um deren luftiges Geisterleben nicht die Sage ihren zauberhaften, geheimnißvollen Schleier gehängt und ihn so zu sagen zur geweihten Stätte gemacht hätte. — Die ersten Lehrer des Christenthums, die wohl wußten, daß der Glaube an überirdische dämonische Wesen jedem Volke eigenthümlich ist, gingen daher auch in der ersten Zeit der Verbreitung der göttlichen Lehre sehr umsichtig zu Werke, theils indem sie die heidnischen geheiligten Orte zu geweihten Stätten der Christen machten, theils indem sie die heidnischen Gottheiten dem alleinigen Christengotte unterordneten und sie, als seine Widersacher, zu ohnmächtigen Unholden, Hexen, Riesen, Drachen, Schlangen und neckenden Kobolden herabsetzten, deren Macht an den Besitz wunderbarer Ringe, an den Besitz von Steinen mit magischen Kräften, sowie an einzelne Reviere gebannt war, wo sie in der Regel durch die Hand eines frommen Ritters den Tod fanden. Endlich aber ward der alte Glaube an diese Wesen aus dem Geiste der Verständigen, welche sie bald als Symbole der Naturkräfte aufzufassen begannen, zurückgedrängt in die Kinderstuben, und hier von der geschäftigen kindlichen Phantasie zu den leicht beweglichen Gestalten der ätherischen Märchenwelt versponnen." [1])

Das Christenthum entwickelte sich aber auch gleichzeitig als Heldenthum, und zwar als ein gedoppeltes: als ein Heldenthum des Duldens, als welches es den Grundinhalt aller Märtyrer- und Heiligengeschichten (Legenden) bildet, und als ein Helden-

---

[1]) Nach San-Marte 38 u. a. O. Vergl. die unübertreffliche Darstellung Jacob Grimm's, welche er in seinem Riesenwerke „Deutsche Mythologie," Göttingen 1844, S. 3 u. a. O., darüber giebt.

thum der That, in welcher Eigenschaft es die verworrenen, hin- und hergetriebenen Gemüther der streitlustigen Krieger des Mittelalters zur Vollbringung der großartigsten Unternehmung, die je an die Ausführung einer Idee gewagt ward, anregte und vereinigte und dem *Ritterwesen* seinen eigentlichen Kern und Gehalt verlieh. Nach beiden Richtungen hin mußte es viel des Wunderbaren, Seltsamen, Unerklärlichen (seine eigenen Dogmen vollständig abgerechnet) unter das Volk bringen und den Hang zum Symbolisiren der Naturkräfte sowohl, als der subjektiven Gefühle inmitten eines ahnungsreichen Naturlebens begünstigen, und zur beliebigen, oft maßlosen Ausschmückung vollbrachter Großthaten in der Poesie Veranlassung geben.

Und in der That, ist es nicht seltsam, daß der erste Chronist, welcher den historischen Arthur zum heldenumgebenen, überall siegreichen Heros umschafft und ihn als den glänzenden Mittelpunkt eines romantisch-ritterlichen Hofhaltes erscheinen läßt, der zuletzt nur durch den Glanz des heiligen Graal [1]), d. h. desjenigen heiligen Gefäßes verdunkelt wurde, in welchem Joseph von Arimatha das Blut Christi aufgefangen haben soll; — ist es nicht seltsam, daß dieser Chronist, der vorerwähnte *Galfried v. Monmouth*, grade um die Mitte des 12. Jahrhunderts schrieb, zu einer Zeit, wo außer dem Königreiche Jerusalem auch zu Edessa durch Balduin, zu Tiberias durch Tancred, zu Laodicea durch Raimund, kleine nach der Form des europäisch-normännischen Lehnsystems eingerichtete christliche Staaten gegründet worden waren; wo der Geist des Ritterthums, als Vermittler der heiligen und weltlichen Poesie, bereits in seiner frischesten Fülle erblüht war und in der damaligen gespannten Aufregung der Gemüther, sowie im Schauen der bisher ungeahnten Wunder des Orients die reichste Nahrung fand zu dichterischer Begeisterung sowohl, wie zum Glauben an die abenteuerlichsten Wunderdinge?

Der Hang zum Wunderbaren, Uebernatürlichen, einmal geweckt, ist aber nicht so leicht zu befriedigen, zu beschwichtigen, noch weniger

---

[1]) Celt. **grèal**, prov. **grazal**, mittell. **gradalis**.

zu bannen. Er muß, wie jede, auch die liebenswürdigste Krankheit des Gemüthes, an Nationen wie an Individuen, alle ihm von der Natur vorgeschriebenen Stadien durchlaufen, bevor er, in sich selbst gesättigt, wie eine abgeblühte welke Blume vom Stengel fällt, der ihr seine fürderen Dienste versagt. Bei einzelnen Individuen und Nationen zeigt sich dieser Prozeß als liebenswürdige poetische Träumerei, in welcher der Mensch mit sich und der Natur im holdesten Phantasiespiele begriffen, dieser ihre lieblichsten Geheimnisse entlockt; bei anderen ist er düsterer und geht langsamer von Statten; bei vielen erreicht er die Krisis nie. Die verschiedenen großen Epen des Mittelalters geben hierzu die vielseitigsten Beweise. Das beste Mittel dagegen, und zwar ein homöopathisches, hat uns einer der größten Dichter der Welt, der unsterbliche Miguel de Cervantes Saavedra (1546 — 1616) in seinem Ingenioso Hidalgo Don Quixote de la Mancha hinterlassen. — Er zeigte in seinem unsterblichen Werke, wie der edelste Charakter, das ernsteste Streben, der Verfolg des erhabensten Zweckes — wenn sie im Widerspruche mit dem Geiste der Zeit, mit den Erfordernissen der Gegenwart stehen — für bloße Narrheit gelten müssen. Mit dem Erscheinen des Don Quixote im Jahre 1605 erhielten alle Ritterdichtungen und -Romane den Todesstoß, von dem sie sich um so weniger erholen konnten, als auch aus den Nebeln, die Jahrhunderte lang über dem meerumbrausten Albion gelagert hatten, urplötzlich ein wunderbares Meteor sich erhob, dessen Himmelsschein Licht warf über die Jahrtausende der Vergangenheit und, für Jahrtausende, hinein in die Welt der Zukunft! Shakespeare's weltumfassender Genius wies auch diesen ätherischen Gebilden der Phantasie in seinem „Sommernachtstraum" ihre eigenste Sphäre an; dort walten sie noch in ihrem Lebenselemente als zauberische Luftgebilde, die würzigste Speise nach langer Alltagskost. Beide großen Dichter, Shakespeare und Cervantes, starben in demselben Jahre, 1616, welches wir daher für unsern Zweck als die letzte Gränzscheide mittelalterlicher und moderner Auffassungsweise betrachten dürfen, da zu dieser Zeit der durch ihre Schriften hervorgerufene Vermittelungsprozeß gewissermaßen als bereits vollendet angesehen werden kann.

Suchen wir nun aus dem bisher Gesagten ein festes Resultat zu gewinnen, um es alsdann als leitenden Maßstab an die gleichartigen Dichtungen der östlichen Slawen anzulegen, so dürfte es in Kurzem also gefaßt werden können:

Die entschiedene Abneigung der Menschen des frühesten Mittelalters gegen das abgesonderte Alleinsein und das stille Denken im einsamen Kämmerlein, wie es uns die Neuzeit in so reichem Maße beut, führte sie naturgemäß darauf hin, sich in fröhlichen Kreisen zu vereinen und mit Sang und Erzählung die langen Stunden des Friedens zu kürzen. So entstand die Sitte der Tafelrunde bei den Reicheren, den Fürsten. Angestellte Barden verherrlichten in begeisterten Kunstgedichten das Andenken der Nationalhelden, wobei sie, in Rücksicht auf das Leben des größten erhabensten Vorbildes aller Zeiten, des von seinen zwölf Aposteln umgebenen Christus, die Hauptfiguren um eine Person gruppirten, die als erstes christliches Oberhaupt, als ein unerreichbares Ideal der Ritterlichkeit und des Glaubenseifers geschildert ward, dessen Kämpfe gegen die heidnische Welt (deren Gottheiten und Helden nun nicht mystisch genug dargestellt werden konnten) die tausendfachen Ungeheuer und Unholde hervorriefen, die wir in den mittelalterlichen Epen eine so hervorragende Rolle spielen sehen. Die Grundidee eines solchen Sagenkreises kann als der Sieg der Kultur, der Civilisation, des geläuterten Dienstes des wahren Gottes über die physische und intellektuelle Rohheit, die Unwissenheit, die Barbarei und den Aberglauben bezeichnet werden. Bei der allmäligen Erschöpfung der ursprünglichen Sage aber mußten theils einzelne Züge aus dem Leben des Hauptshelden, theils die Nebenfiguren den Stoff zu den nie zu versiegenden Liedern und Romanen liefern, wodurch dieser, bei der geringen Aufklärung der Zeit, der Neigung zur Mystik zur Zeit der Kreuzzüge, durch die Berührung mit dem wunderreichen Orient, sowie der Einwirkung oder wenigstens gleichzeitig selbstständig fortschreitenden Entwickelung der christlichen Heiligensage oder Legende, zuletzt eine so abenteuerliche, abgenutzte und abgeschmackte Gestalt angenommen hatte, daß er beim ersten Morgenroth wahrer Aufklärung und Bildung sich gleich einem nächtigen

Gespenste flüchten mußte in die Höhlen der Vergessenheit, wo er denn auch bis heute schlummert, nur von den Gelehrten dann und wann aufgerüttelt, um von ihnen seine Nummer in der Reihe der Welterscheinungen zu erhalten.

Diesen Lebensprozeß werden wir nun zunächst auch an der altrussischen Heldensage von Wladimir und seiner Tafelrunde sich vollenden sehen, nur daß sie nicht eine so lange Reihe von Ritterromanen hervorrufen konnte, wie die Arthur-Sage, was bei dem eigenthümlichen damaligen Kulturzustande der Russen schlechterdings unmöglich war.

Zunächst dürfte zu ermitteln sein, auf welche Weise diese Sage in Rußland entstand, warum sie sich gerade an die Persönlichkeit Wladimir's knüpfte, in wie weit alle die erforderlichen Bedingungen in Rußland vorhanden waren, um ihr eine selbständige Existenz zu sichern, und welchen nothwendigen Modifikationen sie unterliegen mußte, ob dies nun der Fall war oder nicht.

Rußland war bekanntlich im 9. Jahrhundert von vier Volksstämmen bewohnt, den Slawen, Letten, Finnen und Türken (Chasaren). Die Slawen bildeten unstreitig den größten Bestandtheil dieser Bevölkerung und nahmen von Osten nach Westen die Länderstriche von der Oka bis zur Elbe — von Süden nach Norden die von der Donau bis zur Ostsee ein. Folgende slawische Völkerstämme bildeten das damalige russische Reich:

Es sind ihrer nämlich: die Palänen, am Dnepr, im heutigen Gouvernement Kiew wohnend; die Lutitschen und Tiwerzer, am Dnestr und Pruth; die Drewier (Drewlänen), in Wolhynien; die Charwaten, an den nordöstlichen Ausläufern des karpatischen Gebirges; die Bushanen, am westlichen Bug; die Polotschanen und Dregowitschen, an der Düna und dem Pripet; die Ssewerier, an der Dessna und Ssula; die Wätitschen, an der Oka; die Radimitschen, an der Shosha; die Kriwitschen, an den Quellen der Düna, des Dnepr und der Wolga; und die Nowgoroder, an den Gestaden des Ilmensees [1]).

[1]) Vergl. Устряловъ, Исторія Русскаго Народа. стр. 9 ff.

Sie alle beschäftigten sich mit Ackerbau, hatten aber das Nomadenleben bereits aufgegeben; sie wohnten zerstreut in einzelnen Geschlechtern und Stämmen, und beteten Götzen an.

Zwei wichtige charakteristische Züge verdienen an ihnen sofort hervorgehoben zu werden, weil sich dieselben nicht nur bis auf den heutigen Tag in vollster Integrität erhalten haben, sondern auch als Hauptgrund aller innerhalb der slawischen Völker vorgefallenen Ereignisse anzusehen sind;

der erste derselben ist die seit den frühesten Zeiten zwischen den einzelnen Stämmen bestehende Zanksucht, welche unzählige Zwischenfehden hervorrief und sie oft die Beute fremder kriegerischer Stämme werden ließ;

der zweite ist die Unfähigkeit sich selbst zu regieren, und die dadurch bedingte Nothwendigkeit sich fremden Dynasten auf Gnade und Ungnade in die Arme zu werfen, um sie gegen nationale und ausländische Feinde zu schützen.

Beide Punkte sind auch für die richtige Auffassung der uns vorliegenden Dichtungen von höchster Wichtigkeit; der erstere, weil er uns zu der bestimmten Annahme berechtigt, daß die so verschiedenartigen, sich meistens feindselig gegenüberstehenden Volksstämme unmöglich das von Wladimir angenommene und anbefohlene Christenthum sofort einstimmig gegen das Heidenthum vertauscht haben konnten, was die befremdende Erscheinung der noch so lange vorwaltenden heidnischen Nach- und Anklänge in den älteren russischen Dichtungen (die um 2—3 Jahrhunderte nach Wladimir verfaßt wurden) zur Genüge erklärt; der letztere, weil er Erscheinungen motivirt, für deren richtige Deutung sich sonst schwerlich historische Momente auffinden ließen.

Der erste fremde Herrscher nun, der von den Nowgorodern, den Kriwitschen und einigen anderen mit ihnen verbündeten Völkerstämmen als König ins Land geladen ward, war ein normannischer Fürst, aus dem noch heidnischen, aber sehr tapferen Stamme der Russen, Namens Rurik. Die slawischen Gesandten sprachen zu ihm und seinen Brüdern: „unser Land ist zwar groß und reich, aber es ist keine Ordnung darin; kommt, herrschet und gebietet über uns!"

Und Rurik kam, von seinem ganzen Geschlechte begleitet, im Jahre 862 zu ihnen und herrschte über sie, und siehe da, aus den Slawen wurden allmälig Russen, und die beherrschten Völker nahmen den Namen der geringen Zahl Fremdlinge an! Es darf uns dies nicht befremden, wenn wir bedenken, mit welcher Geschmeidigkeit sich die Ostslawen stets um den Willen, ja um die Laune des Herrschers zu legen pflegten! Wie viel mehr nicht um seine Gunst! Und dies durch so viele Generationen hindurch! Andererseits aber besassen grade die Normannen mehr als jede andere Nation der Welt die Gabe der vollständigsten Unterdrückung fremder Nationalelemente. Schreibt doch Mackaulay in seiner History of England in Bezug auf die normännische Invasion in England, daß „the subjugation of a nation by a nation has seldom, even in Asia, been more complete“ (p. 12), und daß „in no country has the enmity of races been more completely effaced, than in England, though the stages of the progress by which the hostile elements were melted down into one homogeneous mass are not accurately known to us“ (p. 16, Tauchn. edition).

Die ersten Russenkönige waren also Normannen! Diese normännischen Russenkönige brachten naturgemäß neben ihren Sitten und Gebräuchen auch ihre Traditionen mit herüber. Ihre Sitten waren im Ganzen noch sehr roh, nach den Schilderungen, die der Araber Ibn Foszlan darüber liefert. Sie waren Heiden und brachten ihren Kultus mit, zu dem auch das Verbrennen der Könige nach ihrem Tode, nebst einer seiner Genossinnen gehörte. Aber sie waren auch ritterlicher Gesinnung, liebten den Kampf und, nach demselben, die heitere Erholung an sangbelebter Tafel. Es bildete sich um sie eine sogenannte Drushina, oder Freundesleibwache, die so lange ausschließlich aus Normannen bestand, bis nach Einführung des Christenthums die beiden Nationen bereits in eine ununterscheidbare Masse verschwommen waren. Zu den zahlreichen Vorrechten der Drushina gehörte auch das: an der Tafel des Monarchen zu speisen, und den Herrn durch Erzählungen und Gesänge zu erheitern. Wir sehen hier bereits die Anfänge einer Tafelrunde und eines Bardenthums. Vielleicht dürfen wir ein solches bestimmt annehmen, denn

der im Gedichte Igor vorkommende Name eines alten Barden, Bojan, kann eben so wohl als „Heldensänger“ generell gedeutet werden, wie als Eigenname; auch entspricht die Verehrung, mit der seiner von den späteren Barden gedacht wird, vollkommen derjenigen, welche die celtischen Barden ihren berühmten Vorfahren zollten. Das Loos, oder vielmehr der Zufall entschied darüber, wem die Ehre des vorzutragenden Gesanges werden sollte. Die hierher bezügliche Stelle lautet wörtlich also:

Zehn der Falken ließ man fliegen
Von zehn Händen auf die Schwäne;
Wessen Falk zuerst sie faßte,
Der besang den greisen Jaroslaw
Oder Mstislaw den tapfern —
Doch Bojan, der hehre Dichter,
Wollte der im Lied berichten,
Schlich er aus dem lauten Kreise
In die Einsamkeit des Waldes
Und durchstrich die schatt'gen Haine;
Ließ den grauen Wolf der Haide
Und den Wolkenaar erscheinen,
Um es würdig auszuschmücken. —
Nimmer ließ der Falken fliegen.
Seine geistdurchhauchten Finger
Legt' er auf beseelte Saiten
Und des Fürsten Ruhm erschallte
Gleich als tönten sie von selbst!

Der Ruhm des Fürsten oder seiner Ahnen war also Hauptthema. Es ist von selbst verstanden, daß hierbei auf ihren Ursprung nach allen Seiten hin Rücksicht genommen wurde, um so mehr als die Sänger oder Barden ja eben selbst zum größten Theil Normannen waren oder wenigstens zwischen Normannen sich befanden, deren heimatliche Traditionen daher gebührend berücksichtigt und ausgebeutet wurden. Daß diese Gesänge hierbei ein slawisches Colorit erhalten mußten, ist gleichfalls einleuchtend; einzelne Momente derselben aber weisen sehr bestimmt auf die nordische Sage von Sigurd zurück.

So ungefähr mochten die Verhältnisse bis zu Wladimir gewesen sein, den die russische Geschichte den Heiligen nennt, und auch

wohl über ihn hinaus. Nun aber änderten sich dieselben wesentlich. Wladimir (980—1014), der zweite Sohn Jaropolk's I., erhielt nach seines Vaters Tode die Herrschaft zu Nowgorod; sein ältester Bruder, Jaropolk II., die zu Kiew; Oleg, der dritte Bruder, die zu Drewien. Allein „es ist eine alte Geschichte und bleibt doch ewig neu," Oleg mußte im Kriege gegen Jaropolk, und dieser gegen Wladimir umkommen, und so sehen wir ihn denn im Jahre 980 als Alleinherrscher auf dem goldenen Throne, seiner Eroberungssucht acht Jahre lang die vollste Genüge thuend, indem er Galizien, das Land der Jatwägen, einen Theil von Litauen und Livland eroberte. Da beschlich die Liebe sein Herz. Die schöne griechische Prinzessin Anna, die hatte es ihm angethan. Da an ihren Besitz die Annahme der christlichen Religion geknüpft war, so begann Wladimir eine ernste Prüfung aller monotheistischen Religionen, wozu ihm griechische, lateinische, hebräische und muhamedanische Missionaire behülflich waren, die, seines Ansehens wegen, schon längst zu Bekehrungsversuchen an ihn entsandt worden waren. Er entschied sich für die orientalisch-katholische Kirche und verordnete nunmehr, sie solle auch von seinem Volke angenommen werden. Dies ging bei einzelnen Stämmen leicht genug von Statten; denn nicht nur waren mit den Normannen einzelne Christen herübergekommen, sondern es hatte sogar einige dreißig Jahre früher die slawische Prinzessin Olga (945) die christliche Religion bereits angenommen, die schon damals hätte Staatsreligion werden können, wäre ihr Nachfolger Swätoslaw nicht allzu roh gewesen. Solches geschah im Jahre 988.

Von nun an verschwand der Unterschied zwischen Normannen und Slawen immer mehr, bis er erstarb; die liebeathmende Christilehre aber goß den Geist der Milde und der Sehnsucht über viele Herzen aus, von denen manches entbrannte im frommen Eifer, hinauszuziehen in den Kampf gegen die Unholde des Heidenthums; und auch die Künste und Wissenschaften fanden durch die nähere Verbindung mit Griechenland ihren Weg durch die unwegsamen Steppen, und wurden getragen und unterstützt von der allmäligen Verbreitung der Schriftkunde, wozu die schon längst vollendete Bibelübersetzung jetzt die schönste Veranlassung gab. — In wie weit

Rußland damals Kunde hatte von den Kreuzzügen, möchte, bei dem gänzlichen Mangel an beglaubigten Nachrichten, schwer zu ermitteln sein; es läßt sich aber, bei seinen beständigen nahen Beziehungen zu Griechenland wohl kaum in Zweifel ziehen, daß es davon unterrichtet sein mußte.

Werfen wir nun die Frage, „wie entstand die Sage von Wladimir und seiner Tafelrunde in Rußland“ nochmals auf, so scheint sie schon fast gelöst, wenn wir die eben berührten Ereignisse denen der Arthur-Sage einander gegenüber halten.

Hier und dort eine außerordentliche historische Persönlichkeit, deren Ruhm auf dem Höchsten begründet war, was jene Zeit kannte — Waffenthaten! Kampf gegen das Heidenthum!

Dort und hier ein Zwischenraum historischer Entfaltung der Nationen von mehreren Jahrhunderten, bis der Sieg des Christenthums über die Nacht des Götzendienstes sich vollendet und die heidnischen Gottheiten zu Gespenstern des Schreckens und der Vernichtung gestempelt hatte.

Hier wie dort, als Mittelpunkt der Sage, ein ritterlicher Fürst von demselben Hofhaushalte umgeben, beide fast aus denselben Geschlechtern stammend, wenigstens unstreitig so manche Tradition mit einander theilend, deren Andenken im Munde ihrer Nachfolger weiterlebte und bei feierlicher Gelegenheit rühmend erneuert ward.

Hier wie dort, Kämpen und Barden — Züge gegen Hexen, Kobolde, Drachen und Schlangen, verwünschte, verzauberte und umfriedete Orte, in ihren Einzelnheiten oft bis zur Worttreue übereinstimmend.

Hier wie dort Charakterähnlichkeit bis in die Form, in die Sprache, ja, in die Eigennamen hinein; denn wer erkennte nicht in Wsewolod, dem Wildstier, die Identität des Namens Arthur (großer Stier!) [1].

Daß aber die Arthur-Sage nach Rußland gedrungen sein konnte, läßt sich nicht nur nach den Worten Galfried v. Mon-

---

[1]) Arth im Wälischen der Bär; ur, ungemein. Vergl. Owen's wälsches Lexikon.

mouth annehmen, wenn er von Arthur sagt: „Die Blüthe der Ritterschaft drängte sich um ihn. Die Sitten verfeinerten sich an seinem Hofe in solchem Grade, daß die entferntesten Nationen darnach strebten sie nachzuahmen. Wer je gute Manieren zu besitzen strebte, vermeinte solche erst dann zu haben, wenn er auf gleiche Weise ausgerüstet war wie Arthur's Ritter. So erscholl auch der Ruf seines Edelmuthes, seiner Tapferkeit bis an die äußersten Grenzen des Weltalls" [1]), sondern es ist Thatsache, daß die Abenteuer Tristan's in französischen, anglonormännischen und griechischen Bearbeitungen im 12. und 13. Jahrhundert cirkulirten, von welchen, unter den Auspicien des früheren französischen Cultusministers M. Guizot, von M. Fr. Michel, im Jahre 1836 eine Sammlung herausgegeben wurde — leider in nur 200 Exemplaren [2]).

Betrachten wir nun die Sage von Wladimir und seiner Tafelrunde etwas näher. Sie ist ein streng nationales Epos, bietet aber, gleich der Edda, den Nibelungen und Ossian ein allgemeines Moment der europäischen Poesie dar und ist daher auch ganz geeignet, ein allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen. Sie findet ihren Platz zwischen der reinen Naturpoesie und der Kunstpoesie, erstere zwar als Kunst aufgefaßt, allein noch als unmittelbarer, gleichsam unbewußter Anfang derselben, deshalb naiv im Ausdrucke und unbestimmt in der metrischen Form. Wie in allen den Epen ist auch in ihr die Darstellung ohne alle phantastische Begeisterung, schlicht und treuherzig, oft naiv und kernig; die Charakteristik der Haupt- und Nebenfiguren, die durchaus nicht an der Gestaltlosigkeit leiden, welche die Figuren der mittelalterlichen Epik charakterisirt, ist meistens kunstlos aber wahr. Die Situationen entbehren nicht einer klaren Anschaulichkeit des äußeren Lebens. Die Sprache ist mit-

---

[1]) Vergl.: Les romans en prose des cycles de la table ronde et de Charlemagne, par J. W. Schmidt, traduit de l'allemand et annoté par le baron Ferd. de Roisin. Paris 1825.

[2]) Tristan: Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à ses aventures, composé en français, en anglonormand et en grec dans le 12 et 13 siècle. Publié sous les auspices de M. Guizot, par M. Fr. Michel, Londres et Paris, Techener 1836. 2 vol.

unter noch sehr ungelenk; es fehlt ihr an Präcision und Wahrheit, an Schliff; man sieht, daß sie erst seit Kurzem zur Schriftsprache sich erhoben und, der Absicht des Dichters oder der Dichter gemäß [1]), eine andere sein soll als die reine Volkssprache, welche Absicht sie aber weit entfernt waren zu erreichen, da ihnen die geläufigeren populären Formen alle Augenblicke dazwischen laufen.

Sie besteht gegenwärtig aus zwölf Liedern oder Sagen [2]), deren jede die schlichte Darstellung irgend eines bedeutenderen Faktums enthält, weshalb wir sie auch wohl Romanzen nennen könnten. In zehn derselben werden die Züge einiger der Recken besungen, welche zu Władimir's Tafelrunde gehören und „deren Namen nicht das Lied faßte"; sie sind:

Rogdai, welcher den Kampf besteht gegen den bolgarischen Riesen Tugarin, der nur von einem bezwungen werden kann,

„Der das Licht der Welt erblicket
Und doch nicht geboren worden!"

Ilja von Murom, der den schwarzen Raubritter Nachtigall besiegt;

Tschurilo, Plenko's Sohn, der Ueberwinder des Lindwurms;

Dobrüna, dessen Abenteuer mit der Zauberin Marina und der kampflüsternen Hexe Gorina geschildert werden;

Kasarin, der den unüberwindlichen listigen Kobold Kaschtschai überwältigt.

Außerdem führt der gewaltige Trinker Wassily, Bußlai's Sohn, im Schutz- und Trutzbündnisse mit mehreren andern tüchtigen Gesellen, einen Rachezug aus gegen die übermüthig gewordenen Schöppen der Städte, der ihm die Ehre erwarb an Władimir's Hof gezogen zu werden.

---

[1]) S. hier Igor, I. 2. S. 102.

[2]) Bei den unten folgenden Hinweisungen bediene ich mich, der größeren Leichtigkeit für's Publikum wegen, der bei Brockhaus erschienenen deutschen Uebersetzung „Fürst Władimir und dessen Tafelrunde," Leipzig 1819.

Die 11. Sage enthält eine Episode aus Wladimir's Privatleben, die ihn in einem nicht eben sehr günstigen Lichte darstellt. Die 12. endlich schildert die Tafelrunde in ihrem Beisammensein unter dem Vorsitze des Königs. Der Sitz derselben war „die helle Burg" zu Kiew; um sie herum erstreckte sich die Fürstenwiese, „jene hochverbot'ne Stätte," der sich nur die Ritter nahen durften, welche Wladimir ihre Dienste anzubieten kamen. Wladimir aber, „die helle Sonne," „uns're Zuversicht," thronet dort

Hoch inmitten seiner Edeln
An den wohlgedeckten Tischen,
Und es kreisete das Trinkhorn
Froh Gespräch und Lied erweckend.

Plötzlich naht sich ein fremder Ritter:

In der Rechten ruht die Lanze,
Zu der Linken hängt die Klinge;
Scheint das Roß auch wild und muthig
Sitzt er drauf ein schlanker Falke.
An den Stufen steigt er nieder,
Giebt das Roß dem treuen Diener [1]),
Schreitet dann zur Fürstenhalle,
Beugt sich vor dem Bild des Heilands [2])
Und der Hochgebenedeiten [3]);
Darauf gegen Fürst Wladimir
Und nach alle den vier Seiten.
Unterdeß am Eichenpfosten
Bindet fest das Roß der Diener
An den Ring von hellem Golde,
Aber seins an den von Silber.

Wladimir tritt dem Gaste „wie ein milder Herr" entgegen, befragt ihn nach Namen und Stande

Ob er König, oder Erbe,
Oder fremder Fürstenbote,
Oder ein berühmter Degen
Auf der Fahrt begriffen sei? [4])

---

[1]) Rogdai, S. 19.
[2]) Ilja von Murom, S. 35.
[3]) Kasarin, S. 62.
[4]) Rogdai, S. 19.

Der Ritter giebt ihm nun hierüber, sowie über seine Mittel und Waffen und seine früheren Heldenthaten Auskunft (denn nur kampfbewährte Helden wagen es dem Könige ihre Dienste anzubieten), worauf ihn Wladimir in seinem Dienste und an seiner Tafel willkommen heißt,

Läßt das große Trinkhorn bringen,
Füllt es selbst mit goldnem Weine,
Reicht es ihm und heißt ihn trinken.

Hierauf muß der Neuangekommene sein Abenteuer bestehen, das zu Zeiten der Ruhe in einem Liebesdienste bestand, an dessen Vollbringung die absonderlichsten Ereignisse sich knüpften [1]); in den Zeiten der Fehden aber und der Beunruhigung durch böse Unholde, im Kampfe und in der Ueberwindung der Gegner, die denn auch jedesmal zu rechter Zeit eintrat, der Feind mochte noch so wunderbar gerüstet sein.

Greifen wir einen dieser Kämpfe heraus — den Rogdai's gegen den Riesen Tugarin, den Sohn der Schlange,

Dessen Haupt ist wie ein Kessel,
Dessen Augen wie die Kellen,
Groß, gewaltig, frechen Blickes.
Von Bolgariens wilden Männern
Ist's der wildeste, der schlimmste;
Unbesiegt ist seine Stärke,
Sie erliegt auch keinem Menschen.
War es Schluß des ew'gen Gottes,
Waren's schlimme Zaubermächte,
Aber ihm war es verliehen
Nie im Kampfe zu erliegen,
Bis ein Degen sich gefunden,
Der das Licht der Welt erblicket
Und doch nicht geboren worden.

Dieser findet sich denn in Rogdai, der „ungeboren doch das Licht der Welt erblickt hat“; denn, so berichtet er dem Könige,

„Wisse, meine Mutter starb mir
Eh' ich ihren Schooß verlassen,

[1]) Kasarin, S. 63.

Und ein morgenländ'scher Weiser
Zog mich aus zu frühem Grabe,
Scheidend Leben von dem Tod." [1])

War nun gleich der Riese Tugarin so stark, daß nach einem Wurfe, angesichts der Abgesandten Wladimir's, wie ein Vogel

Flog der Stein bis an die Wolken
Und die Boten steh'n und warten
Eine volle halbe Stunde —
Doch der Stein fällt nicht herab,

und daß

Viele Hundert, die gerüstet
In der blanken Wehr, auf Rossen,
Nur des heitern Aufbruchs harrten

nach dem ersten Zusammentreffen mit Tugarin in wilder Flucht davonrennen; dennoch wagt Rogdai den Kampf:

Knarrend öffnen sich die Thore,
Und es reitet in das Blachfeld
Rogdai mit dem treuen Diener.
Diesmal schläft nicht mehr Tugarin,
Gleich als ahn' er schlimmes Kämpfen,
Denn zu Roß und ganz gewappnet
Harrt er lauernd vor dem Zelte; —
Als er nun den Degen schauet,
Sendet er aus weiter Ferne

---

[1]) Rogdai erinnert stark an Merlin; man vergleiche folgende Stelle aus der Chronik Galfried's v. Monmouth, bei San-Marte, S. 12—13: „Der Sachse Hengist hatte den König Vortiger vom Throne gestoßen; dieser berief seine Magier, die ihm riethen, einen Thron zu bauen. Es geschieht, doch was an einem Tage gebaut ward, versank am andern in bodenlose Tiefe. Da rathen sie ihm, er solle einen Jüngling, der keinen Vater habe, in den Grund werfen und mit dessen Blute die Steine kitten. Nach langem Suchen wird Merlin, Sohn der Königin Demetia, gefunden, dessen Vater unbekannt ist; denn seine Mutter, vor den König geführt, gesteht: Merlin sei von keinem Manne empfangen; unsichtbar sei in der Einsamkeit ihr oft Jemand in Gestalt des schönsten Jünglings genaht, habe sie geherzt und geküßt und sei dann plötzlich verschwunden. Maugantius, der Weise, erklärt diesen unsichtbaren Gast für einen Incubus oder Dämon, wie solche zwischen Erde und Mond wohnen, halb Mensch und halb Engel von Natur, mit der Kraft menschliche Gestalten anzunehmen."

Einen Speer mit Riesenkräften,
Trifft den Bruststahl heft'gen Stoßes,
Daß das Roß zusammenbricht.

Doch im Sattel unbeweglich
Bleibet Rogdai, sprengt das Roß auf,
Reitet näher, wohlerwägend
Wie er seinen Speer versende!
Als Tugarin nun zum Angriff
Wild heransprengt, wirft der Degen
Mächt'gen Schwunges, wohlgezielet
Seinen Speer. Da wo der Harnisch
An den Helm sich schließet, dringt er
Durch, der Speer, und wirft den Helm ab.
Welche Wuth blitzt aus den Augen
Des furchtbaren Schlangensohnes.
Wie die Haare um ihn flattern,
Wie er seinen Mund verzerret!
Rasend stürzt er los auf Rogdai,
Einen Schlag führt er — zermalmen
Müßt' er einen Mann von Eisen. — —
Rogdai aber weiß zu weichen,
Und so fährt die Wucht des Schwertes
Durch die Luft zur Erde nieder.
Eh' sich der Bolgar erhebet
Trifft Held Rogdai mit der Schneide
Der gestählten festen Klinge
Das entblößte Haupt, es spaltend
Bis zum Rumpfe, daß das Leben
Wie ein Feuer matt erlischt.

Freude herrschet durch ganz Kiew.
Jung und Alt drängt sich zum Thore;
Auch der milde Fürst Wladimir
Eilt dem Helden froh entgegen,
Nimmt vertraulich bei der Hand ihn,
Führt ihn in die hohen Hallen,
Setzt ihn an dem großen Eichtisch
Sich zur Rechten, und die Fürstin
Schenkt ihm selbst des gold'nen Weines.
Und von da an lebt in Kiew
Bei dem milden Fürst Wladimir
Rogdai fort sein Lebenlang.

Nach diesem Typus sind die Kämpfe der übrigen Helden mehr oder minder alle entworfen, nur daß die Dobrüna's gegen die Hexe Gorinka, sowie die Qualen, welche er von der Zauberin Marina erduldete (die ihn in einen Stier verwandelt hatte, die aber nachher, um den Zauber wieder zu lösen, ihm zu Liebe Christin ward), auf den Kampf des Christenthums gegen den heidnischen Aberglauben und den endlichen Sieg des Kreuzes über die Teufelskünste auf's Entschiedenste hindeuten. Wie viele heidnische Elemente die damaligen Christen übrigens beibehielten, beweist u. A. der Umstand, daß Wladimir geraubte Prinzessinnen kaufte und sich dieselben zu Nebengemahlinnen bestimmte; beweist die immer wiederkehrende ominöse Zahl neun; — denn in neun verschlungenen Wipfeln alter Eichenbäume hauste der schwarze Raubritter Nachtigall, so benannt

Weil er hoch in Wipfeln wohnte
Und die Leute lockt' mit pfeifen;

durch neun starke Eichenäste flog der Bolzen Ilja's; neun Söhne hatte Nachtigall; neun verwandelte Stiere graseten auf der Weide u. s. w. [1]) Auch die Zahl drei kommt in Zauberformeln vor, mit welchen die Ritter sich ausrüsteten [2]), während die Zahl hundert dazu dient, das Unerhörte, Ungeheure auszudrücken; hundert Schlangen zischen, hundert Wölfe heulen [3]).

Vergebens aber sucht man in diesen Sagen die zarte Frauenachtung des Abendlandes, die romantische Liebe, welche in den Liedern der Troubadours und der Minnesinger uns so heiter und bewegend ansprechen; heißt doch Wladimir, auf Grund eines bloßen Verdachtes, seine unschuldige Gemahlin Rogneda sich auf's Reichste schmücken und ihn als Richter erwarten, damit er sie kalten Blutes

---

[1]) In der Edda ist diese Zahl gleichfalls vorherrschend; ebenso erscheint sie in den lithauischen Volksliedern als eine charakteristische Zeitbestimmung und hat sich noch heutigen Tages bei den Lithauern in sprüchwörtlichen Redensarten erhalten, wie in: Kàd tawę dewyni Wilkai, daß dich neun Wölfe! Vergl. darüber in den Dainos, v. L. J. Rhesa (Berlin 1843), die 62ste Daina nebst Anmerkung.

[2]) Ilja von Murom S. 29, 31, 32, 33.

[3]) Daselbst S. 31.

mit eigner Hand erdolche; vergebens sucht man ferner jene ritterlichen Gebräuche, wie Ritterschlag, Wappenschilder und Sporendienste, die eine nicht unwesentliche Eigenthümlichkeit des abendländischen Ritterwesens ausmachten; statt des Sporns diente hier der Kantschug [1]). Von den übrigen Waffen werden genannt in Wladimir, neben der schwarzen Rüstung Nachtigall's und dem Brustſtahl Rogdai's: Helme, Schlachtschwerter, Wurfspeere und Wurfschlingen, neben Keulen, Bogen und Pfeilen; in Igor werden außerdem noch die Lach'schen Rüstungen gerühmt, vor deren bloßem Anblick die Feinde flohen; ebenso wird auch gewisser Belagerungsinstrumente, wie Brecheisen und Scherschiren Erwähnung gethan.

Es bleiben mir nun noch einige Worte zu sagen von dem ältesten russischen Heldengedichte Igor. — Es ist dies eins der kostbarsten alten Denkmäler nicht nur der russischen, sondern der slawischen Literatur überhaupt; denn wenn schon die böhmische Literatur mit Recht als die älteste unter den Slawinen angesehen werden darf (die Denkmäler ihres Schriftwesens reichen bis ins zehnte Jahrhundert hinauf), so gehört doch die von Hanka im Jahre 1817 zu Königinhof entdeckte Dichtung, deren Echtheit mehr als zweifelhaft ist, bereits ins 13. Jahrundert, ist also jüngeren Ursprungs. Ich theilte bereits das „Lied von dem Heereszuge Igor's gegen die Polowzer," das sich, neben anderen Gedichten, in einer dem Grafen Mussin-Puschkin angehörigen Handschrift befand, die leider bei dem Brande von Moskau unwiederbringlich verloren gegangen ist (glücklicherweise erst nach kurz zuvor genommener Abschrift), in meiner Uebersetzung mit [2]). — Es schildert dies Gedicht in zwölf Gesängen oder Abschnitten, in einer feierlich getragenen Prosa, den Anfangs siegreichen Zug des Fürsten Igor gegen die heidnischen Polowzer; wie sich aber die Russen nach dem Siege einer übertriebenen Sorglosigkeit hingeben und so die Beute des Feindes werden, der sich unterdessen durch herbeigeeilte Hülfstruppen ver-

---

[1]) Ilja von Murom S. 30.

[2]) S. Seite 99—127.

stärkt hat. Igor selbst geräth in Gefangenschaft, aus der er sich erst nach zwei Jahren mit Hülfe eines ihm ergebenen Polowzers durch die Flucht befreite und mit Jubel von den Seinigen begrüßt ward.

Zunächst unterscheidet sich dies Gedicht von der Władimir-Sage dadurch, daß es streng historisch ist und daß es nirgends einen Zug darbietet, der auch nur im Entferntesten an's Sagenhafte streifte. Sodann aber gewährt es uns einen tiefen Einblick in die staatlichen, religiösen, militärischen, geselligen und intellektuellen Verhältnisse der Russen des 12. Jahrhunderts; die Ausbeute ganz abgerechnet, die es dem Philologen gewährt, es beim vergleichenden Sprachstudium der Slawinen zu gebrauchen. Eine kurze Analyse dieser zwölf Gesänge dürfte am geeignetsten sein, ein klares Bild dieser Verhältnisse zu gewähren, wobei ich aus den übrigen Gesängen jedesmal Das zusammenstellen werde, was zur lebendigeren Charakteristik des Hauptinhaltes jedes Gesanges beitragen kann [1]).

Der I. Gesang beginnt mit einem Anruf an den Enkel des Glücksgottes Weles, den längst verschiedenen Barden Bojan, der als der hehre, begeisterte, sinnige, erhabene Sänger der früheren Züge, die Nachtigall der Vorzeit genannt wird, und welchem der Sänger dieses Liedes mit inniger Pietät sich unterordnet, zur Bekräftigung seines Vortrags hier und da seine gehaltreichen Aussprüche citirend. Mit wenigen aber meisterhaften Zügen wird die Individualität Igor's und seines Bruders, Wsewolod's des Wildstiers, gezeichnet, deren brüderliches Verhältniß durch die Anrede Wsewolod's an Igor „einz'ger Bruder, einziges helles Licht du, Igor!" in's schönste Licht tritt. Ihre Recken sind

kampfgewaltig,
Beim Trompetenschall gewindelt,
Unter Helmen eingewieget;
Nahrung ward an Lanzenspitzen
Ihnen dargereicht u. s. w.

Viele böse Vorzeichen sprachen gegen den Zug. Diese bestanden zunächst in einer Sonnenfinsterniß, die durch

---

[1]) Vergl. Nr. V dieser Sammlung.

„Ungewohnte Nacht mit Grausen
Weckt den Klageruf der Vögel.“

Zu den **Unglücksvögeln** gehören: der mythische Div, der den heidnischen Polowzern zuruft wachsam zu sein; die Krähen, Elstern und Geier, die heerdenweis dem Don zufliegen, die Niederlage der Russen im Voraus witternd, und die alles Wild zu Gast auf Knochen laden; auch Füchse und Wölfe verkünden durch ihr Geheul das bevorstehende Blutbad. Ueberhaupt sehen wir durch das ganze Gedicht die gesammte Natur an allen guten und bösen Schicksalen der Russen den innigsten Antheil nehmen. Während die Nachtigall verstummt vor dem Beginn des Kampfes, aber mit jubelndem Schlage den Rettungstag Igor's begrüßt, versiegt der Sonne Licht bei ihrer Niederlage, neigt das Gras traurig seine Halme zur Erde, wirft der Hain vor Gram die Blätter ab; nur die Winde, die Enkel Stribog's, die sind ihnen nicht günstig, sie führen ihnen die Pfeile der Feinde entgegen.

Nachdem im II. Gesange Rüstung, Aufbruch und Aufstellung der beiden feindlichen Heere geschildert wurde, sehen wir im III. den Kampf entbrennen, in welchem die siegreichen Russen den Polowzern reiche Beute abnehmen, in deren Aufzählung die schönen Jungfrauen der Polowzer obenan genannt werden. Wsewolod's Tapferkeit, der heut Wunder verrichtet und eine Saat von Heidenköpfen um sich her gestreut hat, ist dieser Sieg vornehmlich zuzuschreiben. Allein die gehörnte Teufelsbrut der Heiden schanzt sich ein mit wildem Jubel und zieht mächtige Verstärkungen heran.

Der IV. Gesang bereitet auf die kommenden Ereignisse vor, indem der Sänger darin einen vorbereitenden Rückblick auf die trüben Ereignisse der Vergangenheit wirft, und damit schließt, „daß ein blut'ger Kampf wie dieser, war bisher noch unerhört!“

Der V. Gesang schildert die 24 Stunden währende Hauptschlacht, in welcher die Russen total geschlagen wurden, Igor selbst aber in Gefangenschaft gerieth. Die Folgen dieser Niederlage werden im VI. Gesange auf eine besonders klare Weise dargestellt als: Drangsal, Schmach, Muth- und Trostlosigkeit und Veranlassung der das Land verwüstenden Zwischenfehden, welche die Feinde in's Land

ziehen und die endliche Invasion durch die Tataren bereits in Aussicht stellen. Mitten in diese dem Dichter selbst unerquicklichen Schilderungen wirft er die rührenden Klagen der Frauen der gefallenen Helden, und benutzt diese glückliche Wendung, um im VII., VIII. und IX. Gesange von den inneren Verhältnissen des Landes zu sprechen.

Zuerst knüpft er mit Meisterhand die Nachricht von Igor's Niederlage an einen bösen Traum Swätoslaw's, dem Oheime Igor's, und benutzt die Erzählung desselben mit der sich daran knüpfenden Rücksprache mit den Bojaren, die er wegen ihres Unfriedens unter einander hart anklagt, wiederum sehr geschickt, die Zeit der Gefangenschaft Igor's gleichsam zu verdecken.

Hier wird auch der eigenthümlichen Hofkrieger Erwähnung gethan, welche unter den Namen Drushina die Leibgarde der Fürsten bildeten [1]), sowie der Ehrengerichte, die bei Beleidigungen unter der Drushina eingesetzt wurden, um den Streit zu schlichten. Im Aufrufe zur allgemeinen Schilderhebung an die tapferen Fürsten wird aller der Helden gedacht, die im Kampfe gegen die Heiden ihre „Perlenseele durch die goldne Panzeröffnung“ ausgehaucht haben und die ihnen als hohe Meister der Kriegskunst vorgehalten werden.

Den Schmerz der Wittwen drückt die seelenvolle Klage der Jaroslawna, Igor's Gemahlin, im X. Gesange aus; er lautet also:

Es ertönt der Jaroslawna
Stimme gleich des Kuckuck's Rufe,
Wenn er ungeseh'n des Morgens
Kuckuck ruft; und also sprach sie:
„Längs der Donau, gleich dem Kuckuck,
Will ich fliegen, will den Aermel,
Fein aus Biberfell bereitet,
In dem Fluß Kajala netzen,
Will des Fürsten blut'ge Wunden
Kühlen an dem Heldenleibe!“

Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle;

---

[1]) Näheres darüber in meiner größeren Ausgabe des Igor, Anm. 14.

Sprechend also : „Wind, o Weher,
Warum, Herr, so widrig wehst du?
Und warum trägst du die Chan'schen
Pfeile her auf deinen leichten
Schwingen, gegen meines Gatten
Heere? ist's dir nicht genügend
Längs des Ufers unter Wolken
Hinzuweh'n, die Schiffe blasend,
Wiegend sie auf blauem Meere?
Warum hast du meine Freude,
Herr, geweht in's Steppengras?"

Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle;
Sprechend : „Dnjepr, hochberühmter!
Der du kühn die Felsenberge
Mitten hin durch der Polowzer
Land durchbrochen hast, du führtest
Einst die Schiffe Swätoslawl's
Hin zu Kobjak's Schaaren. Führ' mir,
Herr, den Gatten zu, sonst send' ich
Thränen bald ihm zu in's Meer!"

Jaroslawna, frühe weint sie
Zu Putiwl, auf dem Walle;
Sprechend : „helle, dreimalhelle
Sonne, allen Menschen bist du
Warm und schön; warum o Herrin,
Senkst du deine glüh'nden Strahlen
Auf die Heere meines Gatten?
Auf der wasserlosen Fläche
Hast du dürstend ihre Bögen
Ausgesogen; ihre Köcher
Aber schloß der Kummer zu!"

Im XI. Gesange besingt der Dichter die Flucht Igor's, an dessen Befreiung die ganze Natur den thätigsten Antheil nimmt. Aus den Gesprächen der ihn verfolgenden Polowzerfürsten Gsak und Gontschak ist ersichtlich, daß er die Tochter des letzteren liebt und daß solche Verbindungen mit den Tataren nicht zu den Seltenheiten gehören mochten [1]).

---

[1]) Siehe Igor größere Ausgabe, Anm. 93.

Der XII. Gesang, endlich, zeigt ihn, nach einer Hinweisung auf ältere (leider verloren gegangene) Heldengedichte, gerettet unter seinen Russen, auf dem Ritte „hin zur heil'gen Gottesmutter," das ganze Land in Jubel und Gesang ertönend und schließt mit einem herzlichen Lebehoch für alle Christenhelden! [1])

Und so schließe auch ich den gegenwärtigen Vortrag mit den großen Worten unseres großen Grimm: „Mir widersteht die hoffärtige Ansicht, das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreuender Barbarei; schon der liebreichen Güte Gottes wäre das entgegen, der allen Zeiten seine Sonne leuchten ließ, und den Menschen, wie er sie ausgerüstet hatte mit Gaben des Leibes und der Seele, Bewußtsein einer höheren Lenkung eingoß; in alle, auch die verschrieensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein, der edelgearteten Völkern ihre Sitte und ihr Recht bewahrte. Man braucht nur die milde und tüchtige Gesinnung unseres höheren Alterthums in der Reinheit und Kraft der Volksgesetze, oder die angestammte Fähigkeit des dreizehnten Jahrhunderts in seinen sprachgewaltigen, beseelten Dichtungen zu empfinden, um für Sage und Mythe, die in ihnen noch Wurzel geschlagen, gerecht gestimmt zu sein [2])."

Das Werk: „Tableau de la Littérature du Nord au moyen age, en Allemagne et en Angleterre, en Scandinavie et en Slavonie, par F. G. Eichhoff (mit drei Zeilen Titeln), Paris, Didier 1853," verdient in Bezug auf die „Littérature en Slavonie" (!?) ein Ideal der Oberflächlichkeit genannt zu werden.

Der Sagen über Wladimir erwähnt es nicht mit einem Worte, ebenso läßt es mehrere andere alte Sagen (wie die „Сказаніе о нашествіи Батыя на русскую землю" und die „Сказаніе о Мамаевомъ побоищѣ") durchaus unerwähnt. Das Lied vom Heereszuge Igor's

---

[1]) Ueber die sprachlichen Verhältnisse des Gedichtes muß ich hier auf die in meiner größeren Ausgabe des Igor gegebene Auskunft verweisen.

[2]) Deutsche Mythologie, Göttingen 1844, VII.

wird auf zwei weitgedruckten Seiten abgespeist, und Bruchstücke in einer Uebersetzung mitgetheilt, die Alles übertrifft, was an Willkür und Ungenauigkeit nur gedacht werden kann. Es würde zu weit führen, in eine genauere Kritik des dort mitgetheilten Bruchstückes einzugehen und die darin enthaltenen zahlreichen Verstöße zu zeigen; es genüge zu erwähnen, daß der Uebersetzer ganze Stellen unübersetzt ließ, andere willkürlich einschob, und oft die bedeutungsreichsten Ausdrücke durch Wörter wiedergab, die dem Ursinne auch nicht im Entferntesten entsprechen.

Nach Mittheilung der Uebersetzung der ersten 29 Verse aber ergeht sich der entzückte Uebersetzer in den vieltönigsten Que de!! über dieses Meisterwerk der Poesie!!

Die armen Franzosen, denen solch' Stückwerk gereicht wird!

Möchten doch Alle, die ihre Hand anlegen an die alten erhabenen Denkmäler der Vorzeit, der tiefsinnigen Worte eingedenk sein, die Jacob Grimm, der große Meister, in seiner „Deutschen Mythologie" ausspricht:

„Die Volkssage aber will mit keuscher Hand gelesen und gebrochen sein. Wer sie hart angreift, dem wird sie die Blätter krümmen und ihren eigensten Duft vorenthalten. In ihr steckt ein solcher Fund reicher Entfaltung und Blüthe, daß er auch unvollständig mitgetheilt in seinem natürlichen Schmuck genug thut, aber durch fremden Zusatz gestört und beeinträchtigt wäre. Wer diesen wagen wollte, müßte, um keine Blöße zu geben, in die Unschuld der ganzen Volkspoesie eingeweiht sein, wie der ein Wort zu ersinnen ausginge, in alle Sprachgeheimnisse."

VII.

Drei russische Dichterinnen.

(Vortrag gehalten im Concertsaale des Kgl. Schauspielhauses zu Berlin.)

H. V.

Die drei Skizzen, die ich die Ehre haben werde Ihnen heute vorzuführen und die ich schon vor einiger Zeit mit liebevoller Hingabe gezeichnet, machen keinen Anspruch auf künstlerische Vollendung. Sie sind sogar weit entfernt davon. Mein Wunsch war sie vor Ihrem geistigen Auge dahinziehen zu lassen gleich luftigen Dissolving views, welche — die eine in die andere verschwimmend — zusammen dennoch den Eindruck der unvergänglichen Schönheit des weiblichen Gemüthes in lichter, harmonischer Gestalt für einen Augenblick in den Vordergrund Ihres Fühlens und Denkens zu rufen geeignet sein möchten. Wäre mir dies gelungen, so würde ich mich dem frohen Gedanken hingeben, daß diese Abendstunde für Sie keine verlorene war.

Rußland, das wir jetzt auf der Bahn der weitgreifendsten und wohlthätigsten Reformen sehen, und dessen erleuchteter Monarch — die Bedürfnisse des Landes erkennend — durch seine hochherzigen Verordnungen nicht nur den Dank der Mitwelt, sondern auch die

Segnungen fernster Generationen sich verdient — wird, behält es Frieden, unzweifelhaft schon in nächster Zeit eine Reihe bedeutender Erscheinungen auch auf dem Gebiete der schönen Literatur aufzuweisen haben, da die gegenwärtig so offen geförderte und so freigebig ausgesäete Bildung nicht verfehlen kann, eine reiche, edle Ernte einzutragen. Es werden dann auch die Frauen aus ihrer reservirten, an asiatischen Brauch erinnernden Stellung heraus — und, wie in den übrigen, älteren Kulturländern, mehr in den Kreis Derer eintreten, die berufen sind, das ewig Schöne mit dem ewig Wahren in anmuthigster Weise zu verbinden, dem Glauben, Lieben, Hoffen und Wollen ihres Volkes durch Dichterwort Ausdruck zu verleihen, auf den Geschmack der Zeit veredelnd einzuwirken, und inmitten sehr materiellen Strebens die Menschen immer und immer wieder an die Ideale der Menschheit zu erinnern.

Solche Aussicht war vor nicht langer Zeit nicht vorhanden. Der Druck der schwersten Autokratie lastete wuchtend auf allen Gemüthern und hemmte jeden höhern Geistesschwung. Das lange und laute Parade-Waffengeklirr übertönte jede im Stillen herangereifte Forderung des Geisteslebens.

Die Dichtkunst wurde zwar gepflegt, doch mehr wie eine Treibhauspflanze für den Gebrauch der Vornehmen, wie ein Luxusartikel für den Verbrauch der Reichen; — denn draußen, auf dem Markte des öffentlichen Lebens, war die Luft zu rauh, und die eingeschulten, literarischen douaniers, diese rats-de-cave littéraires, wie Béranger sie nennt, waren zu streng gegen Contrebande. Und Schleichhändler waren Alle, die Gedanken mit sich trugen, Contrebande fast Alles, was geschrieben wurde, in dem Maße, daß das berühmte Lustspiel Leid aus Geist, d. i. Wehe dem, der Geist hat, von Gribojädow, über acht Jahre handschriftlich in Aller Händen kursirte, bevor es die Druckerlaubniß erhielt.

So wußte denn die drängende Productivität der Geister gar bald nicht mehr wohin mit ihren luftigen Gebilden; es blieb für die Zurthatwerdung derselben kaum mehr übrig als die Uebersetzungsliteratur.

Die wurde denn auch sorglich gepflegt, vor Allem von dem Lehrer und Erzieher des gegenwärtigen Kaisers selber, dem humanen, fast ganz auf deutscher Bildung fußenden Shukowski, der viele von Schiller's Dramen, Liedern und Balladen unvergleichlich schön in's Russische übertragen hat, und dessen Einflüssen die Russen gegenwärtig mehr verdanken, als sie vielleicht ahnen. Diese ungeahnte, neu erschlossene Welt des höchsten, geistigen Genusses rief einen förmlichen Wettkampf hervor, und so erschienen denn die Dichterhelden aller Nationen in zum größten Theile vorzüglichen metrischen Uebersetzungen in russischer Sprache, zum großen Nutzen für die Sprache selber, die an formeller Gewandtheit einer zuvor nie geahnten Vollendung entgegengeführt wurde — die Uebersetzer waren ja meistens die höchstgebildeten Männer des Landes — zum Heile für die Nation, welche durch die wohl redigirten, monatlich erscheinenden literarischen Journale allmälig bekannt wurde mit den hervorragendsten Erzeugnissen der Weltliteratur, von der erhabenen Gestalt der götterentsprossenen Sacuntalâ an, bis zu irgend einem Kumyß trinkenden Helden einer Baschkirensage.

Naturgemäß wurde diese Arbeit von Männern geleistet, denn sie erforderte männliche Kraft, männliches Wollen, Manneswissen.

Die Frauen genossen. Nur einigen wenigen erschloß sich die Welt des poetischen Lebens in ahnungsvollen Stunden der Erhebung, in welchen es sie verlangte Antheil zu nehmen an der geistigen Arbeit der Nation; schüchtern traten sie anfangs in anonymen oder mit einer Chiffre versehenen Novellen hervor; dann erschienen Romane — meist Pensionsgeschichten — doch nunmehr bereits öfters mit den Namen der Verfasserinnen, endlich Gedichte. Zumeist allerdings noch sehr untergeordneter Natur, an „die Ideale“, „an Ihn“, „an Luna“, „der Gedanke“ u. s. w. u. s. w.

Natürlich genug.

Machen wir uns die Bedingungen klar, unter denen ein Weib in Rußland als Dichterin auftreten konnte. Das Volk — die große Masse — war, bei der üppigsten Naturanlage, geistig arm, kulturlos, auf wenige oft recht geschmacklose Sagen und auf Fabeln angewiesen, leiblich an die Scholle gefesselt, von Kindesbein an zur

schwersten oder ödesten Arbeit verurtheilt; es konnte nur Kindermädchen und Ammen liefern, keine Dichterinnen!

Eine eigentliche Mittelklasse fehlte, fehlt noch heut! Die sie vertretenden zahlreichen Klassen des niederen Beamtenstandes, ferner die der fremden Bürger und Kaufleute, so wie der in drei Gilden getheilte russische Kaufmannsstand, welche den Uebergang zum Adel — nicht zur Aristokratie — bildeten, hatten und haben einen ganz anderen, viel wichtigeren Zweck als Poesie — nämlich: Geld, Geld und nochmals Geld!! Aus dieser Klasse ist bis jetzt noch nicht ein berühmt gewordener Dichter, geschweige denn eine Dichterin hervorgegangen. Die Bildung wird diesen Kreisen vorzugsweise von Mittelschulen verabreicht, oder, unter Umständen, auch von deutschen und französischen bonnes d'enfants, wenns hoch kommt von einer Gouvernante. Man conversirt recht geläufig französisch, liest Balzac, Eugène Sue, Dumas père et fils, Faideau, und befindet sich dabei äußerst gebildet.

Bleibt der ganz isolirt dastehende, aber hochgebildete Gelehrtenstand und der Adel. Von letzterem ist in seiner Totalität sofort wieder abzuziehen der bisher geistig völlig brachliegende Stand der kleinen und mittleren Gutsbesitzer, und der niedere Klassenadel, d. h. die durch subalternen Dienst bis zum Staatsrathe incl. erworbenen Adelsgrade, deren fünf höchste allein den Erbadel verleihen. Dieser niedere Rangadel ist im Allgemeinen materiell zu ungünstig situirt, um in seiner Gesammtheit bisher als Kulturelement gewirkt zu haben. Die Erziehung der Töchter auch dieser Klasse geschieht zumeist zu Haus in bekannter Weise, oder in Privat-Pensionen, unseren höheren Töchterschulen, die fast sämmtlich in den Händen von Ausländern und in der That vortrefflich sind, und endlich, für die Bevorzugteren, in Kaiserlichen Instituten, die exemplarisch gut geleitet werden, die jedoch trotz ihrer außerordentlichen Größe, immer nur ein Asyl für wenige sind.

Daß es aber diesen Klassen an strebsamen Geistern nicht mangelt, zeigt sich gerade gegenwärtig, wo aus ihnen heraus die ersten soliden Anfänge eines gebildeten Mittelstandes sich zu entwickeln beginnen, dessen weitere Entfaltung und Gestaltung vorerst allerdings

noch im Schooße der Zukunft ruht. — Somit bleibt die Aristokratie, d. i. die durch Geburt und Stellung am günstigsten situirte Klasse, die wir uns ja nicht gerade auch als die reichste zu denken brauchen, — und hier ist in der That die Heimat wirklicher Bildung, so weit sie in Rußland nur möglich ist; an ihren Foyers werden wir auch die Wiege der Dichterinnen zunächst zu finden haben. Bevor wir aber ausgehen sie aufzusuchen, müssen wir noch der exceptionellen Stellung des Weibes in Rußland, wenn auch nur vorübergehend, gedenken. Während die unteren, sorgenbedrückten Klassen gewöhnlich aller Romantik baar sind, und das Weib in ihnen der Lastträger der Familie ist, wird in den mittleren und höheren Klassen der Gattin eine Behäbigkeit des Daseins gewährt, wie man sie in unserem Westen nur selten antrifft, — die aber, je nach dem — vor den rohesten Brutalitäten sie nicht zu schützen vermag, wenn der Gatte, ihr Herr und Gebieter, verdrießlicher Natur ist.

Daß ein solcher Boden nicht danach angethan war, eine Fülle von Dichterblüthen aus dem ur- und naturwüchsigen heimatlichen Laute zu treiben, sondern dieselben nur als sporadische Wildlinge hervorsproßten — freilich nunmehr in üppigster Kraft der Ueberwucherung — leuchtet ein, um so mehr als, in Folge höherer Einflüsse, bis vor noch nicht allzulanger Zeit, ja, theilweis bis in die Gegenwart herein, die Sprache dieser Kreise das Französische war, auf dessen Erlernung eine Sorgfalt verwendet wird, von der man in Deutschland wohl kaum einen Begriff hat, wo man geneigt ist die Sprachfertigkeit der Russen und Polen — denn den Czechen, Serben, Illyriern, Kroaten und Slawaken kann man sie eben nicht nachrühmen — nur der Schwierigkeit ihrer eigenen Sprachen zuzuschreiben. — Von zarter Jugend an gewöhnt in dieser Sprache zu verkehren, erreichte man in ihr oft einen staunenswerthen Grad der Vollkommenheit, versäumte aber nicht selten die gründliche Erlernung des Russischen, wodurch man nicht nur der spontanen Virtuosität des Ausdrucks schadete, sondern auch der fruchtbaren Fortbildung der Muttersprache das Lebenselement abschnitt: hierzu gesellt sich nun noch das viel gesprochene Deutsch, das in allen besseren Schulen als Kultursprache gelehrt und in zahlreichen Familien ursprünglich

deutscher Herkunft mit großer Gewandtheit, fast als zweite Muttersprache, gesprochen wird.

Diese beiden Sprachen vegetiren in Rußland keineswegs unter so kargen Lebensbedingungen wie etwa das Französische und Englische in Deutschland; sie dienen nicht blos als Geistesreck; sie sind wirkliche Conversationssprachen, wahrhafte Vermittlerinnen des lebendigen Verkehrs zwischen Geist und Geist, zwischen Herz und Herz; die eine, südliche Rivalin, ihrem innersten Wesen gemäß, mit koketter Eleganz nach der korrektesten äußeren Erscheinung hinwirkend, die andere, in prunkloser Form aber in tiefster, stiller Innerlichkeit die reiche Welt des ethischen Lebens vermittelnd.

Was Wunder also, wenn wir sie daher auch theilnehmen sehen an der Vermittelung, nicht nur der rein geistigen, sondern auch der poetischen Arbeit der russischen Nation!

Und so stehe ich denn, nach diesen einleitenden Worten, die zur richtigen Auffassung des Folgenden unerläßlich schienen, nunmehr vor meiner eigentlichen Aufgabe : Sie — wenn auch nur in Flaxmann'scher Contourenmanier — mit drei russischen Dichterinnen und deren Werken bekannt zu machen : die erste, eine Dame aus der höchsten Aristokratie — eine jener seltenen Blüthen und Zierden der Nationalliteratur, in schönstem Russisch dichtend und uns einen direkten Einblick in die aristokratischen Zustände ihrer Zeit gewährend; die andere, gleichfalls den höheren Lebenskreisen angehörend und in elegantestem Französisch theils Nationaldichtungen vermittelnd, theils ihren eigenen Inspirationen folgend; die dritte, ein schlichtes holdes Kind aus der ärmsten Beamtensphäre, die tiefinnerlichsten Offenbarungen des weiblichen Gemüthes, dieser wunderbaren, räthselhaften Sphinx, im reinsten, im durchdrungendsten Verständniß der griechischen, römischen und deutschen Dichter geläuterten Deutsch enthüllend.

Alle drei — Russinnen; alle drei so grundverschieden, wie die Sphären, denen sie angehörten, wie die Idiome, in welchen sie schrieben; aber alle drei beredte Zeugen der trostreichen ewigen Wahrheit, daß das weibliche Gemüth unter allen Zonen, wie unter allen, auch den drückendsten Verhältnissen, das Heiligthum seiner Ideale in unverbrüchlichster Treue und Tiefe wohl zu wahren weiß.

Die erste dieser Dichterinnen, die Reichsgräfin Helene Rostópschina, geb. Suschków, Schwiegertochter des Militair-General-Gouverneurs von Moskau, unter dem die alte Czarenstadt abbrannte, gehörte einer der begütertsten Familien Rußlands an. Umringt von allem Glanze des Reichthums und der Geburt, entfaltete ihr poetisches Talent sich inmitten der sorgfältigsten Erziehung, wie es scheint, doch nicht allzu früh, wenn man berechtigt

---

Гдѣ жь ты, жизнь? . . . Когда настанешь? . . .
Торопись! . . . Смотри, я жду! . . .
Ты сказала мнѣ : „приду!“ —
Или ты меня обманешь? . . .

Загорится ль для меня
Счастья жданнаго денница? . . .
Или вѣкъ мнѣ небылицей
Будетъ тайна бытія? . . .

Оглянусь, — другимъ раздолье! . . .
Всѣ любили . . . всѣ живутъ! . . .
Мнѣ-ли только не дадутъ
Въ общемъ счастьи скромной доли? . . .

Иль напрасно знать и жить
Сердце проситъ, сердце рвется?
Иль оно напрасно бьется,
Или вѣкъ мнѣ не любить?

Zwar legt sie in einem anderen Gedichte : „Die Vorherbestimmung“, das überhaupt als ihr psychologisches Portrait angesehen werden darf, sich selbst eine große Frühreife bei, durch welche sie viel eher zum Weibe ward, als es sonst in der Natur der Dinge liegt, — doch kann dieses Moment, da sie dies Gedicht in den späteren Lebensjahren während eines Aufenthaltes in Nizza schuf, eben so gut erst von ihr hineingetragen worden sein; keinesfalls ward sie dadurch früher zur Dichterin. Zum näheren Verständniß ihrer Individualität sei es mir gestattet hier einiger historisch-biographischen Details in Kürze Erwähnung zu thun.

ist nach den Erstlingsgedichten dieser Dame zu urtheilen; denn hier begegnen wir einem Liede, welches sie uns bereits als reife Knospe zeigt, die den Offenbarungen der Liebe mit Mädchenungeduld entgegenharrt und das Leben zu rüstigerem Schritte mahnt, um sie der Verwirklichung ihrer Ahnungen und Erwartungen näher zu führen. Es lautet etwa:

Leben, sprich, wo bist Du, . . . weilst Du?
Sieh, ich harre, zaudere nicht!
Sagtest ja: „ich täusch' Dich nicht,
Komme schon!" — — Warum nicht eilst Du?

Dämmert tiefgeahnten Glückes
Morgenröthe bald herauf? . . .
Oder — blieb' des Seins Verlauf
Mir ein Räthsel des Geschickes? . . .

Alle liebten . . . alle leben . . .
Frohe nur schaut rings mein Blick . . .
Mir allein wär' nicht am Glück
Mein bescheid'nes Theil gegeben?

Bangt und sehnt sich nach Enthüllung
Wohl vergebens gar mein Herz? . . .
Schlägt's umsonst in Lieb' und Schmerz? . . .
Sieht mein Lieben nie Erfüllung?

Es war nämlich den Jesuiten gelungen in den 20er Jahren vom Kaiser Alexander I. die Erlaubniß zu erwirken, an der katholischen Seelsorge in St. Petersburg Theil nehmen zu dürfen. Ihre erste Thätigkeit begann mit der Beschlagnahme der katholischen Schulen, und einmal etablirt, begnügten sie sich sehr bald nicht mehr hiermit, sondern streckten ihre Fühlhörner aus nach Proselyten. An den unteren Klassen konnte ihnen nichts gelegen sein; da hätten sie bei gewagtem Spiele nur kargen Lohn gefunden. Also die Aristokratie! Das Mittel, in diese Kreise einzudringen, bot sich von selber dar, da viele der angesehensten polnischen Familien,

wie die der Fürsten Lubomirski, Ogiński u. a. in St. Petersburg residirten und den Bestrebungen ihrer eifrigen Seelsorger freudig entgegen kamen. Das fromme Werk begann natürlicherweise zunächst bei den, der Gefühlspersuasion so leicht zugänglichen Damen, und eine der ersten Proselytinnen war unsere, der Offenbarungen harrende Dichterin. In diese Zeit fällt auch wahrscheinlich ihre Verheirathung, die eine mariage de convénience gewesen zu sein scheint, da die Dichterin diese Katastrophe in unverbrüchlichstes Schweigen hüllt. Nach dem russischen Staatsgesetze aber darf kein russischer Unterthan aus der griechischen Staatsreligion zu einer anderen übertreten, ohne sich dem Vermögensverluste und der Deportation auszusetzen. Da nun aber die Sonne Alles einmal an den Tag bringt, so tauchte auch von diesem Glaubenswechsel und dem anderer hochgeborenen Damen das Gerücht allmälig auf; es ward öffentliches Geheimniß. Die Regierung sah durch die Finger, — man duldete es eben, so lange die Fälle vereinzelt und in den höheren Regionen stattfanden. In einem gänzlichen Verkennen der Sachlage befangen, gingen Jesuiten und Neophyten nunmehr dreister zu Werke. Die Zahl der Neubekehrten mehrte sich in bedenklicher Weise, mit ihr die der Legate und Testamente zu Gunsten der Kirche zu Rom. Es war Zeit einzuschreiten. Man berichtete dem Kaiser Nicolai, etwa ums Jahr 1831, vielleicht nicht ohne vorherige Andeutungen über diesen Schritt an die Betreffenden. Hören und handeln war bei diesem Monarchen stets Eins. Er befahl sofort, daß die Jesuiten binnen 24 Stunden St. Petersburg, binnen 8 Tagen das Reich zu verlassen hätten, und forderte ein Verzeichniß der Uebergetretenen. Die hatten nun zum Theil noch eben Zeit gehabt,

---

Предопредѣленіе.

Ребенокъ былъ когда-то, — помню я —
Мечтательный и хиленькій ребенокъ,
Сиротка, сросшійся, съ самыхъ пеленокъ,
Съ печальною изнанкой бытія . . .
Другихъ дѣтей лишь изрѣдка встрѣчая,
Онъ росъ одинъ, — то кротокъ и угрюмъ,
То рѣзвъ и смѣлъ : печать тревожныхъ думъ
Была на немъ, заранѣ предвѣщая

mit ihren Kostbarkeiten zu flüchten und im Auslande sich ein Asyl zu suchen. Die Gräfin Rostópschina, bereits vermählt und, beiläufig gesagt, höchst unglücklich vermählt, floh nach Paris, wo sie — für immer exilirt — Salon hielt, während sie den Winter in Nizza oder Florenz zuzubringen pflegte. Ihre Salons gehörten auch hier zu den glänzendsten jeder Saison, denn sie empfing Jedermann, auch ihre politischen, kirchlichen und literarischen Gegner, mit jener liebenswürdigen, angeborenen Grandezza, die, wie mit Zaubergewalt, sich Alles unterwirft, was ihr sich naht und die ja zu den hochbevorzugtesten Eigenschaften eines Weibes gehört. — Sie war übrigens ein wunderbar klarer Kopf; allein durch die Thorheit ihres Herzens, ich meine durch ihre höchst unglückliche Ehe mit einem Bojaren, wie sie ihren Mann in einem anderen Gedichte spöttisch selbst nennt, einem, nach ihrer Schilderung, fühllosen Unholde, war sie erbittert oder verstimmt, durch und durch. So kam es denn, daß die Dichtungen dieser plastischen Weltdame recht oft den Stempel eines Gemüthszustandes tragen, der sie uns als enttäuschte fashionable Schwärmerin erscheinen läßt, und das thut ihnen — obschon wir aus den vorerwähnten Rücksichten ihnen alle Sympathie gern entgegentragen — oft großen Abbruch.

Wenn ich es dennoch wage, Ihnen zwei dieser Gedichte in möglichst treuer Uebersetzung vorzutragen, so geschieht es in der Absicht dieser flüchtigen Skizze den nöthigen Hintergrund zu geben, denn die Verfasserin gehört doch nun einmal zu den wenigen Dichterinnen Rußlands und konnte als Dame von Gefühl unter den gegebenen Verhältnissen kaum anders empfinden.

Vorherbestimmung.

Einst war ein Kind — ich seh' im Geist es noch —
Ein sinn'ges, schwächliches und zartes Wesen —
Und Waise; — von der Wiege an erlesen
Zu tragen herben Schicksals schweres Joch!
Nur selten sich mit andern Kindern findend
Erwuchs es einsam — bald verschlossen, trüb,
Bald lärmend wild. — Von früh jedoch schon blieb
Ihm eigen schmerzlich Sinnen, wie verkündend

Тяжелую судьбу . . . не мудрено! . . .
Ласкъ матери бѣдняжкѣ не дано! . . .

Бывало, подъ вечеръ, въ тѣнистый садъ
Бѣжитъ дитя просторомъ освѣжиться,
Промежъ цвѣтовъ улечься, притаиться,
И жадной грудью пить ихъ ароматъ —
Такъ страстно Божій міръ оно любило!
Такъ сердце билось въ немъ! . . . такъ взоръ его
Ловилъ, искалъ . . . не зная самъ чего!
Такъ много въ немъ ужъ было жизни, силы
И пылкости . . . о, бѣдное дитя!
Оно вполнѣ ужъ жило, не шутя!

О бѣдное дитя! . . . не только жить,
Оно уже страдать могло, и слезы
Горючія на лиліи и розы
Тайкомъ роняло часто . . . объяснить
Само себѣ не могши ихъ причины . . .
Особенно тоска брала его
Подъ сумерки, когда вокругъ него,
Торжественно сливаясь въ гулъ единый
Колоколовъ несчётныхъ звонъ гудѣлъ
И день, кончаясь тихо, вечерѣлъ . . . .

И чудный гулъ, и многовѣщій звонъ
Ребенка слухъ и душу поражали . . .
Какъ-будто къ жизни дальней призывали . . .
Къ борьбѣ съ судьбой . . . впередъ стремился онъ! . .
Грядущее, съ насмѣшкой и угрозой,
Страшилищемъ вставало передъ нимъ —
И зеркаломъ загадочнымъ своимъ
Сулило скорбь, навѣты, брани, слезы . . .
И понималъ гость жизни молодой —
И трепеталъ предъ мрачною судьбой . . . .

Наитіе таинственной тоски . . .
И страха . . . и такого-то волненья . . .
Сходило, какъ благое откровенье,
Въ младую душу . . . Были глубоки
И тяжки въ ней развитія порывы . . .
Дитя, дитя! . . . не думай, не желай!
О тайномъ, неизвѣстномъ, не гадай! . . .
Но гдѣ? . . . Томясь мечтой нетерпѣливой,
Оно уже — какъ женщина — грустить . . . .
И молится . . . и плачетъ . . . и дрожитъ! . . .

Ein hartes Loos ihm; — dazu riß es fort,
Daß nicht ihm ward der Mutter kosend Wort.

Wie oft am Abend eilt das Kind mit Lust
Sich in den schatt'gen Gängen zu ergötzen,
Sich hinter Blumen träumend hinzusetzen,
Einathmend ihren Duft mit durst'ger Brust.
Wie liebt' es innig Gottes Wunderwerke,
Wie schlug sein Herz in der Natur! Wie schweift sein Blick,
Wie suchte er — nicht weiß es welches Glück!
So lebensreif schon war's, so voller Stärke
Und Glut der Seele; — — armes, armes Kind,
Du lebst zu früh, zu völlig, zu geschwind!

Das arme Kind! Nicht nur des Lebens Glut
Ist ihm erwacht; es leidet auch; und Thränen,
Heißquellende, vergoß es voller Sehnen
Oft auf der Lilie Schnee, der Rose Glut; —
Nicht ahnend welchem Borne so entfließend
Sie strömten! Mächt'ge Wehmuth fühlt sie stumm
Zur Dämmerungsstund', wenn bang und voll rundum
In einen Klang sich feierlich ergießend
Zahlloser Glocken Mahnungsruf erklang,
Wann still der Tag zum Schooß des Abends sank.

Der Wunderklang, der Zukunftsklang durchzieht
Nicht nur des Kindes Ohr, auch all sein Sinnen,
Als rief er's fort ins Leben weit von hinnen :
Zum Kampfe mit dem Schicksal! . . . Vor sich sieht
Der geist'ge Blick der Zukunft Luftgebilde — — —
Graus, wie ein Schreckgespenst, entrollt sich's dort :
Verleumdung, Kummer, Thränen, hartes Wort,
Spott, Drohung, Hohn schaut es im Nebelbilde! —
Und unser junger Lebensgast verstand
Das grause Loos, das noch ihm unbekannt.

Dies Finden tief geheimnißvollen Grams,
Des wunderbaren Grauns, das, allgewaltig
Wie eine Offenbarung, vielgestaltig
In diese junge Seele schlich; nicht kam's
Um rasch zu schwinden; — tief wohnt's im Gemüthe! —
O Kind, o Kind! Nicht also wünscht und denkt,
Nicht ins Geheimnißvolle so versenkt
Sich Kindessinn! Vom Grübeln endlich müde,
Härmt sich's wie eine Jungfrau, ringt und fleht,
Erbebt in Thränen, jammert im Gebet. — —

А время шло . . . ребенокъ подросталъ —
И дѣвушкой пригоженькой явился . . .
Вотъ въ женщину ребенокъ превратился —
И жизнь, прямую жизнь земли узналъ . . . .
Но знанье то досталося не даромъ
Страдалицѣ! безъ силъ, утомлена,
Изъ трудной школы вырвалась она —
Изъ битвы, гдѣ такъ долго съ юнымъ жаромъ,
Боролася . . . И что же спасено? . . .
Лишь сожалѣнье грустное одно! . . .

Предчувствіе сказало правду ей, —
Тоска и скорбь свое держали слово:
Ея ногамъ былъ труденъ путь терновой —
Душѣ ея труднѣе межъ людей! . . .
Все, чѣмъ она безумно дорожила,
На полпути отстало отъ нее . . .
Терзали или предали ее
Почти всѣ тѣ, кого она любила . . .
Обманъ и ложь нашла она во всемъ;
Опоры и любви . . . ни въ комъ, ни въ чемъ! . . .

Съ привязчивой душою рождена,
Привычки цѣпь она легко носила;
Судьба жъ ее изъ края въ край водила —
И по мытартсвамъ маялась она!
Гдѣ бъ ни пришлось, хоть на день поселиться —
Мечта ея сопутствовала ей,
И всѣ мѣста казались ей милѣй,
Пріютнѣй . . . Но нигдѣ ей водвориться
Не довелось: Какой-то злобный рокъ:
Не жить, — пытаться жить ее обрекъ! . . .

И вотъ опять она, въ вечерній часъ,
Одна, въ саду, тѣнистомъ и пространномъ,
Пришла сказать „прости“ мѣстамъ желаннымъ,
Гдѣ сердцемъ ожила . . . И вѣщій гласъ
Колоколовъ, къ молитвѣ призывая,
Напомнилъ ей: гдѣ будетъ данъ покой
Больнымъ сердцамъ . . . гдѣ минетъ сонъ земной
И снова жизнь начнется . . . жизнь другая . . .
И какъ дитя она опять груститъ,
И молится, и плачетъ, и дрожитъ . . . .“

Die Zeit rinnt weiter . . . unsers Kindes Mai,
Er ist dahin! Als Jungfrau sieht man's prangen;
Als Weib hält bald der Gatte es umfangen — —
Nun lernt es erst was ird'sches Leben sei! . . .
Und die Erkenntniß kam ihr nicht zu gute,
Der Dulderin! Ermattet, hoffnungslos,
Riß sie sich von der harten Schule los,
Von jenem Kampfe, wo mit Jugendmuthe
Sie lange stritt. Was blieb ihr nach dem Kampf?
Nichts als Bedauern, als Verzweiflungskrampf! —

Das Vorgefühl des Kindes war erfüllt;
Der Gram, der Kummer hielten ihr Versprechen;
Die Füße mußten spitze Dornen stechen,
Die Menschen stachen ihr die Seele wild.
Und alles, was sie thöricht, innig liebte,
Verließ sie bald auf halbem Wege schon,
Bot ihr Verlästerung, Verrath und Hohn,
Bis auch der letzte Hoffnungsschein sich trübte. —
In allem fand sie stets nur Lüg' und Trutz,
In keinem und in nichts je Lieb' und Schutz!

Mit einem Herzen, tiefsten Sehnens voll,
Ertrug sie endlich der Gewohnheit Kette,
Zog wandernd stets zu täglich neuer Stätte,
Fand stets dasselbe — nirgend ward ihr wohl!
Wohin sie kam — gleich schien ihr alles nichtig,
Gleich trieb derselbe Gram sie wieder fort,
Gleich schien ihr wieder jeder andre Ort
Viel schöner, heimischer; — — so blieb sie flüchtig
Und heimathlos; es war ihr herb Geschick,
Zu finden nie, zu suchen nur das Glück!

Und wieder ist es Abend — wehmuthsvoll
Geht sie allein im schatt'gen Park zu träumen,
Und wieder sagt sie diesen trauten Räumen,
Wo sich ihr Herz erholte: Lebewohl!
Da durch die Nacht hört Glockenklang sie schweben,
Der mahnend kündet wo ein stiller Raum
Für müde Herzen nach dem ird'schen Traum.
Dann tritt man wieder in ein neues Leben, —
Doch welches Leben! . . . Und sie ringt und fleht
Gleich einem Kind in Thränen und Gebet!

Ein wundersames Schicksal hatte eins ihrer Gedichte, das ich seiner Länge wegen vorläufig unübersetzt ließ. Es schildert in energischer Weise die Rohheit ihres Gemahls, jenes schon vorhin erwähnten Bojaren, und wurde, wie fast alles, was aus ihrer Feder floß, verboten. Die Censur war aber so schlau, in diesem poetischen Herzensergusse eine politische Anspielung zu finden, in welcher unter dem Bojaren Niemand anders als der Zar, unter der unterdrückten, gemißhandelten Gattin das heilige Rußland zu verstehen sein konnte, und diese Ansicht — die Frucht eines zarten Censorengewissens — begleitete nunmehr das zwar verbotene, aber darum erst recht bekannt gewordene Gedicht in unzähligen Abschriften von Hand zu Hand, ein Umstand, der zu der ungemeinen Popularität dieser Dichterin nicht unwesentlich beigetragen haben mag.

Къ Мущинамъ.

Не вѣрю вамъ! . . .

И потому, что мнѣ они сказали:
„Люблю тебя . . .“
И потому, что честью увѣряли, —
Не вѣрю я! . . .
И потому, что расточали клятвы
У ногъ моихъ, —
Я говорю: „Прочь, сатана . . . Назадъ вы
Сонмъ духовъ злыхъ!“

Не вѣрю вамъ! . . Вы намъ враги издавна! . .
Насъ искушать,
Насъ обмануть и бросить, вамъ забавно;
Вы расточать
Умѣете хвалу и лесть съ отравой;
Не вѣрю вамъ! . . .
Въ васъ сердца нѣтъ; вы хитры, вы лукавы,
Какъ демонъ самъ! . . .

Вы льстите намъ, съ досадой поминая,
Что въ-старину
Нашъ общій дѣдъ, Адамъ, лишился рая
Черезъ жену . . .

Mit gleicher Energie trat sie gegen die damals sich spreitzende niedrig-materialistische Richtung auf, und in dem zweiten Gedichte, das ich jetzt die Ehre haben werde mitzutheilen, sehen wir das, durch die abgeschmackten Bewerbungen der russischen Dandies tief verletzte Weib die Schaar der faden Kurmacher mit einer Entrüstung abfertigen, in welcher ihr allgemeiner Männerhaß so ziemlich die Spitze erreicht haben dürfte.

Da dieses Gedicht an die Männer im Allgemeinen gerichtet ist, so werde ich wohl, bevor ich es lese, die anwesenden Herren um Entschuldigung bitten müssen. Die Gegenwärtigen sind ja bekanntlich stets ausgenommen.

An die Männer.

Ich trau Euch nicht!

Und ob sie sagen, die mich jetzt bekuren :
„Ich liebe Dich!"
Und ob sie mir's bei ihrer Ehre schwuren —
Ich traue nicht!
Und ob sie's schwuren, diese Heuchelmeister,
Zu Füßen mir,
Doch sprech' ich : Satane, hebt böse Geister
Euch fort von hier!

Ich trau Euch nicht! . . Ihr könnt uns doch nur hassen;
Ihr lockt uns irr;
Euch freut's uns zu verführen, zu verlassen, —
Dann häufet Ihr
Auf uns, was je an gift'gem Lob gewesen. —
Ich trauen Euch?
Euch Argen ohne Herz, Euch List'gen, Bösen,
Dämonen gleich?

Erst schmeichelt Ihr, dann sprecht Ihr, arge Thoren,
Voll Aerger schlau,
Daß Adam schon das Paradies verloren
Durch seine Frau . . .

Что первый мужъ былъ первою женою
Введенъ во грѣхъ . . .
И любите вы страстною враждою
Съ тѣхъ поръ насъ всѣхъ! . . .

Съ тѣхъ поръ война зажглася роковая
Межъ васъ и насъ;
И сладко вамъ губить, её лаская,
Одну изъ насъ . . . .
Для васъ, мущинъ, отраденъ видъ страданья,
Слезъ женскихъ видъ;
Вамъ наша честь нужна на поруганье, —
Вамъ милъ нашъ стыдъ! . . .

Я знаю васъ, — достаться вамъ въ игрушки
Я не боюсь! . . .
Напрасенъ трудъ, — въ коварныя ловушки
Не попадусь! . . .
И чистаго вамъ сердца для забавы
Я не отдамъ! . . .
Такъ полноте-жъ и льстить и лгать! . . . Нѣтъ, право,
Не вѣрю вамъ.

In diesem Tone ist die Mehrzahl ihrer Dichtungen gehalten. Sie fand keine innere Befriedigung in der Behaglichkeit eines mit Glücksgütern reich gesegneten Daseins, einmal, weil sie durch ihren Glaubenswechsel sich selbst aus dem heimatlichen Boden entwurzelt hatte — und was das sagen will, weiß Jeder, der längere Zeit im Auslande ohne Aussicht auf Heimkehr gelebt hat — und weil sie ferner eine jener Naturen war, die die Heiligkeit ihres Innern nicht ungebrochen entweihen lassen können, die, einmal geknickt, nie wieder sich aufrichten wie zuvor im stolzen Kraftbewußtsein äußerlicher Geltung — es fehlt ihnen ja die Naturkraft des wiederkehrenden neuen Triebes —, sondern in verlorenem Dasein dahinwelken wie eine zarte Frucht, deren duft'ger Flaum von roher Hand abgestreift wurde. Sie starb vor etwa fünf Jahren in Nizza.

Daß durch die erste Frau aus seinem Glücke
Der Gatte fiel . . .
Und darum sind fortan wir Eurer Tücke
Und Bosheit Ziel! . . .

Seit jener Zeit bekämpft Ihr uns mit Heucheln
Und bittrem Groll;
Und habt Ihr eine ganz verderbt durch Schmeicheln,
Dann ist Euch wohl!
Euch Männern ist des Jammers Anblick Wonne,
Ihr weidet blos
An unserm Elend Euch, trotzt uns mit Hohne
Und dünkt Euch groß! . . .

Ich kenn' Euch, — mich zum Spielzeug Euch zu bringen,
Das fürcht' ich nicht! . . .
Spart Eure Müh', in Eure list'gen Schlingen
Gerath' ich nicht! . . .
Mein reines Herz zu eitlem Zeitvertreibe
Geb' ich Euch nicht!
Drum bleibt mit Heucheln, Schmeicheln mir vom Leibe —
Ich trau Euch nicht!

Ein so harter Lebenskampf war der zweiten Dichterin, Frau Caroline v. Pavlowna, geb. v. Jaenisch, nicht vorherbestimmt[1]). Es läßt sich wohl annehmen, daß Fräulein v. Jaenisch in behaglichster Weise den Musen oblag, denn aus ihren französischen Liedern athmet eine echt weibliche Liebesseligkeit, ein inniges, anmuthiges Glückseligkeitsbewußtsein, in so süßer Weise, daß sie alle sich viel leichter singen als lesen lassen. Gestatten Sie mir Ihnen eines derselben mitzutheilen, das unwillkürlich an des Grafen Strachwitz schönes Lied:

Wie gerne Dir zu Füßen
Sing ich mein tiefstes Lied . . .

erinnert. Es ist vom Jahre 1839:

[1]) Die Dame lebt gegenwärtig in Dresden und ist mit dichterischen Arbeiten beschäftigt.

Quand ta voix est si tendre,
Ton oeil si plein d'espoir,
Et j'entends sans entendre,
Je regarde sans voir; . . . .
  Quand un soupir achève
Quelques mots dits tout bas, —
Oh, laisse que je rève,
Ne t'en étonne pas.

Quand une étoile blanche
Luit au-dessus de nous,
Quand, muette, je penche
Mon front sur tes genoux; . . .
  Quand la tristesse effleure
Mon coeur entre tes bras, —
Oh, laisse que je pleure,
Ne m'interroge pas.

Que t'importe quelle ombre
Passe devant mes yeux?
Qu'un instant tombe sombre
Dans mes instants joyeux? . . .
  Mes bonheurs, mes souffrances,
M'inondant tour à tour,
Mes rèves, mes silences,
Mes pleurs ne sont qu'amour.

Zwar findet sich unter ihren russischen Gedichten sehr bald folgendes mit der Ueberschrift „Bedauern", dem man füglich das Motto „Die Ideale sind zerronnen" beifügen könnte, um die Grundstimmung der Dichterin treffend zu bezeichnen.

Bedauern.

Wie oft auf meinen Lebenswegen
  Theilt' ich mit Vielen Lust und Weh;
Wie vielen flog mein Herz entgegen —
  Wie oft sagt' ich gerührt: Adieu!

Сожалѣніе.

Сходилась я и расходилась
Съ многими въ земномъ пути,
Не разъ мечтами подѣлилась,
Не разъ я молвила: „прости!"

Doch bis zum Wiedersehn der Lieben
Stand ich allein — ich faßt' es kaum :
Es war ein leeres Wort geblieben,
Ein leerer Ruf aus leerem Traum!

Und jedes Wiedersehn versehrte
Mein Ideal, mein innres Glück —
So rief ich Keinen daß er's hörte
Mit voller Seelenglut zurück.

Nicht ihrethalben ward ich trübe —
Nur meinetwegen sinn' ich still :
Wie solchen Glaubens frohe Liebe
Dem Schicksal so zum Opfer fiel!

Wie nicht von ihrem Himmelsthrone
Die Göttin hold sich abwärts neigt,
Wie uns zum Liebesdranges Lohne
Nur Schatten sich und Nebel zeigt!

Но до свиданья роковаго
Уже стояла я одна :
И хладное то было слово,
Пустой отзывъ пустаго сна!

И каждая лишала встрѣча
Меня призрака моего;
И не звала я издалеча
Назадъ душою никого.

И не по нихъ мнѣ грустно было :
Мнѣ грустно было по себѣ,
Что вѣры радостная сила
Уступитъ жизненной судьбѣ!

Что не нисходитъ съ небосклона
Богиня къ жителямъ земнымъ,
Что всѣ мы, съ жаромъ Иксіона,
Обнимемъ облако и дымъ!

Da ward mir bang', als selbst die Zähre,
Das Freundeslächeln selbst mir log; —
Daß falsch ist, was ich reden höre,
Der Blick des Auges mich betrog.

So trag' ich denn — was auch geschehe —
Hinfort mein Schicksal voller Ruh;
Nur, trüber als mein junges Wehe,
Winkt mir mein eigner Gleichmuth zu.

Мнѣ было тягостно и грустно,
Что лжетъ улыбка и слеза,
И то, что слышимъ мы изустно,
И то, чему глядимъ въ глаза . . . .

И я встрѣчаю — съ нимъ не споря —
Спокойно нынѣ бытіе;
Но горестнѣй младаго горя
Мнѣ равнодушіе мое.

Aus ihm ersehen wir, daß auch ihr das Leben gar bald manche theure Illusion zerstört hatte; doch war sie nicht danach angethan, durch Täuschungen überschwänklicher Sentimentalitätsregungen von einem ernsten Vorhaben sich abwendig machen zu lassen, zu welchem sie durch ihre Meisterschaft in der Behandlung der französischen Sprache mehr als genügend befähigt war, nämlich Puschkin, den größten Dichter Rußlands, ins Französische zu übersetzen, ein Unternehmen, das etwa dem eines Deutschen gleichkommen würde, der es versuchen wollte Schiller oder Uhland ins Französische zu übertragen, und das, soweit es mir bekannt geworden, mit ungewöhnlichem Talente ausgeführt ist. — Die Dichterin verstand es, dem Genius, den sie einer anderen, ihr fremden Nation zugänglich machen wollte, in die geheimsten Werkstätten des Gedankens nachzugehen, ihm jedes Bild, jeden Ausdruck nachzuempfinden und, unter völliger Aufgabe ihrer eigenen Individualität, sich so in ihres Vorbilds Wesen zu versenken, daß sie zur höchsten Objectivität der Auffassung und Wiedergabe durchdrang. Sie ist durch und durch

Künstlerin in ihren Uebersetzungen, in denen alles lebt und athmet, wie es vor ihr der Geist gedacht, dem sie mit lauschender Andacht nachtritt.

Es hieße Ihre Geduld und Nachsicht mißbrauchen, wollte ich Ihnen hier Proben dieser Uebersetzungen mittheilen. Puschkin ist ja seit mehreren Jahren durch Bodenstedt's meisterhafte Uebersetzung deutsches Nationaleigenthum geworden und in Aller Händen. Aber nicht nur an Puschkin, auch an Schiller, Goethe und Byron versuchte sie sich, und ihre französische Uebersetzung von Goethe's „Der Gott und die Bajadere" darf dem Besten, das auf diesem Gebiete geleistet worden, gewiß an die Seite gestellt werden; ja, wir finden in einem Journale, „das Nordlicht", sogar deutsche Uebersetzungen aus dem Russischen von ihr, und zwar eine Scene aus Puschkin's Trauerspiel „Boris Godunow", die an sprachlicher Schwierigkeit Alles überragt, was er je geschrieben, und auf eine Weise verdeutscht, die dem gewiegtesten Schriftsteller zur Ehre gereichen würde.

Sie widerlegt auf dem Gebiete der schönen Literatur die sehr verbreitete Ansicht, als könne ein Ausländer das Französische nie mit der Vollkommenheit eines Eingeborenen je sprechen und schreiben, auf das Schlagendste, und wenn wir diese Ansicht selbst von begabten, ernsten Männern, die sonst nicht allzuschnell abzuurtheilen pflegen, wiederholen hören und solche Männer auf anderem Wege nicht zu überzeugen wären — nun, dann bliebe, Angesichts der mitgetheilten Thatsachen, nur übrig zu sagen: Ausländer vielleicht nicht, Ausländerinnen aber ja, und abermals ja!

Möglich daß der Eingeborene manchen Gedanken immerhin noch anders formuliren würde, als der Ausländer; aber, was thut denn das? Denkt denn, oder muß etwa gar eine Nation — was sage ich, eine Versammlung wie die gegenwärtige — jeden Gedanken unbedingt nach einem und demselben Schema denken? Ist's nicht der Gedanke selber, der — dem Blatte am Baume gleich, — seine ureigene Wesenheit aus all den mannigfachen geistigen und materiellen Elementen, die ihn zu zeugen und zu nähren vermögen, in proteischer Umgestaltungsfähigkeit und Werdelust sich zusammensaugt? Schwingen

nicht in jedem Individuum die Gehirnnerven sich nach anderen, von der Beschaffenheit seines ganzen Organismus abhängigen Einzelngesetzen, die dem Produkte ihrer Thätigkeit, dem gesammten bewußten Leben, den Charakter des ureigenen, mysteriösen Einzellebens aufdrücken, und die nur in der höhern Einheit der Gattung die Gränzen ihrer Einzelwirkung finden? Und sollte wirklich die in einer fremden Sprache schaffende Dichterin Formen gefunden haben, an welcher die Eigner dieser Sprache noch immer etwas herausfühlen, was sie anders gedacht haben würden; so führt doch die Gediegenheit solcher Leistungen uns zu der Annahme, daß gerade eine Dichterin, unter denselben klimatischen und socialen Eindrücken und bei demselben Entwickelungsgange ihres ganzen Wesens, auch als Eingeborene, unschwer dieselben Formen gefunden haben dürfte, denn nichts ist ja eigensinnig origineller und naturwüchsig individueller als der weibliche Sinn.

Die Wahrheit des Gesagten wird uns an der dritten deutsch dichtenden Russin, die wohl bereits manchen stillen Verehrer in dieser Versammlung zählt, Fräulein Elisabeth Kulmann, geb. 1808, gest. 1825, in überzeugendster Weise entgegentreten.

Wie aber soll ich beginnen, um Ihnen ein Bild von diesem seltenen, vielleicht einzigen Wunder, das zu schaffen dem göttlichen Wirken der Natur gefallen hatte, zu entwerfen?

Eingedenk der erhabenen Weisung Adolf Stöber's an Dichter und Leser:

Willst Du dichten, sammle Dich,
Sammle Dich, wie zum Gebete, —
Daß Dein Geist andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete;
Daß Du seine Züge klar,
Seine Fülle tief erschauest,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor hauest!

Willst Du lesen ein Gedicht, —
Sammle Dich wie zum Gebete,
Daß vor Deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete;

Daß durch seine Form hinan
Du den Blick Dir aufwärts bahnest,
Und — wie's Dichteraugen sah'n —
Selbst der Schönheit Urbild ahnest!

will auch ich mich sammeln wie zum Gebete, daß es mir gelinge dies Gebild leuchtendster geistiger und leiblicher Schönheit aus den Gefilden lichter Erinnerung vor unser geistiges Auge zu rufen, auf daß es uns umschwebe wie ein engelhafter Schatten, so sichtbar, so lebend, wie einst die Aethergestalt des Sängers der Aeneide dem inspirirten Sänger des dreifachen Jenseits erschien, um ihn durch das Reich der Geister zu geleiten.

Und da will es mich bedünken, daß nichts so geeignet sei, das holde Bild des genialen, damals grade 15jährigen Mädchens wachzurufen, als wenn ich Ihnen Elisabeth in einer ihrer, im Geiste der griechischen Dichterin Corinna geschriebenen Dichtungen vorführe.

Sei es Sappho.

Sappho.

(Auf dem leukadischen Felsen. Rechts und links Wald, hier licht, dort dunkel. Hinter dem in's Meer hinausragenden Felsen erhebt sich der berühmte Apollotempel mit offenen Säulenflügeln, wo in den Zwischenräumen von Säule zu Säule die Standbilder der berühmtesten Dichter früherer Zeiten erscheinen. Der dem Untergang nahe Mond im Westen.)

Erreicht hab' ich die Stätte,
Die deine Leiden alle,
O armes Herz, bald endet.

Sei mir gegrüßt, Apollo,
Auf deinem luft'gen Felsen,
Der über Zwillingshaine,
Die, Gärten gleich, abwechselnd
Hier licht sind und dort dunkel,
Sich stolz erhebt, die Wolken
Mit seiner Stirn berührend;
Sei mir gegrüßt, in deinen
Rings=off'nen Säulenhallen,
In deiner Glanzumgebung
Von Fürsten des Gesanges!

Du, Gott des Lichts und König
Des Liedes und der Leier,
Warst meines ersten Sieges
Und der Vergött'rung Zeuge,
Womit dein feiernd Delos
Mein junges Lied belauschte!
Und deinem eignen Ohre
Vernehmbar, deine Tochter
Mich nannte, des Erzeugers
An Kunst und Reizen würdig!
Wer ahnte damals: Sappho,
Der ganzen Hellas Abgott,
Werd' in der Jahre Blüthe,
Dem Grame zu entgehen,
Zu diesem Felsen flüchten,
Dem Sitze der Verzweiflung?

O meiner schönen Jugend
Zu schnell entflohne Tage!
Wo ich, der Kunst nur lebend,
Die Zierde war der Feste,
Die Königin der Mähler;
Aus jedem frohen Reigen
Nur meine Lieder hörte;
Auf Blumen durch die Straßen
Beim Zuruf der Bewohner
Die Sängerin einherzog;
Und in den heil'gen Hainen,
Ja in der Götter Tempel
Mein Standbild ich erblickte, —
Und Lesbos seinen Münzen
Der Götter Bild und meines
Vereint aufprägte! Sappho,
Des zarteren Geschlechtes
Gerechter Stolz und Sehnsucht
Der Jünglinge und Männer
Die stets von meiner Jugend
Und meiner Lieder Reizen
Gleich starkgerührt, den Preis mir
Des Kampfes zuerkannten,
Selbst wenn Alcäus kämpfte,
Der König im Gesange!

„Längst hat mich deine Schönheit
„Besiegt (so sprach der edle,

Mit Ehrfurcht sich mir nahend,
Als einst den Preis des Kampfes
Mir zuerkannt die Richter),
„Und heut besiegtest du mich
„Auch im Gesang; laß künftig,
„An deinen Siegeswagen
„Gefesselt, mich dir folgen,
„Und alles mit dir theilen,
„Was Zeus den beiden Urnen
„Entschöpfen mag.“ Ich aber
Wies spottend seine Liebe
Zurück. Da sprach im Grame,
Wie ahnend, er die Worte:
„Dir mögen nie die Götter
„So abhold sein, o Sappho,
„Daß, einer deines Ruhmes
„Unwürd'gen Liebe fröhnend,
„Du je Alcäens Liebe
„Zurückewünschest!“ Zürnend
Wandt' ich von ihm die Blicke,
Doch bald zerschlug der Tod ihm
Des Lebens und der Liebe
Verhaßte, schwere Fesseln.

Mich aber zwang, ihn rächend,
Der Liebe Gott auf Phaon
Die widerspenst'gen Blicke
Zu senken. Wie verwandelt
Komm' ich mir vor; ein Traumbild
Scheint mir mein vorig Leben,
Deß ich mich kaum erinn're. — —
Den Zauber zu vernichten,
Ergreif' ich meine Leier,
Und will die Ruhmgesänge,
Die ich einst sang, erneuern.
Doch ungeahnte Töne
Entquellen jetzt der Leier,
Die mir das Herz mit Wollust,
Das Aug' mit Thränen füllen.
Ein ungekanntes Feuer
Durchzittert mir die Adern,
Und angefangne Worte
Ersterben auf der Lippe;
Und Ruhm, den Abgott, dem ich

Der Jahre Lenz geopfert,
Und alle Ideale
Der Kunst, sei ich, gestürzet,
Der herrscherischen Liebe
Zum Fußgestelle dienen. —
Vor meinen starren Blicken
Schwebt, Sonnenglanz verstrahlend,
Ein götterähnlich Wesen
Von gleichenloser Schönheit;
Das All' zerfließt in Schatten
Zum Hintergrund des Bildes.
Verloren in sein Anschau'n
Verlebt' ich viele Tage,
Verlebt' ich wenig Stunden,
Ich kann es nicht bestimmen;
Denn alles Maß der Dauer
War mir entrückt. Die Zeit ist
Das träge Kind der Trauer.

O jahrelange Tage,
Die ich seit diesem Traume
Verlebt! O Tag der höchsten
Namlosen Qual, der Phaon
Mir Sorglosen entführte!
Der aus den gold'nen Sälen
Des Himmels in der Erde
Entsetzensvolle Wüste
Mich niederwarf! Zwar hebet
Mit mitleidsvollen Armen
Die Hoffnung von dem Falle,
Dem unermeßlich tiefen,
Mich auf, und mir die bleiche,
Von Thränen nasse Wange
Liebkosend, spricht sie tröstend:
„Er kehret wieder, Sappho!
„Ihn stahl auf Augenblicke
„Dir eine rasche Laune,
„Von denen selbst die besten
„Nicht frei sind. Wie vermöchte
„Er Sappho zu verlassen,
„Der Schönheit und des Ruhmes
„Gekrönte Tochter? Reuig
„Und liebender erblickst du
„Ihn heute noch, vielleicht schon

„Im nächsten Augenblicke
„Zu deinen Füßen wieder.“
Es endete die Sonne
Den Strahlenlauf, und hüllte
Sich in umwölkte Nacht ein,
Mit ihr mein schwankend Hoffen.
Sie selbst entstieg auf's Neue
Den Sterblichen zur Wonne
Dem Schooß der Nacht; mir aber
Naht, einem Graungespenst gleich,
Die tödtende Gewißheit :
Dahin für mich ist Phaon!

So sei mir denn willkommen,
Du Stätte des Entsetzens!
Mir Hoffnungslosen aber
Ein Tempel, freundlich lächelnd
Wie das Gefild der Heimath. — —
Von allen Qualgefühlen
Des Herzens ist mir keines
Auf deine Höh' gefolget;
An deinem Fuße blieben,
Dem Ziele der Verfolgung,
Die nimmermüden Schlangen
Scham, Eifersucht und Schwermuth
Zurück; es tönet nicht mehr
Mir im erschreckten Ohre
Der Lästerung, des Spottes
Tiefschneidendes Gezische.

(Der Mond steht am westlichen Himmelsrande; die ersten Sonnenstrahlen im Osten.)

Selbst Phaons Bild erscheint mir
Nur wie aus trüber Ferne,
Gleich diesem untergeh'nden
Erlosch'nen Mond, dem stolzen,
Die ganze Himmelseb'ne
Beherrschenden Gestirne
Der Nacht .... Sieh', schon erhebet
Im Osten sich die Sonne!

Sei mir gegrüßt, des Lichtes,
Des Lebens und der Freude
Vollströmend-unversiegbar-
Beseligende Quelle,
Sei mir zum letzten Male

Gegrüßt, allgült'ger Phöbus!
Geeilt hat ich, im Dunkel
Der Nacht mein elend Dasein
Zu endigen, befürchtend,
Beim Anblick dieses Weltalls,
Von deinem jungen Lichte
Vergoldet, meinen ernsten
Entschluß vielleicht noch wanken
Zu sehn. Doch du, mein grausam
Geschick vielleicht bedauernd,
Und die zahllosen Schrecken
Auf meinem Weg zu Pluto's
Gefürchtetem Gebiete
Mir zu verschleiern wünschend,
Entrissest dich dem Arme
Der Meeresgöttin früher, —
Und strömst aus voller Urne
Mitleidig deine Strahlen
Auf meinen Pfad zur stummen
Und ew'gen Nacht hernieder . . . . .

(Anfang einer in diesem Theile des griechischen Meeres nicht ungewöhnlichen Naturerscheinung.)

Doch welch ein Rosennebel
Bedeckt des Meeres Fläche!
Und welche Wunderscenen
Entdeckt darin mein Auge!

Zwei anmuthsvolle Haine,
Von hundert lichten Stellen
Durchschnitten, nähern steigend
Sich einem Felsenhügel,
Wo stolz und weithinschattend
Zwei lange Säulenhallen
Sich heben; und Gestalten
Von höherm Wuchs und Ansehn
Als Sterbliche, die Hallen
Erfüllen. — Alle halten
Die Leier oder Cither
Im Arm . . . . . . O ich erkenne
In diesen Glanzgestal'ten
Der Vorwelt hohe Sänger!
Ich sehe Linus, Orpheus,
Thamyris und Homeros! . . .
Elysium liegt vor mir! . . .

Ich hör' der Leier Töne! . . .
Und außerhalb der Hallen
Mir näher, und am Rande
Des ungeheuern Felsen,
Auf dem die Hallen ruhen,
Und der hoch über einem
Bewegten See vorspringend
Sich wölbet, steht ein Jüngling
In festlichem Gewande,
Mit einem Kranz im Haare,
Und blickt nach mir, und winkt mir
Mit ausgestreckten Armen . . . . .
O, das bist du Alcäus! . . .
Du denkest noch, und zornlos,
An Sappho?! . . . Horcht, ich höre
Des holden Mundes Worte!

(Im stillen Wahnsinn glaubt sie folgende Worte zu hören, die sie nachspricht.)

Eil' unverzagt hernieder — —
In's stille Reich der Schatten, —
O langersehnte Sappho,
Du Fürstin des Gesanges!

So weit der Strahl der Sonne
Nur reicht, ist alles Wechsel, —
Doch hier im Land der Schatten!
Ist alles ew'ge Ruhe!

Steig unverzagt denn nieder
In's stille Reich der Schatten,
Wir alle harren deiner
O Fürstin des Gesanges!

(Nach einigem Nachdenken antwortet sie.)

O nehmt, der Vorwelt Sänger,
Ihr Zierden aller Zeiten,
O nehmt die arme Sappho
In euren hehren Kreis auf!
Ich eil in eure Haine,
Ich eil zu eurer Ruhe!

(Sie stürzt sich ins Meer.)

Sehr schön sind ferner die folgenden zwei Dichtungen, die ihr sinniges Naturell bekunden :

I.

„Du willst, daß ich dir sage,
Woher mir die Gedanken
Zu meinen Liedern kommen.
Wie soll ich das erklären? . . . .
Ich kann es nur durch Bilder.
Hast du noch nie den Himmel
Ganz wolkenfrei gesehen?
Nun, da erblick' ich manchmal,
Nicht an dem Himmelsrande,
Nein, hoch im Reich der Lüfte
Ein zartes leichtes Wölkchen,
Von dem ich mich vergebens
Bemühe zu entdecken,
Woher es wohl entstanden.
So kommen mir gewöhnlich
Die allerersten, schönsten
Gedanken, ohne daß ich
Mir selbst erklären könnte,
Woher sie mir gekommen.
Ist aber dieses Wölkchen
Nun einmal da, so bildet
Es schnell sich zum Gewölke,
Das tausend Formen annimmt,
Die eine immer schöner,
Anmuth'ger als die andre . . . .

„Oft sitz' ich in Gedanken,
Und schaue in die Zukunft,
Und denk' an alles, was mir,
Der vaterlosen, später
Vielleicht auch mutterlosen,
Begegnen kann im Leben,
Wo sich der Mensch nicht immer
Nach Gottes Lehren füget,
Und Hülfe reicht dem Armen,
Dem Speis' und Obdach fehlen.
Da hör' ich das Gezwitscher
Von einem kleinen Vogel,
Der sich auf einem Zweige
Der nahen Birken schaukelt.
Und mir ist es zu Muthe,
Als sagte mir der Vogel
In einer völlig klaren,

Mir längst bekannten Sprache:
„Was kümmerst du dich, Mädchen,
„Vergeblich um die Zukunft?
„Sieh, ich bin nur ein Vogel,
„Und bin stets froh! Da oben
„Ist einer, der für alle,
„Für Menschen und für Vögel
„Mit Vaterliebe sorget.
„Weiß ich doch nicht, wohin sich,
„Die mich gebar, begeben;
„Ich habe weder Bruder,
„Noch Schwester, noch Verwandten;
„Und dennoch siehst du, daß ich
„Des Lebens mich erfreue!"
Ich hör' sein Lied, und deute
Es mir so aus, und heiter
Wird mir auf's Neu die Seele;
Und fröhlich sing' ich Gottes
Unwandelbare Vorsicht
Und gränzenlose Güte."

II.

„Du gleichst, o Himmelswölbung,
In allem meiner Seele!
Zuweilen sieht mein Auge
In deinem ganzen Umfang
Auch nicht ein zartes Wölkchen;
Zuweilen aber decken
Von einem End' zum andern
Dich schwarze Wetterwolken. —
Da drängt aus ihnen plötzlich
Jetzt hier, dann dort dein Blau sich
Hervor in schmalen Streifen,
Die mühesam das finstre
Gewölk ringsum verdrängen,
Mit Allgewalt einander
Entgegen ringen, endlich
Nach langem schwerem Kampfe
Als Sieger sich umarmen,
Und deinen Dom, o Himmel,
Auf's Neu besetzen, während
Die schwarzen Wolkenmassen,
Den Aetherhöh'n entstürzend,

Wie überwundne Riesen
Am Horizont hin liegen ....
Oft auch verwandelt alles
Gewölk sich in ein dünnes,
Die ganze Himmelseb'ne
Bedeckend Netz, durch welches
In ihrer ganzen Klarheit
Die Himmelsbläue schimmert."

Zum Schlusse seien nur noch einige wenige Data erwähnt, um das Räthsel zu lösen, als welches sie Ihnen bisher erschienen sein muß.

Elisabeth Kulmann war die Tochter von Boris Kulmann, erst Offizier, später Beamter, der bald nach ihrer Geburt starb und Frau und Kinder in solcher Dürftigkeit hinterließ, daß Elisabeth in ihrem 4. oder 5. Jahre sich einmal von einer bekannten Bettlerin, die zu gewissen Zeiten von ihrer Mutter stets einige Kopeken erhielt, selber 20 Kopeken lieh — allerdings nur um einer Ansprache zuvorzukommen, denn sie hatten keinen Pfennig Geld zu Hause — aber thatsächlich doch um Oel für die Nachtlampe zu kaufen, da Mutter und Tochter alles ertragen konnten, nur nicht die lange grause Finsterniß der Nacht. Sie wohnten in einer vereinsamt liegenden Hütte in einer Vorstadt St. Petersburgs, wo des Kindes Sinn von den ersten Regungen der Intelligenz an sich mit Allem identificirte, was es sah, und bald als Baum, Blume, Blüthe, Wurm, Wolke, Vogel redete. Da sie so arm waren, daß das Kindchen nicht einmal eine Puppe hatte, so ward ihr Alles Spielgenosse und Himmel, Sonne, Sterne, Mond standen in ihrer Bekanntschaft obenan. Mit diesen sprach sie beständig und ließ auch sie sprechen, und so entfaltete sie eine wunderbare, rastlos thätige, mit jedem Tage wachsende Phantasie, die gar nichts Krankhaftes haben konnte, da sie den einfachsten, reinsten Naturverhältnissen entsprang. Hierzu gesellte sich ein staunenerregendes Gedächtniß, das — einer camera obscura gleich — die kleinen Umstände ihrer Erlebnisse mit photographischer Treue festhielt und wiedergab. Von ihrer sehr gebildeten Mutter lernte sie zuerst Russisch, später das Deutsche, und sprach und las diese beiden Sprachen im sechsten Jahre mit gleichgroßer Fertigkeit und Correctheit. Von nun an

trat ein befreundeter deutscher Lehrer hinzu, der Erzieher im Hause der Grafen Stroganow war und an Sonntagen und einigen Feiertagen ihr einige seiner Erholungsstunden widmen konnte.

Uebergehen wir die ersten Kindheitsjahre, so interessant gerade sie für den Psychologen sein mögen, bis zu ihrem 11ten Lebensjahre.

Hier sehen wir das auch leiblich schön sich entwickelnde Mädchen bereits in gebundener Rede die sie umgebende Welt beschreiben und Kinderfabeln dichten, vorzugsweise in deutscher Sprache; ihr geliebter und verehrter Lehrer, von dem sie die Anregung empfing, war ja ein Deutscher!

Bei ihrem wunderbaren Gedächtniß lag es nahe, sie zur Spracherlernung anzuhalten, und da sie in je drei Monaten mit der Technik einer neuen Sprache fertig war und dann anfing dieselbe ziemlich geläufig zu sprechen, was bei ihrem ungeheuren Produktionsvermögen gar nicht zu verwundern ist, so finden wir sie im 12ten Jahre bereits im Besitze des Französischen, Englischen und Italienischen und mit dem eingehendsten Studium von Milton's verlorenem Paradiese und Tasso's befreitem Jerusalem beschäftigt, welches letztere sie lieber gleich ganz und buchstäblich auswendig lernte — es enthält nebenbei die Kleinigkeit von etwa 2000 Stanzen zu je 8 Versen; — im 13ten Jahre sehen wir sie mit Altgriechisch, Latein und den deutschen Klassikern beschäftigt; im 14ten Jahre lernt sie das ungemein schwere Altslawische, übersetzt den Anacreon in 5 Sprachen, zum größten Theile metrisch, setzt ihre Studien in Homer und Virgil fort, lernt Neugriechisch dazu, dichtet im Sinne der griechischen Dichterin Corinne, deren Gedichte verloren gegangen sind, eine Anzahl gediegener deutscher Dichtungen (worunter Sappho) und behandelt einige umfangreiche russische Nationalstoffe sehr glücklich Russisch in Märchenform; im 15ten und 16ten Jahre sehen wir sie in stetem Fortschritte ihrer Leistungen bei einer ungeheuern Produktivität und im Besitze des Spanischen und Portugiesischen. Ihre Leistungen, die mittlerweile von Göthe, Voß und Jean Paul lobend anerkannt worden waren, verschafften ihr ein Jahresgehalt von 300 Rubel Banco Seitens der Kaiserin Elisabeth

Alexiewna und die Bekanntschaft gebildeter Familien, in deren einer sie mit der Mutter ganz aufgenommen wurde und mit den Töchtern des Hauses Gesang, Musik, Zeichnen und Handarbeiten lernte und sich auch hierin bald auszeichnete. In Geschichte und Geographie war sie in hervorragender Weise bewandert. Und das Alles hatte sie geleistet, indem sie bisher noch an allen Geschäften des Hauses Antheil genommen, bei der dürftigsten Kost und der ärmlichsten Bekleidung, mit vor Kälte oft starren Fingern und bebenden Lippen. Ihre Dinte war durch Wasserzusatz allmälig so blaß geworden, daß sie nicht mehr färbte, weshalb ihre Freunde sie neben Papierabfall auch noch mit Bleistiften versahen.

Als sie im 17. Lebensjahre an der Schwindsucht starb — sie hatte ihrer Auflösung mit großer Fassung längst entgegengesehen — hinterließ sie in deutscher, russischer und italienischer Sprache an 100,000 Verse und zwar:

1) eine Gemäldesammlung — so benannte sie selbst ihre zumeist descriptiven Gedichte — von 60 Sälen oder Abtheilungen;

2) eine Uebersetzung Anacreons in fünf, theilweise in acht Sprachen, meist metrisch;

3) eine deutsche Uebersetzung mehrerer russischen Trauerspiele von Oserow, sowie einiger italienischen von Alfieri;

4) eine russische Uebersetzung von Iriarte's Fabeln aus dem Spanischen;

5) eine russische Uebersetzung von 30 Oden des Manoel aus dem Portugiesischen und eine Anzahl neugriechischer Volkslieder.

Dennoch war sie kein sogenanntes Wunderkind; sie war eine wunderbar begabte, energische und produktive Natur, die bei ihrer nie rastenden Geistesthätigkeit in den 18 Stunden ihres Tages — sie schlief von ihrem 11. Jahre an nie mehr denn 6 Stunden täglich — einfach das leistete, was sie zu leisten vermochte.

Ob es von Mutter und Lehrer recht war, eine solche Ueberanspannung aller Lebenskräfte zu dulden und zu fördern, ist eine andere Frage.

Wenn wir nun bei der näheren Prüfung dieser riesenhaften Arbeit finden sollten, daß ihre Gedichte eine wahrhaft dichterische

That, ich meine neu gewonnene, die Menschheit interessirende Ziele nicht darbieten — die Grenzen ihrer Erfahrungsmöglichkeit waren ja zu eng — so wird doch die grämlichste, widerstrebendste Kritik einräumen, nein, anerkennen, daß das, was den Dichter macht, rege, plastische Phantasie, leichte Beweglichkeit der Empfindung, Feinheit der Beobachtung, Adel des Gefühls, Liebe des Schönen und eine über Alles ergossene mädchenhafte Grazie, ihr in hohem Maaße zu Seite steht. Es fehlte ihr nichts, um die höchste Dichterkrone zu erringen als — ein längeres Leben.

Nach ihrem Tode ward über ihrer irdischen Hülle, die alle Misere des Lebens so heldenmüthig getragen hatte, ein prächtiges Marmordenkmal aufgerichtet, mit Inschriften in den 10 Sprachen, die sie verstanden, und die Kaiserliche Akademie, so wie die ganze russische Presse, beeilte sich nun ihre Leistungen anzuerkennen und zu preisen.

Ihr seliger Geist aber, der die Misere der Menschen nie kennen gelernt hatte, weilte längst in den Regionen des ewigen Friedens.

VIII.

Neuprovenzalische Dichter der Gegenwart.

(Vortrag gehalten im Verein für Kunst u. Literatur zu Mainz, am 11. Jan. 1867.)

Es ist auffallend, wie sehr in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten in Deutschland sich der Sammlung und Herausgabe altprovenzalischer Texte zugewandt hat. Man sucht und forscht nach alten Manuscripten in allen Bibliotheken Frankreichs und Italiens und schafft ein ungeheures Material von Texten auf den Markt. Der Zweck hierbei kann kaum ein anderer sein, denn ein historischer oder sprachwissenschaftlicher, da wir seit Herder's ersten Uebertragungen in den „Stimmen der Völker" eine stattliche Reihe von recht gelungenen Uebersetzungen der Hauptdichter besitzen, aus so sprach- und stylgewandten Federn wie die eines Gries, Franz Weiß, v. Plönnies, Brinckmeier und vor Allem Friedr. Dietz.

Neben diesen geben uns die mannigfachen französischen Werke, vornehmlich Simonde de Sismondi [1]) über den Inhalt der altprovenzalischen Literatur nahezu erschöpfenden Aufschluß.

Geringere Aufmerksamkeit schenkt man dagegen der neuprovenzalischen Sprache und der in ihr aufkeimenden Poesie, was vom sprachwissenschaftlichen Standpunkte — da man bisher nur ein patois in ihr erblickte — allerdings eine gewisse Rechtfertigung finden mag;

---

[1]) De la Littérature du midi de l' Europe, I, 50—160.

vom ästhetischen dagegen ist dies minder der Fall, und bedeutende Stimmen, u. a. die des geist- und kenntnißreichen Gregorovius, haben wiederholentlich auf den hohen Werth der Leistungen der in dieser klangreichen Sprache dichtenden Naturdichter hingewiesen.

Wenn ich heute nun dies Thema behandle, so wage ich es für den Versuch einer Darstellung dieser ganzen literarischen Bewegung, die eben in voller Blüthe steht, und die ich in ihrer Wesenheit um einen oder zwei dieser Naturdichter ersten Ranges gruppiren und durch sie veranschaulichen werde, Ihre geneigte Nachsicht im vollsten Maaße in Anspruch zu nehmen.

Der bloße Name der Provence trägt uns auf den Fittichen der Erinnerung, wie der Zaubermantel in 1001 Nacht, hinüber in jene wundervolle Märchenwelt der Romantik, die, wie eine mondbeglänzte Zaubernacht vor unserm Blicke sich ausbreitet, in jene Zeit der Liebe und des Gesanges, die noch heut den Sinn gefangen hält durch die Zartheit ihrer Minne und die Gewalt ihrer Begeisterung — eine Zeit, deren Nachwirkung selbst auf unser gegenwärtiges Fühlen und Denken einen größeren Einfluß übt, als wir gemeiniglich wähnen, der wir einen Theil der feinsten Empfindungen, der zartesten Ausdrucksweisen verdanken, und die auch in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen noch immer, leise zwar, doch unverkennbar, durchklingt.

Er führt uns aber auch in das Land, wo im Winter statt der Tanne der duft- und fruchtreiche Oelbaum grünt, wo die immergrüne Korkeiche ihre knorrigen Aeste ausbreitet und die glühende Granate blüht; wo der Rosenlorbeer baumhoch, die saftige Feige wild, der schattenreiche Caroubier zu gebietender Höhe wächst, wo der glänzenden, erquickenden Frucht der glühenden Goldorange das tiefgesättigte Blättergrün zur Folie dient, kurz, in das Land, aus welchem nach der Weltumstürzung, die den Völkerwanderungen folgte, zum ersten Male in einer modernen Sprache der reichste, goldene Liedersegen über die europäische Menschheit sich ergoß, allen übrigen

Sprachen Europa's so zu sagen die Zunge lösend, daß sie laut erklangen von dem, was die Gemüther bewegte und beseelte.

Es soll nun nicht das Gemälde jener Zeiten entrollt, nicht die edle Reihe der altprovenzalischen Sängergestalten an Ihren Augen vorüber geführt werden; ich will nur Kunde davon bringen, wie nach langem und starrem Scheintode das Dichterleben dort auf's neue erwacht ist, daß es in verjüngter Sprache, aber in alter Kraft und Schönheit auferweckt wurde in einigen Elitegeistern, die freilich in der Gesellschaft oft die allerbescheidenste Stellung einnehmen, und vornehmlich an einem derselben, dem unlängst verstorbenen Théodore Aubanel, der ein Buch voll tiefster, anmuthsvollster Poesie hinterlassen hat, die ganze Frische, Tiefe und Innigkeit dieser Dorf- oder Naturpoesie in einigen selbstgefertigten Uebertragungen darzuthun versuchen.

Um jedoch diese üppig wuchernde, neuprovenzalische Dichtung richtig zu verstehen, erscheint es angemessen, vorher einen flüchtigen Blick über die dortigen Zustände zu werfen und uns Land und Leute etwas genauer anzusehen.

Der Name Provence, entstanden aus dem lat. provincia — worunter die Römer das ganze südliche Gallien begriffen — bezeichnet eine im südlichen Frankreich gelegene Landschaft, die vormals noch das Gebiet der Garonne und die Nordhänge der Pyrenäen umfaßte, jetzt aber im Osten vom Flüßchen Var bis etwa Nîmes gen Westen sich erstreckt, im Süden mit seinen reizenden Buchten und stattlichen Häfen ans Mittelmeer grenzt und im Norden etwa bis Montelimart reicht. Die Provenzalen selber wollen jetzt alles am rechten Rhôneufer Gelegene nicht mehr zur Provence gerechnet wissen, so daß wir also diesen Fluß, an welchem die historischen Städte Avignon und Arles liegen und der die, aus dem Hochgebirge kommende Durance und einige andere Flüßchen in sich aufnimmt, als ihre gegenwärtige Westgränze ansehen dürfen. Ein mächtiger Gebirgsstock zieht sich von den östlich gelegenen Seealpen herüber nach Nordwest, mit einer gewaltigen Ausbauchung nach Süden.

Das Klima in den sonnigen Thälern und den blühenden, üppigen Küstenstrichen des Mittelmeeres ist überaus mild und wonnig —

wer kennte nicht Cannes, den Wallfahrtsort so vieler Leidenden, dessen Luft an Milde mit der von Madeira und Cairo wetteifert. In den Gebirgsstrichen dagegen ist es rauh und ungastlich, je nach der Lage und dem Zuge der Felsenketten. So fruchtbar und heiter die Ebene, so düster und wüst sind die Regionen der Felsenberge, in welchen Luchs und Wolf noch hausen. Man kann daher sehr wohl an Einem Tage aus den duftenden Olivenhainen und den lachenden Thälern, in welchen hohe Oleanderbäume, blühende Orangen und Citronen und vor allem der Baum der Provence, die Granate mit ihrer Purpurblütenflocke, im saftigsten Grün prangen, emporsteigen in die unwirthsamsten Vegetationsgürtel, wo nur noch halbverwilderte Heerden ein karges Dasein fristen, hinauf bis zu den nackten, von Wind, Thau und Sonne zermorschten, in wild versprengtem Geklüft emporstarrenden Zügen riesenhafter Felsrücken und Klippenschichten, die — spärlich besprenkelt mit dürftigem Gestrüpp — das Auge blenden durch die Weiße ihrer steilen Gesenke, von denen der Sonnenschein zurückprallt, um grell und augenversengend die gluthelle Atmosphäre zu durchleuchten.

Man wird denn auch von der Provence ganz verschiedenartige Eindrücke mit nach Hause bringen, je nachdem man sie zu Fuß mit dem Stab in der Hand, oder zu Maulthier bergauf, bergab durchkreuzt und in den schlichten Bastiden, den Häusern der Landbewohner, am frugalen Male theilgenommen hat, — oder ob man sie per Eisenbahn durchflogen ist, etwa vom palmenreichen Nizza aus über Toulon, das mit seiner bezaubernden Bucht, seinen Riesenmauern, seinem noch riesigern Arsenal und dessen eigner Höllenstadt voll Verdammter, dem Bagno, der Galeerenfeste, einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit fesselt, dann über Marseille, die phocäische Handelsstadt, mit dem verdorbensten aller franz. Dialekte [1]), am

---

[1]) Ein italienischer Reisender spricht sich in humeristischer Weise folgendermaaßen darüber aus: Se la plebe marsiliese capisce facilmente la lingua nazionale, non è punto facile per un francese d'altre provincie, e sopratutto per un forestiero, il capire quel dialetto che nessuno mi farà credere esser entrato per poco o per molto nella complicata formazione della lingua del si.

finsteren Avignon vorbei, um endlich in Paris bei den Trois frères provençaux des reichen, üppigen Landes nochmals zu gedenken.

Gewiß ist es reich — aber nur stellenweis, und der eine französische Reisende, der von der Provence sagte, sie sei der jardin de la France, un paradis, hat gerade so Recht oder Unrecht, wie jener andere, der da meinte, sie sei une gueuse parfumée. Es kommt eben auf den Standpunkt an.

Der Boden, trocken und staubig, ist zwar bedeckt mit Myrten, Granaten und Citronen, mit allen Gewächsen einer tiefsüdlichen Zone, die wenig Regen und heiße Temperatur vertragen, aber das Korn, das die Bewohner nähren soll, wird dort nicht zur Hälfte gewonnen, und von dem saftigen Wiesensammet der elsassischen

---

Oltre le parole barbare, inesplicabili, incomprensibili di quel dialetto scomunicato, i Marsiliesi lo pronunciano con tali desinenze, con tante inflessioni, da non farvi più sentire un linguaggio, ma una specie di nenia cadenzata, rimata e condita di una folla di Quesacó, di Pecaïre, di Trondelair (Quesacò è la consueta domanda provenzale e vuol dire : Che cosa . . . . . .? Le altre due parole sono, l'una, la esclamazione più abituale delle donne, l'altra degli uomini) da farvi credere in ghetto o nella sinagoga. — Ed avete un bel chiedere in tuono deprecativo : Parlez français . . . . . — Il Marsiliese che da lunghi secoli fu assuefatto a considerare i francesi come stranieri, se, per estrema compiacenza, incomincia a balbettare qualche parola della lingua per eccellenza universale, dopo un minuto secondo si pente, si ravvede, si scorda, e prosegue a salmodiare nel suo sonoro bisticcio. — Sotto questo rapporto il Marsiliese somiglia un poco — mi sia lecito il dirlo — al Piemontese. In ambidue la tenerezza pel dialetto natio è spinta sino alla frenesia : esso non è solo il linguaggio intimo della famiglia . . . ma è quello degli affari, è quello della conversazione. Ambidue, senza compassione per la vostra povera ignoranza, quasi per farvi sentire la loro superiorità sovra di voi, dacchè essi sono del paese ove si parla così bene, vi rispondono, malgrado tutte le vostre preghiere, imperturbabilmente, inesorabilmente, l'uno nel suo bisticcio della bouillabaisse, l'altro nel suo vernacolo gallo-savoiardo del chiel, e tanto peggio per voi se non ne capite un ette. I barbari siete voi — nel loro modo di giudicare — dacchè non avete la suprema felicità di parlare quei vernacoli indiavolati. Barbarus ego sum — esclamava pure Ovidio quando venne mandato in esilio fra i barbari. (L'innominata, Scene contemporanee provenzali, dalle memorie inedite d'un Italiano).

Fluren, von der Frische der Pflanzen- und Gräserwelt, wie die Normandie sie dem Auge bietet, ist keine Rede. Auf langen Strecken, und zwar nicht blos der Alpenregion, trifft man oft nur dann und wann auf vereinzelte grüne Oasen, umstanden von Platanen und fächerzweigigen Ulmen, oder auf düstere Cypressenhaine und Korkeichengruppen, welche den Eindruck der Dürre unterbrechen, den die Gegend von Montelimart bis Marseille, im großen Ganzen, dem Reisenden zurückläßt. Nur in der Nähe von Avignon, das man nicht mit Unrecht mit der Stadt Jericho, wie sie in alten Bilderbibeln abgebildet ist, verglichen hat, bieten sich dem Auge recht artige Landschaften dar. Allein diese Umgebungen der alten Residenz der Päpste verdanken ihre wohlthuende Frische weniger der Natur, als der früheren päpstlichen Verwaltung, welche die Wasser mit Sorgfalt sammelte und vertheilte, um dem Boden Fruchtbarkeit zu verleihen. Weiter ab davon nimmt die Landschaft, fast bis zur Küste hin, ihren sonnenverbrannten Ton, ihren kalkfarbenen Teint wieder an.

Von Marseille aber südwärts — die Alpenregion immer ausgenommen — ändert sich die Scene durchaus. „Hier ist der Frühling nicht grün, sondern goldgelb, rosenroth und schneeweiß." Die Thallande bekleiden sich mit dem üppigsten Grün, die Vegetation zeigt ein lachendes Antlitz; der echte Jasmin, die Rose, die Myrte, Lavendel, Thymian, Rosmarin, der Cistus mit seinem zarten Roth und Weiß, wuchern üppig umher und würzen die Luft mit ihrem balsamischen Blüten- und Blätterduft. Mit Wohlgefallen schweift der Blick über alle die reizend gelegenen Wohnungen, die auf den grünenden Hügeln, und die blühenden Küsten entlang, sich dahinziehen.

So wenigstens lebt dies Ländchen — wo übrigens der Landmann gar sehr im Schweiße des Angesichts sein Brod verdienen muß — in meiner Erinnerung. Es muß aber ehedem viel schöner gewesen sein. Alle alten Beschreibungen dieser Wiege der modernen europäischen Poesie und Cultur, wissen viel zu sagen von dichten, üppigen Waldungen, von reizenden Landsitzen auf grünem, saftigem, von Fruchtbarkeit strotzendem Grunde, was allerdings das heitere, festlich gestimmte Temperament seiner früheren Bewohner und die Begeisterung erklären könnte, mit welcher sie „diesen Urquell aller

Wonnen" besingen. In seinem „Lob der Provence" ruft der Troubadour Pierre Vidal (1194) aus:

Solch ein Land hat's nie gegeben,
Wie vom Rhônestrom nach Vence
Und vom Meer bis zur Durance,
Noch ein so vergnüglich Leben!
Aus der Luft saug' ich Entzücken,
Die mein Land Provence sendet;
Alles freut mich, was sie spendet.
Darum bin ich froh und singe,
Und was Schönes mir gelingt,
Selbst was mir das Herz durchdringt,
Dank' ich ihren holden Zügen.

Die alten Troubadours haben jedoch wohlweislich geschwiegen von dem rauhen Mistral, dem Nordwest, der über die Provence dahinbraust mit einer Gewalt, als wären alle Strömungen der Windrose in einen einzigen Blast vereint, und der, ähnlich dem Sirocco, Menschen und Thiere ermatten und verschmachten läßt. Sie haben geschwiegen von den Verheerungen der Durance, die nach starken Regengüssen wild und unbändig über die Ernten der Gefilde tost, hartnäckig wühlend und rüttelnd an den Fundamenten der Menschenwohnungen.

Diese Naturplagen und die inzwischen hinzugetretene Vernachlässigung des Landes seitens der französischen Regierung, die der republikanisch gesinnten Bevölkerung nie recht hold war, haben auf Stimmung und Charakter derselben sehr unvortheilhaft eingewirkt, denn letzterer ist scheinbar trocken, positiv und höchst reservirt geworden.

Die Männer sind kräftig gebaut, emsig in der Arbeit, schweigsam, mäßig, Feinde jeglicher Ausschweifung, selbst den Freuden der Tafel und des Bechers abgeneigt, wahre Quäker an Moralität. Ihre Hauptzüge sind Zufriedenheit, so wie eine gewisse Schlauheit und pfiffige Verschlagenheit, die sie trotzdem nicht vor leichtem Aufbrausen und Hang zum Zorn und zu Gewaltthätigkeit schützt. Hierin so wie in manchen anderen kleinen Zügen theilen sie eben den Doppelcharakter ihres Landes und erinnern an den Charakter und die Eigenthümlichkeiten der Spanier. Was nun die Frauen betrifft,

so sind sie, je nach dem Ursprung der Urbevölkerung, sehr verschieden. Häßlich und schlecht gebaut in Avignon, erinnern die von Marseille durch den kleinen Kopf, die schmale Stirn, durch ihre zarten, harmonischen, höchst anmuthigen Körperformen, sowie durch ihr lebhaftes, graziöses Wesen, besonders unter dem Volke, recht lebendig an den Typus der griechischen Schönheit. Um und in Béziers lebt ein Weibergeschlecht von seltener Anmuth und Schönheit. Am gefeiertsten aber sind die Frauen von Arles, diesem Glanzstern der provenzalischen Plejadenstädte (Arles, Marseille, Aix, Toulon, Montpellier, Nîmes und Avignon), die als la ville aux belles femmes weit und breit berühmt ist. — Diese rafaelischen, wundersam schönen Töchter des Landes sind die Reproduction oder vielmehr die Conservation des reinen gallo-romanischen Typus und berühmt wegen ihrer schönen Zähne und ihrer schwarzen, funkelnden Augen.

Allesammt stehen sie seit undenklichen Zeiten im Rufe höchster Keuschheit und hierin, wiederum gleich den Spanierinnen, machen sie eine rühmliche Ausnahme von gewissen anderen Nationalitäten, bei welchen aus der großen ganzen Welt des weiblichen Waltens und Duldens eine kleine halbe Welt des bloßen weibischen Genusses sich abgezweigt hat, die, obgleich sie sich nach Blumen und Marmor benennen läßt, doch nichts ist als Unkraut und unecht Meteorgestein. Daß letztere Kategorie vorzugsweise einer Nation entsproß, bei welcher das Ritterthum einst in seiner höchsten Weihe, Strenge und Reinheit blühte, deren schönes Wort galant früher gleichbedeutend war mit vaillant, bei welcher aber die Galanterie, bis in das Wort hinein, zu einem ruinösen Verfall geführt hat, ist nur zu bekannt. Vielleicht parce qu'elle marche à la tête de la Civilisation? Heißen doch im Italienischen die Sappeurs, die den nachziehenden Truppen die Wege bereiten, guastatori, d. i. Verwüster!

Von jener Gedankenreinheit, inmitten einer immer wachsenden Sittenverderbniß, geben uns auch die Lieder der neuprovenzalischen Dichter die schönsten Belege. Derselbe poetische Hauch, der einstmals die ganze Provence durchwehte, zu einer Zeit, als ringsumher in der ganzen Christenheit triste Barbarei herrschte, geht auch heute

wieder darüber hin und macht — bei der Sangeslust der Eingeborenen — Thäler und Schluchten widertönen von anmuthsvollen, innigen Gesängen.

Es ward aber auch den alten Provenzalen leicht, so herrliche Lieder zu dichten! War doch und ist noch ihre Sprache eine der reizendsten Töchter der edlen campanischen Mutter! Von so viel Einfalt und Grazie durchhaucht und doch so energisch wie eine blau- und großäugige Blondine! Gleich geeignet, die unvergänglichen Schönheiten der Natur zu schildern, wie den Windungen und Wandelungen, dem Auf und Ab, dem Hin und Her des beschwingten Gedankens gefügig nachzugehen, oder den tiefsten, geweihtesten Seelenergießungen Laut und Schmelz zu geben, von einer Fülle, einem Klangreichthum, der noch heute diese schöne Lautruine an die Spitze aller melodischen Sprachen stellt. Entstanden aus dem Romanzo, jenem Mischidiom, welches sich während und nach der Völkerwanderung aus dem Volkslatein und den verschiedenen germanischen Dialekten gebildet hatte, entwickelte sich diese herrliche, für das Verständniß der neuromanischen so wichtige Sprache in raschem Fortschritte mit dem Nationalgeiste selbst, und gedieh zur poesievollsten der drei Mundarten, in welche das Romanzo in Frankreich zerfiel: das eigentliche Französische, um Paris herum; das Wallonische im Norden und das Provenzalische, auch Limosinische, am häufigsten aber lengua romana (romans) genannte im Süden.

Und nicht die Sprache allein, wie reich und biegsam immer, kam ihnen hier zu statten, sondern vor allem der Geist der Zeit und die geographische Lage ihres Landes.

Der Geist der Zeit, dieses wunderbare, zarte, unerfaßliche, vielen ewig unverständliche und doch so allgewaltige Ding, das über die Individuen hinweggeht wie über ein Saatfeld, das der geistigen Atmosphäre jedes Zeitraums und jedes Himmelstriches seine urthümliche Färbung gibt und gleich der atmosphärischen Luft alles so durchdringt, daß sich ihm nichts entziehen kann, es umhülle sich noch so dicht mit Sophismen und Traditionen; das alles entfaltet oder zersetzt, aus dem alles, was da Geistiges ist, je nach seiner ihm innewohnenden Jugend oder seiner erdgeborenen Hinfälligkeit

Leben oder Vernichtung empfängt, — der Geist der Zeit, nicht der Herren eigener Geist, war ein solcher, daß ein Hutten, hätte er 500 Jahre früher gelebt, wohl schon damals ausgebrochen wäre in sein Jubelwort : „Die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben!“

Dahingewälzt hatte sich über die in Trümmer brechende heidnische Welt das Kriegsgeschrei der Völkerwanderung, ein Kampf der Titanen gegen die Erzeugten des Kronos. Als Europa aus seiner starren Betäubung aufathmete, schlugen zwei Töne machtvoll an sein Ohr : der mahnende Ruf der christlichen Kirche aus den Organen des römischen Papstthums und einer wohlgegliederten Priesterschaft, und die eherne Stimme des weltlichen Gesetzes aus den Verordnungen des römischen Kaiserthums mit einer reichbevorrechteten, wohlorganisirten Ritterschaft, welche beide zusammen den neugruppirten Völkern die nunmehr bestimmenden Ideen fertig lieferten. Die Zeit der unheimlichen, nordischen Recken,

schreckliche, groß an Kraft und voll unermeßlicher Stärke,

war vorüber, Kriemhildens Rache vollzogen, der Nibelungen Noth zu Ende und sie und ihre Genossen längst zur Sage geworden, nachdem sie den in gealterter Civilisation verkommenen Süden mit ihrem jugendlichen germanischen Blute regenerirt hatten. Der moderne Feudalstaat hatte sich gebildet und Solon's Wort gesprochen :

— ich ertheilte dem Volk an Gerechtsamen, was ihm genug ist,
Nichts ihm entziehend an Fug, aber auch mehrend um nichts.
Doch die in Macht vorragten, verehrt um Güter des Zufalls,
Ihrer auch wahrt' ich, daß nichts wider Gebühr sie betraf.

Es ist fraglich, wann wohl die Gemüther sich den engen Fesseln der geistigen Leibeigenschaft, in die sie geschlagen waren, entrungen haben würden, wären nicht zwei neue Momente hinzugetreten, die keiner voraussehen, deren Tragweite niemand berechnen konnte : die Kämpfe der Mauren in Spanien und die Kreuzzüge.

Diese beiden Weltereignisse sind es, denen die Entwickelung des Ritterthums und der Ritterdichtung in der Provence zum Theil ihr Dasein, jedenfalls ihre Blüte verdankte. Merkwürdig genug haben nicht die Spanier, die doch in fortwährender Berührung mit

den Mauren waren, von den Früchten der hohen Bildung dieses kunstsinnigen Volks zuerst genossen und sich zu den Trägern der Poesie gemacht. Dem widerstrebte der ernste, abgeschlossene Charakter des Spaniers, der alles Fremde verachtet, weil er sich in angeborenem Stolze darüber erhaben glaubt; nennt doch noch heute der Spanier allen Ernstes seine Sprache la lengua de Dios, die Sprache Gottes, und fühlt sich doch der ärmste, niedrigste Spanier als Señor oder gar als Don, d. i. Dominus, — was dem alten stolzen Civis sum Romanus fast gleichkommt. Sodann lebten die Spanier als glaubenseifrige Christen in fortwährender Fehde mit den Moriscos, und wenn sie auch nicht umhin konnten, die hohen ritterlichen Eigenschaften ihrer Feinde anzuerkennen, wenn sie in den oft wiederkehrenden langen Waffenruhen sogar den freundschaftlichsten Verkehr mit ihnen pflogen, so waren sie doch zu eingenommen und zu indolent, um viel von ihnen zu lernen. Ihr starres, schwerfälliges Wesen stand ihnen im Wege, während der leichtempfängliche, leichtbewegliche Sinn der Provenzalen sich jedem Eindrucke willig hingab. Endlich kam den letztern die Lage und Berühmtheit der seit undenklichen Zeiten das Mittelmeer beherrschenden Stadt Marseille zugute, die sozusagen im Centrum der weltbewegenden Ereignisse des Mittelalters lag. Alle Wundergeschichten des Orients und des Occidents drangen zuerst nach diesem Emporium des Welthandels, umkleidet von allem Reize der Neuheit. Alle Helden- und Wunderthaten der fahrenden Ritter par excellence, eines Richard Löwenherz und Saladin, die Fahrten und Züge der Piraten, jener seefahrenden Ritter, die im Mittelmeer und dem Archipel hausten, entzündeten die Einbildungskraft der Provenzalen, bevor sie im übrigen Europa nur ruchbar wurden. Was wunder, wenn der Rittergesang der Troubadours sehr bald eine Pflege und Ausbreitung fand und eine Vollkommenheit erreichte, die nahezu ans Unglaubliche streift.

War denn aber das geistige Leben Europas so arm, daß es den Anstoß zu seinen Liedern empfangen mußte, borgen mußte von den Bewohnern der Wüste Arabiens? War unser Ritterthum vorher so aller Ideen bar, daß es sich geistig beleben, gleichsam erziehen mußte an den Idealen der Beduinendichter? Und woher

stammt es mit all seiner nachmaligen Pracht, seinen Turnieren, seinem Liebescultus, seinen Cours d'amour, Sängerstreiten, Abenteuern und zuletzt auch mit seinen Don-Quixotiaden? Gewiß war es arm an Ideen, sehr arm; denn die Ignoranz war riesig, universal. Die Kunde des classischen Alterthums war so gut wie verschollen; nur der Zauberer Virgil und die Thaten weniger Helden, die etwas Reckenhaftes an sich hatten (Alexander der Große, Karl der Große, Artus mit seiner Tafelrunde, Cid el Campeador), lebten in der Erinnerung des Adels, verquickt mit allerlei Sagenhaftem, Wunderbarem, Ungeheuerlichem, Unmöglichem. Das geringe Wissen fristete ein kärgliches Dasein in den Klöstern, welche Arbeitsscheu und Ennui wohl mehr bevölkert haben mögen als der Drang nach oben. Bücher gab es so gut wie gar nicht, und mit Staunen liest man, welche rastlose Sorge und Anstrengung, 400 Jahre später, Petrarca und Boccaccio dem Aufstöbern, Sammeln, Kaufen, Abschreiben und Verbreiten der classischen Manuscripte widmen mußten; mit welchen Hemmungen und Hindernissen sie bei der herrschenden Unwissenheit aller Klassen zu kämpfen hatten. Konnte doch Petrarca, nachdem er in Lüttich einen alten Codex von Cicero's Schrift „De officiis" entdeckt hatte, in dieser damals so volkreichen, blühenden und reichen Stadt niemand finden, der ihm hätte das Manuscript abschreiben können; ja mit äußerster Noth fand er, selbst zum Abschreiben entschlossen, eine Flüssigkeit, welche nur einigermaßen der Tinte ähnlich war. Und das war im 14. Jahrhundert!

Von den unzähligen Communications- und Bildungsmitteln unserer Zeit existirte keins. Der moderne Mensch schaudert beim Gedanken an diese Langeweile, ohne Zeitungen und Journale, ohne Moden, Villeggiaturen und Reisen. Die Kirchenväter waren zwar ernst bemüht gewesen, neue Gedankensaat auszustreuen, um die Gemüther zu befruchten, und das entstehende Kirchenlied warf einzelne zerstreute Lichtstrahlen der Poesie in die von der Wucht des prosaischen Lebens belasteten Seelen; aber einerseits verwiesen die ersteren, wie Origenes, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Augustinus schon allzu sehr auf die völlige Abnegation der Welt und priesen „nur Ein Leben, das, zum göttlichen Leben hinzuschauen". „Alles übrige",

so predigt Gregor von Nazianz, „ist alles nur ein Traumgesicht!" — „Nur Liebe nicht!" wollen wir mit überzeugender Innigkeit hinzufügen. Und wenn auch andere, wie Clemens von Alexandria, die griechische Philosophie preisen als bisher nothwendig zur Gerechtigkeit und nützlich zum Dienste der Gottseligkeit; wenn Chrysostomus die Frauen auffordert, zu Haus zu bleiben und sich mit Erziehung der Kinder und dem Lesen der Gebete und der Heiligen Schrift zu beschäftigen, „denn die Frau hat weiter keine nothwendigen Wege als zur Kirche oder zur öffentlichen Badeanstalt"; wenn Julianus zur Nüchternheit und Frömmigkeit, zur Treue, Milde und zu allen Tugenden sowie zur Bildung des Geistes ermahnt, oder ein Boëthius († 524) in seinen „Tröstungen der Philosophie" mit der „holden Macht der überzeugungsvollen Rede" die Geister abzuziehen suchte vom allzu irdischen Treiben, um sie dem himmlischen zuzuwenden; — wer las denn das, als die wenigen, deren Beruf es absolut forderte? Und wie gering war deren Einfluß! Man lese nur Guizot's „Histoire de la civilisation en Europe", um innezuwerden, welche bescheidene Stelle etwa ein Burgkaplan im Mittelalter einnahm; man sehe nur in Weinhold's schönem Buche: „Nordisches Leben", wie im Norden der Sohn des Jarl, des Hofherren, des Grafen, mit dem Sohne des Leibeigenen auf Einem Miste großwuchs. Es fehlte an allen Erziehungsmitteln. Das Kirchenlied hätte nun rettend hier eingreifen können, aber mit der Redaction von Gesangbüchern hat es ja von jeher seine eigenen Schwierigkeiten gehabt! Erhob es sich auch anfangs rein anbetend, fromm, schwungvoll, ernst, wie im Lobgesange des heiligen Ambrosius:

Herr Gott, dich loben wir!

und in dessen herrlichem Morgenliede:

Gott, du bist Schöpfer aller Welt,
Der alle Himmel lenkend hält,
(der) Dem Tage gibt des Lichtes Pracht,
Des Schlummers Gnade jeder Nacht; —
Fern von der Sinne Trug und Raum,
Sei du des Herzens hoher Traum!

oder in Karl's des Großen Lieblingsliede:

Komm, heil'ger Geist, o Schöpfer du,
Sprich deinen armen Seelen zu;

oder in dem Liede Robert's von Frankreich, vom Jahre 1000:

Heil'ger Geist, du Tröster mein,
Hoch am Himmel uns erschein'
Mit dem Licht der Gnaden dein.

Ohn' dein' Beistand, Hülf' und Gunst,
Ist all unser Thun und Kunst
Vor Gott ganz und gar umsunst; —

so nahm es doch gar bald einen streng ascetischen Ton an, wie das Lied „Media in vita" von Notker Labeo, oder ward, trotzdem das älteste morgenländische Kirchenlied, vom Jahre 110, noch gesungen hatte:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr',

zu liebewimmernden Maria- und Jesulieblein, die bis an die sinnliche Verzückung streifen. Dazwischen ertönen freilich auch so begeisterte, rührende Strophen, wie das „Stabat mater dolorosa" vom Mönch Jakoponus, oder das schöne:

O sanctissima!
O du heilige,
Du jungfräuliche
Holde Mutter, Maria;

und endlich des Thomas von Celano (11. Jahrhundert) an Mark und Nieren rüttelnde „Dies irae, dies illa"! Zudem waren alle diese Lieder lateinisch geschrieben und dem Volksverständnisse durchaus entrückt. Nur in ihren Nachahmungen drang das Kirchenlied endlich ins Volk; allein das Haschen und Suchen nach Effect war bereits in dem Maße ausgeartet, daß z. B. die Jungfrau Maria in einem niederdeutschen Liede angeredet wird als Seestern, Rose, Lilie, Quelle u. s. w., ja in den italienischen Liedern jener Zeit mit wahrer Liebestrunkenheit und drangvoller Ueberschwänklichkeit geradezu als Braut, die dem Sänger das Herz geraubt habe, der es nun nicht wieder haben wolle, bis endlich der heilige Franciscus — noch immer in lateinischer Sprache — mit seiner mystischen Symbolik

Vondel

hineingeräth in den indischen Pantheismus, so daß in seinen Hymnen Gott als der Herr, die Erde als die Mutter, Sonne, Wind und Feuer als Brüder, und Mond, Sterne, Luft, Wolken, Wasser und jegliche Zeiten als Schwestern erscheinen. Man muß gestehen: die Temperatur für die Entwickelung des Ritterthumes war bereits sehr angenehm, nur für christliche Erbauung des Volks war sie nicht frisch und rein genug.

Wenngleich nun das Ritterthum der Sache nach schon in Indien bestanden haben muß — denn was bedeutet das aśvakovidas (i. e. equorum peritus) in Nal und Damayantî, das zu den höchsten Tugenden des Königssohns gezählt wird, wohl anders? — so kam es doch in seiner modernen Gestalt, selbst dem Namen nach, aus Arabien nach Europa, denn das arabische fáris bedeutet, neben einem mythenhaften Helden und Dichter, einen Reiter, Ritter, caballero, chevalier und vor Mohammed war bekanntlich jeder Dichter zu gleicher Zeit Bedewine, d. i. reitender Wüstenbewohner, im Gegensatz zu den Einwohnern der Städte und Dörfer, die eben so wenig dichteten als die in Deutschland zur Zeit des Minnegesanges; die Wüste wurde dort so sehr als wesentlich zur Poesie angesehen, daß die späteren Hofdichter stets auf kurze Zeit da hinauszogen, um ihren Gedichten die nöthige Localfarbe zu geben. Es fand in Europa einen fruchtbaren Boden, der zu spontaner Aufnahme desselben seit lange genugsam vorbereitet war, mit seinen Turnieren (die im Orient zum Theil noch bestehen [1]), seinem Minnecultus, seinem Märchenwesen, seinen Abenteuern in der Wüste, seiner Lieder- und Wanderlust und seinen poetischen Wettkämpfen. Dazu kam, daß sie neben dem Inhalt auch die meisten der jetzt üblichen Formen dem arabischen Oriente entlehnten. Vor allem den Reim, der bisher bei den lateinisch-christlichen Poeten nur sporadisch vorgekommen war, nun aber zum Träger der modernen Lyrik wurde, weil er — der wie ein Ruf an die Erinnerung und die Erwartung bringt — den Pulsschlägen des bewegten Herzens gleicht, und wenn er im jambischen Rhythmus auf- und niederwogt, den Tönen erst Farbe verleiht,

[1]) Vgl. die Beschreibung von Sir Grenville Temple.

die ganze romanische, ja die moderne Dichtung erst möglich machte. Alle Schätze der Hamâsa, einem arabischen Sammelwerke, mit ihren Liebes-, Helden-, Schmäh-, Gast-, Ehren und Reiseliedern, ihren Todtenklagen und ihren Scherzen erstanden aufs neue als canzones, Lieder; soulas, fröhliche Gesänge; laises, Klagelieder; albas, Morgenlieder; serenas, Abendlieder; baladas, Lieder zum oder mit Tanz; pastoretas, Schäferlieder; cömtes oder tenzones, Streitgedichte; sirventes, Rügelieder; und selbst die Psalmen der den Arabern stammverwandten Hebräer verjüngten sich in dem zur Zither gesungenen Sonette, diesem Ständchen ohne Musik. Der arabische Essamir, der Führer durch die sternhelle Nacht, dieser eigens bestellte Erzähler der Nomaden unter gestirntem Himmel in nächtlicher Stille, ward zum trovatore, dem Finder oder Erfinder der fesselnden Reime, und die Moallakat, d. i. die aufgehangenen sieben großen Gedichte, die Resultate der auf der menschenwimmelnden Messe zu Okádh alljährlich abgehaltenen poetischen Wettkämpfe, lieferten die Vorbilder zu den später so berühmten Sängerkriegen und Minnehöfen. Was wunder, daß die gaya scienza, die ritterliche Kunst (was es damals bedeutete), sehr bald von allen cultivirt wurde, die zum Ritterstande gehörten und Anspruch auf Geist machten. Diese nun zogen, oft in Begleitung von Spielern, joglares, die häufig ritterliche Proletarier waren, hinaus durch alle Lande, von Schloß zu Schloß und sangen Lieder der Liebe und des Frühlings (die mangelnde Bildung bot ihnen ja kein anderes Thema), durchhaucht von christlich-hysterischer Sehnsucht nach der Unnennbaren, der hehren, unnahbaren Herrin! — Was sie bei der damals in den Schlössern herrschenden Langeweile den Ritterdamen gewesen sein müssen, läßt sich heut kaum ahnen. Ebenso darf es nicht befremden, wenn einem bei so vieler Minneliederei dann und wann auch ein bischen Minneliederlichkeit aufstößt. So viel aber steht fest, daß die in allen Sprachen gefeierte Liebe das Hauptthema der provenzalischen Troubadours war und Jahrhunderte lang blieb, und daß sie an dieser Einseitigkeit später selber zu Grunde gingen.

Zunächst aber wurde dadurch die Stellung des Weibes in der Rittergesellschaft plötzlich eine veränderte, höhere, edlere — trotz den

Satzungen des Christenthums, die damals dem Weibe eine sehr bescheidene Stellung anwiesen, ja sie durch das Cölibat förmlich mit einer Art von Bann belegt hatten, — und auch hierzu hatte die glutvolle, bald in sinnlichen Reizen schwelgende, bald aber auch in höchster Herzinnigkeit auftönende Liebe der Araber, wie sie zu jenen Zeiten der altarabischen Freiheit und Würde möglich war, den Hauptanstoß gegeben.

Daß den semitischen Völkern schon im höchsten Alterthume die Feier der Frauenliebe eigen war, zeigt uns das Schir Haschirim, das Lied der Lieder, das Hohelied. In diesem reizenden Gedichte, das mit Unrecht dem Könige Salomo zugeschrieben wird, strömt nicht blos alle Süßigkeit eines liebetrunkenen und genußfreudigen Herzens in reicher Fülle aus; es erhebt sich geradezu bis zum höchsten Affekt der Psalmen, wenn es, von echter Minne redend, begeistert ertönt:

Stark wie des Sterbens Loos ist die Liebe!
Fest wie das Todtenreich hält heiße Minne!
Ihre Gluten sind Feuergluten,
Sind Flammen Gottes! — Gewalt'ge Wasser
Können nicht löschen die Liebesglut,
Nicht Stürme können hinweg sie fluten!

Und daß dem indo-germanischen Stamme, von Urbeginn an, die Glut der reinsten, aufopferndsten Liebe innegewohnt hat, sollten die erst in unserem Jahrhunderte bekannt gewordenen, unvergleichlich schönen indischen Gedichte Râmâyana, Gitagovinda, Sakuntalâ, Urvasî und das Mahâbhârata uns künden (wer kennt nicht die reizenden Episoden Bhagavad-Gîtâ und Nal und Damayantî!), in welchen allen die Liebe das Hauptthema ist, und bald in den glutvollsten Farben gemalt wird, bald wieder in den innerlichsten Herzenslauten zu uns spricht.

Welch reizende Perspective dies interessante Kapitel uns auch eröffne, wir müssen hier absehen von dem Verhältniß des Ritterthums zu Kirche und Staat und den kühnen Angriffen der Troubadours gegen die Möncherei, um derentwillen Gervinus sie so viel höher stellt als die deutschen Minnesänger, absehen von seiner Blüte,

seinen Einflüssen und seinem endlichen Verfall, der herbeigeführt wurde durch das Ueberwiegen der rohen physischen Gewalt über die Macht der sittlichen Ideen und durch das Erstarren einstmals inhaltsvoller Gebräuche zu todtem Formenwesen; von weiter Ferne nur blicken wir nach dem Rauche der Scheiterhaufen, auf welchen die letzten Tempelherren verbrannt wurden, und gehen vorüber an den nutzlosen Versuchen seiner Wiederbelebung an den Höfen der Medici und Maximilian's I., des letzten Ritters, sowie in den Schriften Bojardo's und Ariost's. Nachdem die ungezogenen Kanonen das Mittelalter nun einmal zu Grunde geschossen hatten, konnte kein Eisen und Blut es wieder herstellen, denn noch tönt der gottvolle Humor, mit welchem Cervantes und Rabelais hinter ihm drein lachten, in unsere Zeit hinein, in der wir, außer den Orden, den Carrousels und den chevaliers d'industrie, noch kaum etwas haben, was an seine Existenzformen erinnert. Mit ihm war aber auch der Minnegesang dahin; die Sprachen der mittelalterlichen Sänger erloschen; ihre Namen — einst so gefeiert und geehrt im Munde des Volkes — leben jetzt nur noch an den Leichensteinen, die ihnen in den Literaturgeschichten errichtet worden sind. Eine neue Aera war herangebrochen, die all dem Gesinge ein Ende machte, denn nun galt es nicht mehr blos liebelnd zu empfinden, sondern zu wissen; nun galt es auszuziehen und zu kämpfen, nicht gegen Lindwurm und Drachen, sondern um das Dornröschen der Vernunft zu erlösen, um welches mittlerweile die Hecke des Aberglaubens und der Unkultur himmelhoch emporgewachsen war. Wie es erstand nach hundertjährigem Schlafe, wie es niederstieg aus dem Thurme, in welchem finsterer Egoismus es im Bann gehalten, wie alles im großen Schloße der erstarrten Menschheit von neuem Leben durchrieselt wurde, und wie wir noch immer uns rütteln und schütteln in den Nachwehen des verhängnißvollen Schlafes, das brauche ich kaum anzudeuten.

Inzwischen war die Welt eine andere geworden, eine neue Ordnung der Dinge angebrochen; die Mehrzahl der kleinen Herrschaften waren ergriffen worden vom concentrischen Rade der Weltbewegung und verschwunden in der gewaltigen Centralisation, die jetzt

Platz griff und wohl schwerlich jemals wieder beseitigt werden wird, — und so war auch die Provence herabgesunken zur province, nicht zu jener provincia par excellence der Römer, sondern zu einer unter vielen.

Nur die Erinnerung an das Ritterthum und seine poetischen Traditionen war geblieben, und das Verständniß der Sprache hatte sich — wennschon sie veraltet war, — lebendig erhalten. Willig zuerkennt man ihm seine historische Stelle als nothwendiges Glied in dem Entwickelungsgange der europäischen Gesellschaft, die ihm die zartesten Begriffe der ritterlichen Großmuth, der Freigebigkeit, der Courtoisie, des Anstandes, des point d'honneur und der Begeisterung verdankt. War nun auch mittlerweile in Britannien das Bardenthum zur Bierfidelei, in Italien das Improvisatorenwesen zur Bänkelsängerei, und in Deutschland das fahrende Sängerthum geradezu auf den Leierkasten herabgekommen, in der Provence aber ganz und gar verstummt — der Sinn für Poesie war damit nicht erstorben; er ruhte, gleich dem Samen der digitalis purpurea unter dem Schatten des Waldes, in dessen Lichtung er vor mehr als hundert Jahren aus den Kelchen der Mutterpflanze auf den freien Boden fiel, und harrte der Stunde, in welcher die Axt des Verhängnisses dessen Kronen niederlegen, ihm selbst aber wieder Licht und Wärme zu neuem Leben gewähren werde.

Und als nun bei den europäischen Völkern die Dichtung in den Händen der gebildeteren Klassen allmälig zum Walde herangewachsen war, daß man ihn oft vor Bäumen kaum zu sehen vermochte, als jeder Gedanke hundertmal gesagt, jedes Bild tausendmal gebraucht, jede Form verwendet, jeder Inhalt erschöpft war, oder schien — als die Axt der ästhetischen Kritik — dieses strengen Abgeordneten des Kunstgeschmackes — anhub zu lichten in diesem Wuchsgetümmel, um rund um die hochstämmigen Riesen das Unterholz auszumerzen, da ging an vielen, nunmehr wieder sonnigen Stellen jener langschlummernde Same der Poesie in Schichten der Gesellschaft auf, die wir sonst auf der Bühne der geistigen Productivität zu sehen eben nicht gewohnt sind.

Es erstanden Naturdichter der seltensten Begabung. Unter

dieser Benennung dürfen wir aber nicht etwa an etwas denken, wie jene Gruppe von Dichtern in England, die unter dem Namen der Lakers oder Anhänger der Lake-school, der Seeschule, bekannt sind und sich auch Naturdichter nannten, bloß weil sie sich, im Gegensatze zu ihren Vorgängern, mehr der poetischen Behandlung der Natur (als der Gesellschaft) zuwanden und damit anfingen, die reizenden Seen von Westmoreland und Cumberland zu beschreiben, Männer wie Wordsworth, Southey, Coleridge u. a.

Diese waren und blieben die fashionable gentlemen, welche die Gefühle und den Geschmack der verfeinerten Gesellschaft hineintrugen in die Natur und daher zuletzt einer stark ausgesprochenen Sentimentalität verfielen. Viel Neues haben sie der Natur wohl kaum abgelauscht. Wer aber sind nun jene Volksdichter, die ein neues Leben ausgegossen haben über die alternden Formen der Kunstpoesie und sie verquickt haben mit neuen frischen Elementen, geschöpft aus dem Borne der Gesundheit spendenden Natur? Achtung vor so erlauchten Namen wie der eines Robert Burns, des Landmannes und seiner Nachfolger Robert Tannahill, des Webers, Allan Cunningham, des Maurergesellen, James Hogg, des Schafhirten, John Clare, des Bauernpoeten in England; vor den noch lebenden italienischen Volksdichtern und Improvisatoren, die selbst der strenge Vigo mit Liebe und Bewunderung nennt: Alaimo, dem zappatore, d. i. Taglöhner, der die Erde hackt; — von Vigo der Salvator Rosa der poesia rustica genannt; Stefano la Sala, dem armen Nagelschmied zu Palermo, dem Ariosto der Volkssprache; und auch Ehre den Sängern: Antonio Russo, dem Nagelschmiedssohn; Giovanni Pagano, dem Ackersmann; Andrea Pappalardo, dem Schuster; Salvatore da Misterbianco, dem Bauer; den Sängern des Tages in Sicilien, die alle Vorzüglichstes geleistet haben, und zwar vorzugsweise in der ottava rima, der uralten Form der italienischen Volkspoesie, die Boccaccio keineswegs erfunden, sondern einfach in seiner „Teseïde“ zum ersten Male in der Kunstpoesie angewandt hat.

Achtung vor einem Genie wie Béranger, dem chansonnier par excellence, der in Frankreich, sowohl im Norden wie im

Süden die Anregung gegeben hat zu der großen poetischen Bewegung, die wir dort sich vollziehen sehen:

— im Norden, indem sich die Arbeiterdichtung an ihn anlehnte, die jetzt unter Verfolgung socialer Gesichtspunkte allerdings bereits zur Tendenzpoesie à la Herwegh geworden ist, und so „die heitern Regionen, wo die schönen Formen wohnen" zu verlassen im Begriff steht. Auch hier begegnen wir ganz illustren Namen unter den Männern mit schwieligen Händen, wie Gustave Leroy, dem Nähkastenarbeiter; dem in seiner Einfachheit so unvergleichlich schönen Hégésippe Moreau, dem Schriftsetzer, u. v. a., die, trotz manchem Kampfe mit der Misère des Lebens, sich doch nie so weit niederdrücken ließen, daß sie auf jeden heitern Klang verzichten und ihr Herz hätten verschließen wollen dem Glücke der Liebe, der Familie, des Naturgenusses und der Naturbetrachtung, wenn auch hier und da eine Proletarier-Philosophie durchbricht, die wir ablehnen müssen; —

im Süden, in der Provence, durch das Hervorrufen einer stetig wachsenden Dichtergruppe, die bereits ganz Vorzügliches geleistet hat. Da finden wir zunächst das geniale Trio:

1) den im vorigen Jahre verstorbenen Jasmin, oder eigentlich Jansmin, den berühmten Dichter in der Barbierstube und Ritter der Ehrenlegion, der die Sprache mit solcher Meisterschaft handhabte, daß ihm die Académie Française den großen 5000 Fr. Preis zuerkannte, daß die Académie der Blumenspiele zu Toulouse, — diese im Jahre 1323 von den Capitouls (dem Magistrat) zu Toulouse als Fortsetzung der Minnehöfe gestiftete Académie del gai saber, die noch heute die drei besten Gedichte mit drei goldenen Blumen (daher der Name) prämiirt — daß sie ihn zum maître-ès-jeux-floraux ernannte; seine Vaterstadt Agen aber auf dem Wege der Subscription ihm einen Dichterkranz von gediegenem Golde verehrte, und durch dessen Schöpfungen, neben der reizendsten Naivetät, ein Hauch der gesundesten schöpferischen Kraft weht. — Wir lassen hier eines seiner, von J. W. (Wollenberg?) übersetzten Gedichte folgen.

Die Arbeitswoche eines Sohnes von Jasmin.
(Las Papillôtos t. IIIe p. 245 ss.)

I.

Die Luft ward kalt, die Schwalbe flog davon
Und kleiner wurde unsre schöne Sonn':
Es lagert Ruhe auf den Fluren,
Denn Allerheil'gen naht heran,
Auch zeigten sich des Herbstes Spuren
An Blättern, die herniederfuhren
Gelb und vertrocknet dann und wann.
Schon strahlt der Mond, da treten aus dem Städtchen
Geschwister zwei, ein Knabe und ein Mädchen,
Die wandeln still und schweigsam hin.
Ein Seufzer ward von ihnen nur vernommen, —
Und als sie zu dem Kreuz am Weg gekommen,
Da sanken sie zum Beten hin.

Es knieten Abel und Johanna
In stummer Andacht lange schon,
Da endlich, wie ein Hosianna,
Getragen von der Orgel Ton,
Steigt dies Gebet in später Stunde
Zum Himmel auf aus ihrem Munde:

„O Mutter Gottes, gnadenreiche,
„Gieb deinem heil'gen Engel Kraft,
„Daß unsers Vaters Krankheit weiche,
„Die unsrer Mutter Sorgen schafft.
„Gehst Du auf unser Flehen ein,
„Sollst Du uns auch noch täglich lieber sein!"

Und von der Jungfrau ward ihr Flehn vernommen,
Denn als sie in die Straße kaum gekommen,
Da öffnet still sich einer Hütte Thor,
Draus tritt ein junges Weib hervor.
Von der ward dieser Freudenruf vernommen:
„Vorüber ist der Tod gegangen,
„Erloschen ist des Fiebers Glut;
„Kommt, Kinder, lasset Euer Bangen,
„Dankt Gott mit mir, der Wunder an uns thut!"

Und in der kleinen Kammer danken
Sie im Gebet dem Herrn der Welt, —
Indessen stärkend ihren Kranken
Der Schlummer süß umfangen hält.

Vor Zeiten braver Militaire
War bei den Maurern der Hilaire
Zur Hilfeleistung angestellt.

II.

Als rosig sich die Morgendämmrung malte
Und nur der Sonne frühster Schein
Erst auf die Fensterscheiben strahlte,
Schleicht Abel leis sich auf des Fußes Spitze
Zu seines Vaters Bett heran,
Schaut lauschend durch des Vorhangs Ritze : —
Der aber, wach bereits, hat Freude dran
Und spricht : „Komm her und hör' mich ruhig an.
„Die Hand, die täglich Nahrung Euch verschaffte,
„Erhielt Euch Gott, der mich dem Tod entraffte.
„Du bist, mein Sohn, nun fünfzehn Jahr,
„Verstehst zu lesen und zu schreiben,
„Doch weilst Du gern allein und träumest gar.
„So kann's, mein Kind, nicht länger bleiben.
„Zwar bist Du schwach, hast öfter matte Stunden,
„Ja, bist so zart, daß unter'm harten Stein
„Zerknicken würde Dein Gebein.
„Doch sagt der Steuerrath mir unumwunden,
„Bei Deiner zierlichen Manier
„Und Deinem Geist ständ' Alles offen Dir.
„Drum geh' zu ihm, er will was aus Dir schaffen;
„Doch laß den Stolz so mancher junger Laffen,
„Denn Ehre jedem fleiß'gen Arm gebührt,
„Ob er nun Hammer oder Feder führt,
„Und Geist und Händewerk sind gleich vonnöthen.
„So, Abel, hoff' ich, wirst als feiner Mann
„Du nimmermehr vor mir erröthen,
„Hab' ich den Arbeitskittel an."

Vor Freude glühen Abels Wangen,
Der dankbar eilt den Vater zu umfangen,
Es jubeln Mutter, Tochter im Verein. —
Sofort tritt er beim Steuerrathe ein. —
Und heiter sind vier Tage schnell vergangen,
O könnt' es so nur immer sein!
Doch ach, nicht lange währt das Glück des Armen,
Und Sonntag früh trifft der Befehl schon ein :
„'s muß morgen Vater bei der Arbeit sein;
„Sonst ohn' Erbarmen

„Wird einem andern Mann
„Sein Platz für immer zugethan!“

Nicht grauser kann Kartätschenregen
Verbreiten Schrecken in der Rund',
Als diese Ordre ungelegen
Die Armen trifft zu dieser Stund'.

Der Vater will sich flugs erheben . . .
Er ist zu schwach, sinkt hin . . . noch thun ihm noth
Acht Tage Ruh' . . . Was kann's Unsel'gers geben! —
Für ihn, da ist sein Platz das Leben :
Nimmt er ihn ein, so ist's sein Tod.

Und alle vier sind stumm . . . Da plötzlich steigen
In Abels Geist Gedanken auf,
Er hemmet seiner Thränen Lauf,
Er fühlt, daß Manneskraft ihm eigen,
Daß schnell sein Arm erstarkt wie Erz; —
Zum Bauplatz seine Schritte führen,
Zu wagen den Versuch, ob noch zu rühren
Des harten Maurermeisters Herz.

Als Abel heimwärts kehrt, da war sein Bangen
Geschwunden von dem Angesicht;
Schnell zu den Seinen dann gegangen,
Er lächelnd zu dem Vater spricht :

„Mein Vater, pflege dich und sammle Kräfte,
„Acht Tage lang wirst Du vertreten sein
„Von einem lieben Freund bei dem Geschäfte :
„Dein Platz, er bleibt auf immer Dein!“

III.

Ein Freund thut das? — Soll's solche Freundschaft geben? —
Wohl wünscht' ich es für unser armes Leben! —
Am Bauplatz wird am Montag Alles klar,
Noch gute Söhne giebt es : das ist wahr!

Nicht im Büreau, nein bei den Mauersteinen
Ist Abel jetzt mit Lust dabei;
Der Vater schätzte viel zu schwach den Kleinen,
Denn Arbeit thut er gut für zwei.
Den Kalk zerklopft er jetzo heiter,
Rührt dann den Mörtel ein zum Brei
Und steigt schon wieder auf der Leiter
So dreist, daß selbst die Maurer Angst ergreift,
Wie über Sparr' und Balken kühn er schweift.

Und lachend steigt er auf und nieder,
Weil, was er thut, er für den Vater schafft,
Und rührt so doppelt flink die Glieder. — —
Die ehrliche Genossenschaft,
Die, was geschieht, zu wohl nur weiß,
Wenn ihm von Haupt und Wangen rinnt der Schweiß,
Drückt ihm die Hand, und nennt ihn brav und bieder. —
Und welche Lust für ihn, wenn Abends tönet
Die Glocke für der Arbeit Rast.
Dann, auf dem Bauplatz noch, verschönet
Er sich zum kleinen Herrn in Hast.
Und daß der Vater gar nichts merkt,
So spricht er Abends im Familienkreise
Nur vom Büreau, indeß die Mutter weise
Mit manch verstohlnem Blicke ihn bestärkt.

So geht's drei Tage lang, und neues Leben
Scheint kräftig jetzt den Vater zu erheben.
Am Donnerstag ist er gesund,
Am Freitag geht er aus zur Mittagsstund'.
(Verwünschter Tag, für jedes gute Treiben! —)

Den Vater stärkt der helle Sonnenschein,
Vom Bauplatz darf er fern nicht bleiben,
Muß doch sein lieber Freund bedanket sein.
Wer hat sich wohl für ihn gefunden?
Schon schaut er hin . . . 's ist Alles dort verschwunden! —
Wie geht das zu . . . vor'm Vesperglockenschallen? —
O großer Gott, was drängt die Menge dort,
's stürzt Alles zu dem Flecke fort . . .
Er frägt. — Herr Gott, ein Maurer ist gefallen! —
Vielleicht sein Freund? — er schaudert, da er's denkt.
Er läuft; — man schaut ihn an mit starrem Blick,
Man ruft ihm herrschend zu: Zurück! —
Doch er sich durch die Menge drängt. . . .

O armer Vater, armer Mann! —
Sein lieber Freund, sein Sohn, der ihn ersetzet,
Liegt regungslos, bis auf den Tod verletzet,
In Blut getränkt, zuckt nur noch dann und wann . . .

Entsetzlich schreit der arme Mann!! —
Für's Sohnes Rettung alle Hände sorgen,
Doch den erwartet ew'ge Ruh,
Und hörbar kaum seufzt er dem Meister zu:
„Es endet meine Woch' erst morgen,

„Doch rechnet nicht den Tag, den ich verlor,
„Laßt Vatern seine Stelle, wie zuvor!“
Der Vater hört's, seufzt ob des Mißgeschickes,
Netzt ihn mit seinen Thränen warm.
Der Sohn erkennet ihn, und sel'gen Blickes
Stirbt er in seines Vaters Arm.

Dem Vater blieb sein Platz nun wohl geborgen,
Auch wollte Alles für ihn sorgen, —
Nur allzuspät! — Denn einen Morgen
Schloß Kummer seine Augen zu.
An einen andern Platz getragen,
Wo seines Sohns Gebeine lagen,
Da findet er die ew'ge Ruh! —

2) Roumanille, den thätigen Buchhändler, der bereits von 31 neuprovenzalischen Dichtern Gedichte herausgegeben hat und dessen eigene Schöpfungen zum Theil schon in fünfter Auflage erschienen sind.

3) Den auf einem Bauernhofe geborenen, schon gelehrteren Mistral, der durch sein Epos Mirejo, das sich etwa Herrmann und Dorothea anreihen läßt, in hohem Maaße anregend auf die Wiederbelebung der provenzalischen Sprache und Dichtkunst wirkte. Und da finden wir auch Aubanel.

Sie alle, Mistral etwa ausgenommen, sind, gleich ihren Urahnen, Lyriker und bewegen sich in Liedern und kleineren Erzählungen, wobei sie aber des Vortheils genießen, eine Fülle älterer — ihnen leicht verständlicher — Kunstformen gebrauchen zu können, deren Geschmeidigkeit sich jedem Gefühlserguß willig anpaßt.

Gregorovius sagt von den Liedern der Volksdichter: „Der „Reichthum an Bildern in ihnen ist groß; er bietet den Kunstpoeten „eine unerschöpfliche Schatzkammer dar, in welche sie um so mehr „greifen sollten, als die Metapher, dieser schöne Schmetterlingsstaub „auf dem Flügel der Muse, von ihrer modernen Poesie fast ab„gewischt ist. Ein serbischer Poet vergleicht die Augenbrauen „seiner Geliebten kühn und schön mit geschwungenen schwarzen „Schwalbenflügeln; ein corsischer sagt von dem Herzen eines „Banditen, es sei vor Haß so klein geworden, wie eine Flintenkugel“; einem portugiesischen erscheinen die Augen seiner donha so

scharf, wie die Schneide seiner navaja, seines Dolchmessers; „ein „sicilianischer Volksdichter läßt sein Mädchen ihm ihre langen „wallenden Haare als Strickleiter zum Fenster hinauswerfen. „Solche Bilder fallen einem Kunstpoeten nur dann und wann als „glänzende Meteore vom Himmel; der Volkspoet bricht sie mit „vollen Händen wie Blumen von einer blühenden Hecke." Auch Aubanel hat seine ihm ureigenen Bilder : bald wärmt er sich in der Sonne und „trinkt sie wie eine Eidechse"; bald fühlt er „die Glut der Granate in seinen Adern rollen"; — seine Geliebte ist „so gut, wie das Brot"; ihr knappes Mieder „gähnte" einmal etwas; — sein Herz schreit nach ihr wie ein „kleines Kind", es „blökt nach ihr wie ein Lamm" — die Schönheit ist das Brod der Jugend, das man hungrig stets genießt 2c. 2c.

Fände nur Mistral's Beispiel noch fernere Nachahmung, d. h. würde durch diese Dichter auch noch Ideen- und Situations-reichthum in die Dichtung getragen, dann, scheint es, wäre ihr Bestand wohl auf lange hin gesichert.

Théodore Aubanel war zu Avignon geboren und starb vor einigen Jahren. Er war ein Landkind — doch folgen wir lieber der kurzen Schilderung in der von seinem Freunde Mistral provenzalisch geschriebenen Vorrede zu seinen Werken : „Théodore Aubanel sang im Verborgenen. Die Liebe, diese göttliche Biene, die so süßen Honig zusammenträgt, wenn alles sich ihr hold erweiset, die aber unter ungünstigen Verhältnissen so tödliche Wunden zurückläßt, die Liebe hatte ihren grausamen Stachel tief in sein Herz gedrückt. Die unglückliche Leidenschaft unsers armen Freundes war ohne Hoffnung, das Uebel ohne Heilung : die Angebetete seines Herzens, das anmuthsittige, holde Mädchen, von ihm geschaut im hellen Lichte erster Jugendblüte — seine Zani hatte, ach, den Schleier genommen! Sieben Jahre lang beweinte der gute Jüngling seine geliebte Zani, und nimmer vermochte er ob ihres Verlustes sich zu trösten, denn — wie sang er doch :

Eh' das Lämpchen ganz ersticket,
Schwält es noch aus einem Eckchen;
Wenn das Herz die Lieb' erdrücket,
Hockt sie noch in einem Fleckchen.

Und obgleich er der Sammlung seiner reizenden Dichtungen das Motto voranstellte:

> Wer singt,
> Sein Weh bezwingt!

er hat es nicht zu bezwingen vermocht! Er starb in der Blüte der Jahre — gebrochenen Herzens."

Das Buch seiner Dichtungen „La Miougrano entreduberto, die halbgeöffnete Granate" zerfällt in drei Abtheilungen: 1) Lou libre de l'Amour, das uns alle Phasen dieser unschuldigen, überschwänklichen und leidenschaftlichen Liebe vorführt, vom ersten Anblick der geliebten Zani bis zum frühzeitigen Tode des Dichters, mit dem Motto:

> Wie die Granate sich dem Strahl, der sie durchdrungen,
> So sich mein Herz erschloß,
> Das, als vergeblich es nach zarterm Laut gerungen,
> In Thränen sich ergoß;

2) l'Entrelucido, die Dämmerung, enthält Lieder des Friedens, der Beruhigung, der trostreichen Beschwichtigung, selbst der Freude; 3) Lou libre de la Mort, das Buch des Todes, aus der düstersten Umnachtung seines Geistes entsprungen, der Ausdruck des gigantischen Ringens mit seiner maßlosen Leidenschaft und endlich der gramvollsten Verzweiflung.

Es wäre nun ohne Zweifel interessant, den ganzen Schmerzensgang dieser kranken Psyche zu erschließen, ihn sozusagen noch einmal durchzumachen; doch würde dies zu einem Unternehmen führen, für welches augenblicklich weder Zeit noch Raum genügte. Die wenigen Mittheilungen, für die eine freundliche Muße uns für jetzt befähigt, sind dem „Buch der Liebe" entnommen und werden das reizende Naturell des Dichters hoffentlich zur Genüge offenbaren.

Nachdem er seiner Zani unzählige Lieder der Liebe gedichtet, geht er darauf aus, die alten Sagen, die noch aus der Zeit des Ritterthums und der Troubadours im Lande leben, für sie zu sammeln und in poetische Form zu bringen. Die folgende Nummer ist eine derselben, die wir, um eine Sprachprobe zu geben, auch im provenzalischen Originale folgen lassen:

I'avié 'no fes un Rèi : — vous dirai pas quete èro,
Me l'an pas di. — Lou Rèi aguè 'n enfant,
E ie dounè pèr baile un ome de la terro.
E lou pichot venié grandet, plan-plan.
Lou baile lou menavo
Tóuti li cop qu' anavo
A la vigno per travaia;
E toujour lou baile pourtavo
Un pau de pan pèr lou faire manja,
Un pau de vin dins uno coucourdeto.
E pièi souto un bouissoun ensèn fasien pauseto
Manjavon, s'avien fam, e bevien, s'avien set :
N'avié tant siuen de soun bèu garçounet,
Quand lou menavo à la vigneto,
Que lou fasié béure à la coucourdeto.

Mai lou pichot toujour venié pu grand.
Lou Rèi mandè si gènt ie querre soun enfant.
Lou baile n'en plourè, coume poudès lou crèire;
Pièi, un matin, partiguè per lou vèire :
Se languissié bèn tant!
Lou baile arribo, e de pertout regardo.
— De-qu' èi que vos? ie demando la gardo.
— Vole, ie dis, vèire moun garçounet,
Que lou menave à la vigneto,
Que lou fasiéu béure à la coucourdeto!

— Ah! per ma fe!
Sies mato! . . Anen, moun ome, entorno-te!
Entorno-te, t'an di! — Lou baile resistavo;
Voulié passa, la gardo l'arrestavo,
E toujour mai lou paure ome cridavo :
Ah, leissas-me vèire moun garçounet,
Que lou menave à la vigneto,
Que lou fasiéu béure à la coucourdeto!

A la forço pamens la gardo mountè d'aut,
E diguè au Rèi : — Eilabas, i'a'n badau . . .
Oh! jamai de la vido,
S'èi vist un ome ansin! i'a miech-ouro que crido :
Ah, leissas-me vèire moun garçounet,
Que lou menave à la vigneto,
Que lou fasiéu béure à la coucourdeto!

Es war ein König einst — wie hieß er doch geschwind?
Ich weiß nicht mehr — nun kurz, der König hatt' ein Kind,
Das gab in Pflege er zu einem wackern Mann
Vom Land, allwo der Bub gar üppig wuchs heran.
Der Pfleger führt' vom Haus
Ihn mit zur Arbeit aus,
So oft er jemals nach dem Weinberg schritt;
Und immer nahm er für das Bübchen mit
Ein wenig Brod in seiner Winzertasche,
Ein wenig Wein in seiner Kürbisflasche.
Und unter einem Busche lagen sie im Schatten
Und schmausten, wenn sie Durst und Hunger hatten.
Und zärtlich sorgt' er für den schönen Knaben,
Wenn er ihm reichte Brot aus seiner Tasche,
Wenn er ihn tränkte aus der Kürbisflasche.

Nun, wie gesagt, der Kleine wuchs heran.
Der König sendet Boden, ihm sein Kind zu holen.
Drob weint der Pfleger sehr, wie man sich denken kann.
Doch eines Morgens macht er flugs sich auf die Sohlen,
Da er die Sehnsucht nicht mehr unterdrücken kann.
Und wie ins Schloß er kommt, er staunend um sich schaut.
„Was wollt Ihr, Freund?" fragt ihn die Wache laut. —
„Ich will", erwidert er, „mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche." —

„Ha, auf mein Wort,
Seid nicht gescheit! Nun, Freund, packt Euch nur fort,
Ich sag' Euch, packt Euch!" — Doch der Pfleger läßt
Sich nicht verscheuchen; jener hält ihn fest,
Und immer lauter tönt sein jammernd Fleh'n:
„Ach, laßt mich doch mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche." —

Und endlich geht die Wache denn hinauf
Und spricht zum König: „Unten ist ein Wicht,
In meinem ganzen Leben, wahrlich, sah ich nicht
Desgleichen. Schon seit einer halben Stunde
Ertönt's in Einem fort aus seinem Munde:
„Ach, laßt mich doch mein Bübchen wiedersehn,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche."

Cènt cop belèu i'avèn di : Taiso-te!
Se n'es pas fòu, se n'en manco de gaire!
Es à la porto, e res pòu l'arresta . . .
— „Anas lou querre e fasès-lou mounta,
Diguè lou Rèi : veiren ce que fau faire."
Veici qu'au bout d'un moumenet
Intro lou baile; esmougu, cour tout dre
Au fiéu dóu Rèi, e dis davans soun paire :
— Ah! velaqui moun garçounet,
Que lou menave à la vigneto,
Que lou fasiéu béure á la coucourdeto! —
D'entèndre eiçò cadun èro espanta.

„Aqueste vèspre, à taulo, à moun coustat,
Vole, diguè lou Rèi, que vèngues t'asseta." —
E'm'acò ie faguè tasta
De tout ce que manjavo!
E, l'endeman, lou baile s'entournavo;
Lou Rèi peréu venié de ie coumta
Autant d'escut que poudié n'en pourta!
E lou baile disié, dóu tèms que caminavo,
En risènt tout soulet :
— Ah! de moun brave garçounet,
Que lou menave à la vigneto,
Que lou fasiéu béure à la coucourdeto!

Nachdem er die Geliebte umsonst beschworen hat, doch nicht ins Kloster zu gehen, findet er keine Ruhe mehr in Avignon :

Weit weg über das wogende Meer
Zieht's in Stunden voll sehnendem Träumen
Heftig fort mich zur Reise. Kein Säumen
Ist gestattet; kein Ruhen gilt mehr — —
Weit weg über das wogende Meer!

Doch die Fremde, die er nun durchstreift, bietet ihm keinen Trost. Nach der Heimat, wo sein Mädchen gewandelt, wo sie hinter den Klostermauern noch athmet, vielleicht für seine Ruhe betet, zieht's ihn zurück mit unwiderstehlicher Gewalt. Siech und lebensmüde traf er daselbst ein :

Ich hoffte zu vergessen! Auf den weiten Wegen,
Die ich zu Land und Meer gewandert bin,

Schon hundertmal wohl sagt' ich ihm: Schweig still!
Wenn der nicht toll ist, fehlt daran nicht viel.
Er steht da vor der Thür, und keiner kann ihm wehren." —
— „So mag er kommen, laßt ihn nur gewähren!"
Spricht drauf der König: „Sehn wir, was er will."
Nach einem Weilchen kommt der Winzer schon,
Eilt, freudig aufgeregt, stracks auf den Sohn
Des Königs zu; vor seinem Vater: „Ha!"
Ruft er, „da ist mein süßes Bübchen ja,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Das ich erquickt aus meiner Kürbisflasche!" —
Drob alle andern staunend sprachlos stehn.

„Heut Abend", spricht der König, „wack'rer Mann,
Sollst du an meiner Seite speisen." — Dann
Ließ er von allem, was er aß, ihm reichen,
Und sprach mit Huld zu ihm ganz ohne Gleichen.
Am andern Morgen zog der Pfleger fort
Mit vielen harten Thalern in der Tasche
Und edlem Wein in seiner Kürbisflasche,
Und unterweges sagt mit frohem Sinn
Wohl hundertmal er schnalzend vor sich hin:
„Ei, über meinen wackern Buben dort,
Dem ich das Brot gereicht aus meiner Tasche,
Den ich erquickt aus meiner Kürbisflasche!"

Glaubt' ich den Gram zum Theile abzulegen ....
Wohl floh die Zeit; das Leben rollte hin ...
Nur kränker ist mein Herz, geknickt mein Sinn!

Mit diesen Worten begrüßt er die Heimat, in welcher er auch seine Mutter nicht mehr findet. Vereinsamt bis aufs äußerste, wird er an den Wegen der Vorsehung irre und wandelt — von seiner Liebe, an die er durch jede noch so entfernte Aehnlichkeit erinnert wird, überwältigt — einem Todten gleich unter den Lebenden. Sieht er die harmlose Fröhlichkeit der andern, so tritt ihm die gramvolle Schwere seines Daseins nur um so schroffer entgegen:

Der eine schifft auf glattem Meere;
Ihm schweigt der Sturm, der Himmel lacht; —
Den andern peitschen Wogenheere,
Nur Blitze glühn und Donner kracht. —

Wohl scheint für jeden zwar die hehre,
Dieselbe Sonn' in gleicher Pracht,
Nur leuchtet jedem aus dem Heere
Der Stern' ein and'rer durch die Nacht
Des düstern Lebens, voll von Qualen; — —
Stets heißt es : dulden, Frau und Mann!
Mit vielen Thränen muß man zahlen
Ein wenig Lust — — und sterben dann.

Ladet man ihn, den alle liebten, zur Feier des Frühlings ein, so ertönt seine Laute alsbald in den schmerzerfülltesten Klängen, wie in dem folgenden Liede:

Veilchen erblühen auf Flur und Triften,
Schwalbe schwingt munter sich in den Lüften,
Wieder thut einem die Sonne so gut,
Roth, voller Glut.
Sieh' die Platanen im Laubgepränge, —
Duftiger Schatten lockt in die Gänge;
Alles voll Klänge! . . .
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Grün ist das Ufer; zur Dämmerstunde
Lieg' ich und lausche der Frühlingskunde . . .
Horch, jeder Baum, jeder Strauch sendet traut
Duft mir und Laut!
Ach, jeder Zweig voll Blütenguirlanden! —
Jubelnd und froh aus düsteren Banden
Alles erstanden!
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Aus den Bastiden da kommen die jungen
Reizenden, fröhlichen Mädchen gesprungen;
Froh um die Wett' mit der Nachtigall
Singen sie all'!
Flüchtigen Fußes am blühenden Raine
Ziehen dahin sie im trauten Vereine,
Sind nicht alleine!
O Herz voll Noth,
Warum bist du nicht todt?

Ach wie die Freude sie alle verjünget!
Auf, und im fröhlichen Tanze euch schwinget;

Auf, wirble selig, du liebendes Paar,
'S walle das Haar!
Und nun ergeht euch im schattigen Haine — —
Gehet, 's ist schön ja zu gehn im Vereine;
Lachet! Ich weine . . .
O Herz voll Noth
Warum bist du nicht todt!

Jeder mit seiner Jeden im Tanze
Wird sich noch schwingen im Mondesglanze;
Deine allein ist geschieden von hier —
Tanzt nicht mit dir!
Ach, und wie liebt' ich sie! Mir war sie Sonne,
Duft, Klang, Licht, Leben und Frühlingswonne —
Jetzt ist sie Nonne . . . .
O Herz voll Noth
Warum bist du nicht todt?

Zieht es ihn allein hinaus in die blühende Natur, deren Blütenzauber ihm von jedem Halme entgegenlacht, so entlockt ihm der Anblick von Blume, Baum und Blüte nur Töne des Schmerzes, der süßen Wehmuth:

Warum prangt ihr im Festgewande
Und bietet mir so holdes Glück,
Als fesselten mich eurer Zauber Bande,
Als riefet ihr zum Leben mich zurück . . .?
Warum ist alles doch so schön,
Als ob sie noch zugegen wäre —
Warum, o Erde, du so grün,
Warum so blau, du Himmelssphäre!?

Und so trägt alles nur dazu bei, seinen tiefen Gram zu nähren:

Mein Herz ist krank, ich fühl's zum Brechen eilen —
Mein Herz ist krank, doch kann's mir niemand heilen.
So will ich's denn an nichts mehr hängen, —
Laßt mich verwaist und einsam stehn;
Ich will in leisen Liederklängen
Mein tiefes Leid nur mir gestehn.

Was hülf's, ob ich es laut verkünde,
Was — raunt' ich's jedem heimlich zu; —
's ist keiner da, der mich verstünde,
Der mir die Seele spräch' in Ruh'.

So will ich's tragen, stumm, alleine,
Will lauschen nicht nach Sympathie; —
Ich fühl's, wenn ich vereinsamt weine:
Bald naht das Ende aller Müh'!

Mitunter geht er weit, weit weg vom Hause, um sich zu zerstreuen, und die Eindrücke, die er da von Dorf und Flur mit nach Hause bringt, regen ihn meistens zu den schönsten tiefgefühltesten Dichtungen an. Wer möchte die folgenden Strophen, die auf einer solchen Wanderung entsprungen sind, nicht gern zu den Perlen der Dichtkunst zählen:

Die Mutter, sie bückt sich emsig und raffet
Geschnittenes Schilf vom Grund;
Ein wenig weiter der Vater schaffet;
Das Kindlein bewacht der Hund.

Im Schürzchen, weich über den Korb gebreitet
Von sorgender Mutterhand,
Da schlummert das Kindchen, es liegt auf der Seite,
Das Köpfchen zurückgewandt.

Und rosig und duftend und blühend es lieget,
Ein Händchen im lock'gen Haar.
So schlummert's vom säuselnden Zephyr gewieget,
Der Kühlung ihm bringet dar.

Die Bäume, die großen, in voller Sonne
Sie stehen und senden mild
Gleich Regen aus jeder üppigen Krone
Den Schatten zum frischen Bild.

So liegt es im Korbe, halbnackt, und leise
Holt Athem das Engelein —
Voll Neugier von jenseits kommt leise, leise
Die Eidechs' und guckt hinein.

Auf ihren luftigen Schwingen eilen
Die Falter sonst stets geschwind
Von Blüte zu Blüte; hier aber weilen
Sie über dem glücklichen Kind!

Auch ich, als ich kam, mußt' am Korbe säumen
Und schaun auf das holde Bild:
Wovon, dacht' ich, Glückliche, magst du träumen,
Zu schlummern so selig, so mild!

O Schlaf, o entzückender Kindheitsschlummer,
Warum entfliehst du so schnell? —
In der Liebe, im Unglück, im Herzenskummer
Da wärst du ein Trostesquell!

O stärkender Schlaf, der lang' mich schon meidet!
Ach, wollte ich wär' nicht groß,
Wär' ein Kindchen, so dürftig wie dieses bekleidet,
Und schlief' in der Mutter Schoß!

Und auch er schlief bald darauf im tiefen Schoß der Mutter Erde den ew'gen heil'gen Schlaf der Dulder. Konnte er sich nicht ermannen, so war er doch auch im Dulden der Erde gleich und wahrte seine über Grab und Tod hinausdauernde Liebesglut und Zärtlichkeit in ungetrübter Reinheit, bis sein Herz so still ward wie ein großer See.

Finden wir bei Aubanel ebenso wie bei den andern neuprovenzalischen Dichtern nicht jene großartige Kraft, jenen erhabenen Schwung, jenen beharrlichen Cultus eines großen Princips, welches das Leben idealisirt und es dem engen Kreise des Irdischen entrückt, vermissen wir bei ihm jenes leidenschaftliche Pathos, jene kühne Bilderpracht, deren Farben sich, wie Fortlage von der hebräischen Literatur so treffend gesagt hat, der Phantasie einätzen und darin lange fortglühen gleich den brennenden Tinten der Glasmalereien unserer gothischen Dome; säet er keine goldhaltigen Gedanken aus und Sprüche tiefsinniger Weisheit, — so werden wir doch nicht umhin können, ihm Das zuzuerkennen, was die alten Troubadours so sehr auszeichnete: angeborene Grazie und jene edle Einfalt und Zartheit der Gesinnung, die das Erbtheil auserlesener, edler Seelen ist, und diese, in Verbindung mit einem nicht geringen Gestaltungsvermögen, hätten ihn leicht einer hohen Vollendung entgegenführen können, hätte nicht die Liebe, die ihn zum Dichter machte, ihn ins frühe Grab gestürzt.

IX.

Das sicilianische Volkslied.

(Vortrag gehalten [in italienischer Sprache] am Stiftungsfest der Società Italiana zu Berlin, 25. Januar 1863.)

„Volkslieder aus dem schönen Sicilien, im Dialekte der Insel, „vom Boden des alten Syrakus, von Agrigent, vom palmenreichen „Strand Selinus, von Palermo, vom fabelhaften Aetna, — dies „sind reizende und geheimnißvolle Fremdlinge, die wir recht will„kommen heißen!"

Mit diesen Worten begrüßt Gregorovius, der gründliche Kenner Italiens, die Sammlung von Volksliedern, die der geistreiche und gelehrte Sicilianer Vigo veranstaltet und herausgegeben hat. Ohne in die fast zu große Begeisterung für diese Lieder einzustimmen, der sich Gregorovius nunmehr hingiebt, dürfen wir doch obige Worte gern unterschreiben, da diese Canzuni in der That wahre, unverfälschte Blüten der Volksdichtung sind, die uns einen tiefen Blick gewähren in die Lebensanschauungen und die Gefühlsweise jener eigenthümlichen Insulaner, und reich sind an anmuthsvollen, originellen Bildern und glücklichen Einfällen.

Erwarten wir jedoch keine Offenbarungen. Die poetische Welt jedes Volkes und Volksstammes als solchen, hat ihre bestimmten Gränzen, die nur in seltenen Fällen von hervorragenden Geistern überschritten werden, deren Geistesblüten dann in den unvergänglichen Kranz der Weltliteratur sich von selbst einflechten oder zum mindesten als liebliche Zierden der Nationalliteratur prangen und duften.

Solche Dichtungen aber müssen sich ausweisen als die ganze Menschheit interessirende dichterische Thaten. Sie müssen gleichen

den unvergänglichen Schöpfungen eines Beethoven oder Mozart, eines Raphael oder Michel Angelo, eines Albrecht Dürer oder des viel zu unverdient vergessenen Baumeisters des Kölner Domes Heinrich Sunere, die mit Geisterweihe empfunden und wiedergegeben, die höchsten Ideale des geistigen Lebens sinnvoll verkörpern und sie in greifbares Empfinden kleiden.

Vom Volksliede dürfen wir solches nicht erwarten. Anspruchslos, fast unbewußt, erwächst es, einer ungesäeten, ungepflegten Blume gleich, unter der Armen und Niedrigen Dache, durch das nicht selten der Regen der Noth und der Bedrängniß bricht, um es letzend zu beleben zu neuer Kraft und frischen Trieben.

Dies ist schon der Fall bei den Volksliedern der höchst civilisirten Völker — der Germanen — unter welchen doch so manches Samenkorn der Aufklärung und der Poesie hinabfällt bis auf die untersten Schichten der Gesellschaft, um dort befruchtend weiter zu wuchern, — — wie viel mehr erst bei den unter so ganz verschiedenen Lebensbedingungen stehenden Romanen und den seit Jahrtausenden den mannigfachsten Invasionen und Bedrückungen jeder erdenklichen Art preisgegebenen Sicilianern.

Ein Vergleich der Sicilianischen Volkslieder, die sämmtlich den Namen canzuna (franz. chanson, unser Lied schlechtweg) führen, mit der franz. chanson und unserem Liede, muß daher extensiv so manche negative Seite zeigen, intensiv aber würde er alles Das bestätigen, was ich bei Gelegenheit der Neuprovenzalischen Dichtung zu sagen Veranlassung hatte [1]), nämlich, daß die moderne Kunstpoesie an diesen kunstfremden Schöpfungen des Augenblicks, der Laune und der nationalen Aeußerung jeglicher Stimmung, ein nicht genug zu würdigendes Material findet, das in seiner Einfalt und Herzinnigkeit so manches sorgfältig gefeilte Gedicht an wilder, naturwüchsiger Schöne geradeso übertrifft, wie die im strahlenden Sonnenglanze des italischen Himmels blühende Agave die üppigste Treibhauspflanze.

---

[1]) Auch dieser Vortrag war ursprünglich in italienischer Sprache geschrieben und in der Società Italiana wie im „Verein für das Studium der neueren Sprachen" zum Vortrag gekommen.

Nun habe ich oft die Ansicht aussprechen hören, es hätten die Italiener gar kein Volkslied, und selbst der geistreiche v. Reumont kommt in seiner Sammlung toskanischer Volkslieder zu dem Resultate, daß diese fliegenden Lieder, wie er sie mühsam gesammelt hat, doch eigentlich unser Volkslied in keiner Weise repräsentiren. Als Gründe sowohl hierfür, wie für die geringe Zahl derselben, führt er — wenn ich nicht irre — an: die überall hin verbreitete Kenntniß der vier großen Dichter Dante (1265—1321), Petrarca (1304—1374), Ariosto (1474—1533) und Torquato Tasso (1544—1595), die den Parnasso Italiano bilden, und von welchen besonders das „Befreite Jerusalem" wohl so ziemlich in die zwanzig italischen Hauptdialekte übersetzt sein wird; ferner die große Begabung und Ausübung der Improvisation, die ein Festhalten des so leicht und schön Geschaffenen in den meisten Fällen verschmäht; und endlich das so wenig an's Haus gefesselte Leben der Italiener, die Jahr aus Jahr ein, so zu sagen im Angesicht der Sonne leben, und unsere Sangesnothdurft gar nicht kennen.

Ohne diese Gründe abzulehnen — denn sie existiren ja wirklich — beweisen doch aber die seither erschienenen Sammlungen von Vigo, von Tigri, sowie die von unsern Landsleuten Kopisch, Müller und Wolff u. a. das Gegentheil, denn sie zeigen nicht nur, daß wir es hier mit dem Volksliede par excellence zu thun haben, sondern auch, daß in diesen Schachten gar manches kostbare rohe Juwel zu finden ist.

Allerdings das Repertoir ist ein anderes. Alles was bei uns durch die den Minnesingern nachfolgenden Meistersänger in den Zünften — deren Tabulatur noch heute einen leisen Ausdruck findet in den Liedertafeln — an Liedern produzirt und durch das damals übliche Wandern weithin in alle Lande vertragen wurde, sucht man in Italien vergebens, während gerade hierauf die ganze Fülle unserer volksthümlichen Poesie basirt scheint.

Aber so etwas wie das deutsche Volkslied giebt es überhaupt nicht zweimal! Reich dagegen erscheint die Ausbeute aus Italien, wenn man sie mit der aus Frankreich und Spanien vergleicht, welches letztere Land nur dürftige Coplas aufweist — denn die Lieder

des Romancero und des Cancionero wird man doch nicht hierher rechnen wollen — während Frankreichs Volkslied sich auf die ältere Zeit und neuerdings auf Béranger und die humoristisch-sensualistischen Dichter beschränkt, die aber allesammt schon wieder in das Gebiet der Kunstpoesie gehören, wohin auch die populäre Arbeiterdichtung durchaus zu verweisen ist.

Den klassischen Völkern fehlte das Volkslied so gut wie ganz, denn bei ihnen ging die Poesie in jeglicher Form von Regionen aus, die der Masse des Volkes fern standen, und die von den später zu analysirenden Haupterfordernissen des Volksliedes keine Ahnung hatten. Vielleicht auch, daß man es unter seiner Würde hielt die vulgären Lieder der gemeinen Menge auch nur zu beachten. Somit ist es denn in Europa durch und durch ein Kind der modernen Zeit — im weitesten Sinne genommen — und zu Duft und Blüte gelangt, nachdem der Wald der ritterlichen Kunstpoesie vom Sturme der Zeit für immer hinweggewehet worden. Wenn wir es daher als den allgemeinsten Ausdruck der Gefühle, Bestrebungen, Wünsche und Hoffnungen nicht nur, sondern auch der gesammten Weltanschauung des Volkes, pris en masse, ansehen; als die Verkörperung seines Wissens, Fühlens, Dichtens und Trachtens, das bei der Arbeit es zu rüstigen, in der Noth es zu trösten, in allen Stimmungen des Daseins es zu begleiten, und über tausenderlei Kummer und Drangsal hinweg zu führen vermag, so werden wir, meine ich, von der Wahrheit nicht allzu fern sein.

Kann somit das echte Volkslied überall nur vom Volke selber ausgehen, so muß es andererseits auch überall als solches empfunden werden können, da es — die Sprache abgerechnet — keine räumlichen Schranken, keine Gränzen des Vaterlandes kennt, sondern — da das Volk in seinen großen Hauptzügen überall dasselbe ist, the great sufferer of mankind, — auch überall denselben universellen Stempel, denselben überall hinpassenden charakteristischen Typus tragen, der nur in gewisser Richtung von dem Gemüths- und Geistesleben der einzelnen Nationalität gefärbt wird; überall muß es alle die Saiten berühren, die über das Leben des Einzelvolkes nicht nur, sondern über das der ganzen Menschheit gespannt sind.

Es muß, mit anderen Worten, viel Gemeinsames haben.

Diese charakteristischen Stempel des Volksliedes — gleichviel übrigens in welche Gattung sie theoretisch zu zählen sein mögen, — dürften im großen Ganzen unter folgende vier Hauptpunkte zu bringen sein:

1) Vage Melancholie; Sentimentalität;
2) Liebe zum Wunderbaren; zur Uebertreibung der Wirklichkeit;
3) Frohsinn, Freude und Ausgelassenheit, die leicht zu maßloser Lustigkeit heranwächst und sich dann in's Zotenhafte versteigt;
4) Spott, Zorn und Rache. Traditionelle und politische Anspielungen, letztere meist derb und sarkastisch.

Was den ersten Punkt betrifft, die vage Melancholie und die Sentimentalität, so liegen deren Gründe nahe genug. Ist doch das Volk, als solches, von jeher ausgeschlossen gewesen aus den geweihten Hallen der Wissenschaft, wie aus dem Tempel der Kunst, jener beiden holden und einzigen Vermittlerinnen zwischen der ringenden und strebenden Arbeit der Menschheit und der hehren, ewigen, ernsten Unwandelbarkeit der Natur, deren Anblick allein ihm verbleibt, um es zu trösten und zu erquicken. Aber dem Volke ist die Natur das verschleierte Bild zu Saïs; ihre Tiefe bleibt ihm ewig unverstanden, eine schöne, unempfindliche Sphinx!

Daher die geheimnißvolle Wehmuth, die uns plötzlich inmitten der herrlichsten, unaussprechlichsten Naturmomente überschleicht, und die den Alten völlig fremd und unverständlich war, schon weil ihre Begriffe von der Natur zumeist mythologischer Art waren; — daher jene bange, sehnsüchtige Schwermuth über die Flüchtigkeit des beseligenden Momentes, wie über die Unfähigkeit das überschwänklich Gefühlte in umfassende, ausdrucksvolle Worte zu kleiden, eine Schwermuth und Sehnsucht der Ohnmacht, die durch die meisten der unmittelbarsten Ergüsse der Volkspoesie hindurchschimmert und sie mit dem schönsten Reize umkleidet. Und wie uns beim Anhören eines musikalischen Werkes oft plötzlich eine süße, träumerische Resignation, eine schwärmerische Melancholie erfaßt, die auf demselben künstleri-

schen Unvermögen beruht, so durchtönt diese Stimmung auch fast alle Volkslieder gewisser Nationalitäten, wie z. B. der Slaven, der Araber u. a.; denn was sie rührt, und was sie trösten soll für alles, was das Leben ihnen versagt, ist eine Natur von so hehrem, unverstandenem Ernste, von so sprechendem, überwältigendem Schweigen, von so unerschütterlicher Ruhe und monotoner Kargheit der Erscheinung, selbst in den gütigsten, geweihtesten Momenten, daß zwar der Glückliche wohl, dem die Kräfte voll, das Herze froh und der Geist klar und hell zu Gebote stehen, sich daran erwärmen kann, nicht aber der, dem in dem Herzen eine Wunde blutet, ohne Hoffnung auf Heilung; — und daher auch jene vorherrschende Mollstimmung, die ihnen zu Grunde liegt, als Ausdruck der Sehnsucht nach dem unnennbaren Etwas, daher jenes oft urplötzliche Umschlagen in's Frivole (man hat ja seine Sache zumeist auf nichts gestellt); daher endlich jene Dürftigkeit der Erfindung, sowie der Gesammtanschauung, selbst bei den sprachgewandten Völkern des Südens.

Unter den Motiven für diesen Umschlag der Gefühle steht die Abwesenheit des Wissens und des bewußten künstlerischen Empfindens, dieser neben dem Glauben einzigen, wahrhaften Tröster und Erzieher der Menschheit, obenan; denn sie allein vermögen es, uns — langsam zwar, doch sicher — der edlen, harmonischen Vollendung unseres Innern entgegen zu führen. Daß aber die Einwirkungen der Natur, selbst bei unseren besten Dichtern, da, wo sie sich denselben rückhaltlos hingaben, stets zu einer sanften Melancholie führten, beweisen so viele Gedichte von Uhland, Heine u. a., besonders das Loreleilied, das dadurch fast wieder zum Volksliede wurde, weil es unsere nationale Stimmung in so hohem Maße ausdrückt, daß man im Auslande von uns schreiben konnte, wir sängen, wenn uns so recht wohl ums Herz wäre:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin.

Der Grund liegt eben tiefer.

In Betreff des zweiten Punktes aber ist es bekannt, daß die Liebe zum Wunderbaren und der Hang zur Uebertrei-

bung dem Menschen eingeboren sind, und daß beide, da sie nur durch Bildung beseitigt oder gemäßigt werden können, mit instinktartiger Gewalt da loszubrechen pflegen, wo dem Elend und der Mühsal des Lebens das sich bäumende Verlangen nach Genuß gegenübersteht. So suchen denn nicht einzelne Individuen nur, sondern ganze Nationalitäten, wenn nicht Trost, so doch ein momentanes Entrücken aus der drückenden, düsteren Wirklichkeit in den maßlosesten Ueberssprudelungen ihrer Phantasie, die sie ja außerdem — bei dem Mangel theoretischer Kenntniß — allen Ernstes als dem Wesen der Poesie ureigen und angemessen betrachten, und in welchen sie sich umsomehr überbieten, als die Wucht des Daseins peremptorisch nach Schadloshaltung verlangt.

Beweis hierfür, neben den Südromanen, wiederum die slavischen Völker, in deren Volksweisen Perlen, Juwelen und Edelgestein, goldene Spangen und Kronen und Schätze, wie kein Greif sie je bewachte, vom Bauernburschen, der unter der Kette der Leibeigenschaft ächzte, mit vollen Händen über sein Mädchen ausgestreut wurden, als wären es Fliederblüten; ferneren Beweis hierfür die Märchen der 1001 Nacht der Araber mit ihren fabelhaften Zauberschätzen.

Daß diese Ueberschwänklichkeit bis zum absolut Absurden führen kann, sehen wir an gar vielen Volksliedern. Sie ist einmal die Symbolik des Volkes, bei dem der Satz „nur das Wahre und Einfache ist schön“ gemeiniglich unverstanden bleibt.

Die Lustigkeit und der Buffo-Humor, sowie der Spott und die Satire erklären sich von selber. Sie sind weniger der charakteristische Ausdruck eines nationalen Seins, einer nur Einem Volke zukommenden Eigenheit, als vielmehr das Produkt augenblicklicher Stimmung, die um so ungebundener und ungescheuter zu Tage bricht, je weniger Sitte und Convention die niederen Schichten an jene rücksichtsvolle gène fesselt, die, aus der steten Selbsterziehung und Selbstcontrolle hervorgehend, in den besseren Klassen zu so wohlthuenden harmonischen Formen führt.

Diese charakteristischen Stempel finden, alle vier, ihren vollendetsten Ausdruck in der canzuna, der franz. chanson, unserem

Liebe, als in derjenigen Form, welche die Volkspoesie sich selbst geschaffen hat.

„In dem Liede," sagt Béranger in einer seiner reizenden Vorreden, „in den Liedern jedes Landes liegt fürwahr der Haupt„schatz an Gedanken, Neigungen, Gewohnheiten und individuellsten „Eigenheiten eines Dichters, einer Nation." In seiner frohen, anspruchslosen und oft neckischen Weise hat es in der That mehr als alles andere vermocht, das Volk über viel Elend und Zurücksetzung zu trösten und zu rächen.

Hat es sich nun in Sicilien nicht über einen engen Kreis der Anschauungen hinaus erhoben, während in Deutschland, und in Frankreich, besonders unter Béranger's geschickten Händen, es oft hart an die politische Demonstration streifte, so werden wir die Gründe hierfür nicht beim Volke selber zu suchen haben, sondern in den eigenthümlichen historischen und geographischen Bedingungen seiner socialen Existenz.

In einem Lande, dessen Reichthum und Schönheit schon die Phönizier zur Städtegründung veranlaßte (Panorma d. i. Palermo, Solus und Matya u. v. a. sind phönizischen Ursprungs), in welchem alsdann die berühmten griechischen Pflanzstädte Agrigentum (Girgenti), Messana (Messina), Catana (Catania) nnd besonders Syracusae (Syrakus) zu seltener Blüte und Cultur gediehen, unter deren Tyrannen ein Theokrit seine lieblichen Idyllen dichten konnte; um dessen Besitz Phönizier, Carthager und Griechen so lange stritten, bis der römische Athlet seine Hand darauf legte und es unter dem Drucke derselben hielt bis zu seinem eigenen Sturze, worauf Araber, Normannen, Schwaben und Spanier im Besitze sich ablösten, bis es nach zahllosen Wechselfällen das Mißgeschick hatte, den neapolitanischen Bourbonen zuzufallen; — in einem Lande, in welchem römisch-katholische Hochkirchen mit Sprüchen aus dem Koran verziert sind, wo zur Zeit der Normannen und der Hohenstaufen Münzen cursirten, die auf dem Averse das byzantinische Kreuz, auf dem Reverse aber den muselmanischen Halbmond trugen, um der gemischten Bevölkerung gerecht zu werden, — wo Ueberreste punischer, griechischer und römischer Bauwerke dauern neben den Wunderbauten

der Sarazenen, — wo noch heute die Spuren der vier Hauptracen, Griechen, Araber, Italer und Germanen, je nach den verschiedenen Himmelsgegenden, deutlich erkennbar sind, — wo inmitten einer paradiesischen Welt, Verkommenheit, Ruin und Elend alles ist, was eine Tyrannei ohne Gleichen der Gegenwart hinterließ, gleichsam zur Erinnerung an die längst verschwundene Größe (e nessun maggior dolore!), einer Bevölkerung, die unter dem fünffachen Joche des Staates, der Kirche, der aufgedrungenen Ignoranz, der Isolirung und der eigenen Indolenz dahinlebte, — in einem solchen Lande werden wir nicht gerade die begeisterten Ausbrüche patriotischer Erhebung und des nationalen Enthusiasmus zu suchen haben, wie er sich auf dem Continente so üppige Bahn gebrochen hat; — wir werden aber mit um so größerer Theilnahme die lieblichen Blüten betrachten, die trotz alledem und alledem in den dürren Spalten der Alles erstarrenden Lawa des Despotismus zu Licht und Leben erwacht sind.

Die Schönheit des Landes ist so oft geschildert worden [1]), daß ich hierauf wohl nicht näher einzugehen brauche. Es giebt hier wahrhafte Paradiese, in welchen immerblühende Rosen, Orangen, Agaven und die indische Feige (cactus opuntia) abwechseln mit Zwergpalmen und baumhohem Riesenginster, während die anmuthig die Bäume umwindenden Reben die Gegend wie mit einem Guirlandenpomp bekleiden. Die Natur ist also wohl darnach angethan zur Menschenbrust zu sprechen und ihr poetische Herzschläge zu entlocken.

Der Sicilianer ist, wie der Italiener überhaupt, „von Natur „ein logischer Kopf [2]), ein gewandter Dialektiker, geborener Advokat, „Sophist und Rechenmeister. Es ist nichts Unklares in seiner Phan„tasie. Wie sein Jahr nicht den langen Frühling, sein Tag nicht „die lange Dämmerung kennt, so sind auch seine Gefühle schneller

---

[1]) S. eine ganz gediegene Schilderung von Land und Leuten in „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde," VIII. Band, VI. Heft (Berlin, D. Reimer, 1860) von Dr. Ernst Häckel.

[2]) Gregorovius, Siciliana.

„fertig und wechseln in schärferem Contraste, als bei uns, denen das „Hangen und Bangen in schwebender Pein, wie die lang sich dahin„ziehende Dämmerung als Naturgabe verliehen ist. So ist auch „seine Poesie minder empfindungs- und gedankenreich als die unsere, „aber voll südlicher Grazie und geistreicher Pointen."

Daß er auch sentimental sein kann, werden die mitzutheilenden Lieder wohl hinreichend beweisen. Hierin sowohl, wie an hoher Begabung, schönem Naturell, graziösem Sinne und praktischem Geschicke übertrifft er den schlauen, faulen, plumpen und im Ganzen feigen Neapolitaner, den er denn auch gründlich verachtet.

Es fehlt ihm überhaupt an nichts, denn an geistiger Zucht. Ob die Italia Una sie ihm bringen wird?

Um nun die Stellung und den Werth der Sicilianischen Mundart richtig aufzufassen, wird es gut sein, einen Blick auf die italienischen Dialekte überhaupt zu werfen. Es giebt deren 21 mit einer mehr oder weniger ausgebildeten Literatur, die sich selbstredend wieder in eine große Zahl von Untermundarten spalten. Dies erscheint viel, ist jedoch eine mäßige Zahl, angesichts der von Radlof in seiner „Sprache der Teutschen" mitgetheilten mehr denn 70 Dialektproben deutscher Rede. Wie über letzteren das aus der Schriftsprache hervorgegangene Hochdeutsch als Einheitssprache steht — bisher die einzige Einheit in Deutschland, wie in Italien, — so steht auch seit Dante's Zeit (Anfang des XIV. Jahrhunderts) in Italien die toscanische Schriftsprache — sie war Dante's Muttersprache — als ideelle Einheit da, die in ihrer Reinheit zu erlernen und zu gebrauchen den italienischen Schriftstellern nicht geringe Mühe verursacht. — Vor Dante fehlte eine solche Einheitssprache, gerade so wie in Deutschland vor Luther. Man redete die Vulgärsprachen und schrieb Latein — das Sicilianische ausgenommen, wie wir gleich sehen werden.

Der toskanischen idealen Schriftsprache, wie sie von der Accademia della Crusca festgesetzt worden ist, am nächsten stehen die sechs Dialekte: von Pistoja als reinste Mundart (Lingua toscana in bocca romana con grazia pistojese!); von Florenz, Siena,

Pisa, Lucca und Arezzo; — nur wenig abweichend ist der von Rom; — stark abweichend sind:

a) in Nord-Italien: die acht Dialekte von Genua, Piemont, Lombardei, Mailand, Bergamo, Bologna, Venedig, Padua;

b) auf Corsica und Sardinien: die drei Mundarten von Logodoro, Campidane und Bitti, letzteres fast ganz altrömisch (latein);

c) in Süd-Italien: die drei Dialekte von Neapel, Calabrien und Sicilien.

Letztere scheinen am verdorbensten, weil sie von der toskanischen Schriftsprache am abweichendsten, aber in Dokumenten erhalten sind, die alles toskanische Schriftenthum an Alter überragen; besonders das Sicilianische, das so alterthümlich ist, daß es im übrigen Italien unverstanden ist. Es muß erlernt werden, wie bei uns die Sprache der Minnesinger. Gleich dieser war die sicilianische Mundart die erste, in welcher — unter den Normannenfürsten schon, und nach ihnen unter den Hohenstaufen — auf italischem Boden in einer modernen Sprache gedichtet wurde, lange vor Dante. Dies uralte Gepräge hat sie, in Folge der insulären Lage Siciliens, bis heute erhalten.

Die auf ihre Sprache stolzen Toskaner sollten aber eingedenk sein, daß diese lingua cortegiana, diese Hofsprache der Hohenstaufen es war, die eine allgemeine Schriftsprache vorbereitete und ins Leben rief.

Ich erwähnte des Dialektes von Bitti (Corsica), der fast Latein ist. Beifolgendes von v. Reumont (324) mitgetheiltes Gedicht: „La divina providenza e la miseria umana" vom Jesuitenpater Madan möge eine Idee davon geben, wobei wohl zu beachten ist, daß es nicht etwa Mönchslatein, sondern Volkssprache ist:

Deus, qui cum potentia irresistibile
Nos creas et conservas cum amore,
Nos súbstentas cum gratia indefectibile,
Nos réfrenas cum pena et cum dolore;

Cum fide nos illustras infallibile,
Et nos visitas cum dulce terrore,
Cum gloria premias bonos ineffabile
Malos punis cum pena interminabile.

Ja' cum misericordia, ja' justitia
Humilias et exaltas, feris, curas;
Pro nostra conditione, et injustitia
Nos hactas, tuas miseras creaturas:
Si leges tuas violamus cum malitia,
Nos castigas et mandas penas duras;
Si te servimus per operas bonas
Promittis etiam palmas et coronas.

Mit solchem ist jedoch nicht die Sprache jener modernen Kunstpoesie zu verwechseln, in welcher jedes Wort ebenso Lateinisch wie Italienisch ist, wie z. B. in folgender Inschrift unter einem Madonnabilde am Hafenthurme zu Savona:

In mare irato, in subit procella
Invoco Te, nostra benigna stella.

ferner:

Vivo in acerba pena, in mesto orrore,
Quando Te non imploro, in te non spero,
Purissima Maria, et in sincero
Te non adoro et in divino ardore.

Te saluto, alma Dea, Dea generosa,
O gloria nostra, o Veneta regina!
In procelloso turbine funesto
Tu regnasti secura; mille membra
Intrepida prostrasti in pugna acerba.
Per te miser non fui, per te non gemo,
Vivo in pace per te. Regna, o beata,
Regna in prospera sorte, in alta pompa,
In augusto splendore, in aurea sede,
Tu serena, tu placida, tu pia,
Tu benigna; tu salva, ama, conserva!

Man hat es hierin ganz erstaunlich weit gebracht; auch kann solches nur im Italienischen ausgeführt werden, da in jeder anderen neuromanischen Sprache die formellen Elemente derartige Künsteleien absolut unmöglich machen.

Die Volkspoesie hat hiermit nichts zu schaffen. Sie ist das Kind des Augenblickes, im Munde der Ungelehrten und geistig Armen, und ist anspruchslos in ihrer Form, die sich in Sicilien auf die fiori (oder ritornelli) und die canzuna fast beschränkt.

Erstere sind besonders in Toskana zu Haus, wo sie blumengleich emporschießen und vom reizvollsten Dufte sind. Rückert hat einige übersetzt. Sie sind dreizeilig. Die erste Zeile ist meistens nur ein Blumenname und reimt sich mit der dritten, z. B.:

Lilienstengel!
Zu einem Strauße bist Du nicht geschaffen,
Dich tragen nur in Händen Gottes Engel.

O Myrtenkrone!
Dein Loos ist schön; Du dienst der Lieb' im Leben,
Der Unschuld dienest Du im Sarg zum Lohne.

O weiße Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten,
Du bist der Priester der Familie!

Ich füge einige in meiner Uebersetzung hinzu, die nicht so erhaben gehalten sind:

Blüte der Citrone!
Wie gut, daß ich bei Deiner losen Zunge,
Nicht allzusehr in Deiner Nähe wohne!

O Thymianblüte!
Wohl mehr als zwanzig führst Du an der Nase —
Nun wund're Dich, wenn ich mich vor Dir hüte!

Dillblütenbolde!
Bin ich nach meinem Tod im Paradiese
Und finde Dich nicht, kehr' ich um, Du Holde!

Am allgemeinsten ist die achtzeilige sicilianische Strophe, die Rückert in genialster Weise nachgeahmt, und unter dem Namen „Siciliane" in die deutsche Literatur eingeführt hat. — Folgende ist eine seiner Nachbildungen:

An die Rose.

Die Nachtigall ruft mit Gekose: „Rose!
„Wo bist Du? was Dich meinem Blick entziehst Du?"

Der Zephir seufzend haucht im Moose: „Rose!
„Wo bist Du? was vor meinem Kuß entfliehst Du?“
Der Quell aus Büschen sprudelt: „Lose Rose!
„Wo bist Du? was in fremde Spiegel siehst Du?“
Die Blumen alle rufen: „Rose! Rose!
„Wo bist Du? uns're Königin, wo verziehst Du?“

Gegen solche Verskunst ist schwer anzukommen; doch sind die Canzune nicht alle so kunstreich verschlungen, wenn auch die biegsame Sprache dem kunstgestimmten Italiener in jeder leisesten Wendung des Gedankens willig folgt. Sie sind zumeist amorosen Inhalts, da die geschichtliche Ballade ganz fehlt.

Erinnern wir uns also nochmals, daß die folgenden Gedichte von Handwerkern, Ackersleuten und Proletariern gemacht sind, so werden wir ihnen um so mehr Beifall schenken, als sie, bei aller Glut des Südens, keusch und liebenswürdig gehalten sind, und fern von aller Gespreiztheit demselben Gefühlscultus in immer neuen Formen huldigen.

Eine echt deutsche Sentimentalität wird man in den beiden von mir gesammelten und unter „Beiträge zur Weltdichtung“ fast buchstäblich wiedergegebenen Liedern nicht verkennen.

Der Preis der Geliebten ist überhaupt das Hauptthema. Folgenden Nachtgesang, von Kopisch übersetzt, hat schon Göthe [1]) der Nachbildung für werth gehalten:

Du bist das sanfte Feuer,
Bist meine Seele, du!
Zu allen meinen Gefühlen — — —
Schlaf' süß, was willst du hinzu?

Zu allen meinen Gefühlen
Hast alle Schlüssel du!
Und hier von diesem Herzen — — —
Schlaf' süß, was willst du hinzu?

---

[1])
O gieb, vom weichen Pfühle,
Träumend, ein halb Gehör!
Bei meinem Saitenspiele
Schlafe! Was willst du mehr?

Und hier von diesem Herzen
Hast jedes Theilchen du,
Und wirst mich sterben sehen, — — —
Schlaf' süß, was willst du hinzu?

Und wirst mich sterben sehen,
Ja sterben, besiehlest du! — — —
Schlaf' sanft, geliebtes Leben,
Schlaf' süß, was willst du hinzu?

An dieses reiht sich dem Inhalte nach an:

Als ich noch klein, hab' ich als Nachtigall
In deinen Locken, Mädchen, geschlagen.
Verhaßt war der tagende Sonnenstrahl,
Der Mond mir so lieb, du weißt's ja zu sagen.

Nun muß ich wandern mit traurigem Schall
Als Eule der Nacht, und klagen, klagen.
Wird kommen ein Tag, und werden zumal
Zu Neste wir Halme zusammen tragen?

sowie folgendes reizende Wiegenlied; beide von Gregorovius übersetzt:

(Voca, voca marineru
Ca lu celu non è chiaru;
Pri lu sonnu chi calò,
Fa la ninna, e fa la vò.)

Rudre, Schiffer, rudre weiter,
Denn der Himmel ist nicht heiter,
Weil der Schlaf ist kommen so,
Mach' Dir ninna, mach' Dir vò.

Die Buntvöglein fest und fester
Hüllen sich in ihre Nester,
Weil u. s. w.

Seine Augen schlafverdrossen
Hat das Schäflein halb geschlossen,
Weil u. s. w.

Die verliebten Ringelschlangen
Sind schon all zu Bett gegangen,
Weil u. s. w.

Kaum will's Bächlein leise lallen,
Nacht ist auf den Bergen allen,
Weil u. s. w.

In dem Thal das liebe Veilchen
Hängt das Köpfchen schon ein Weilchen,
Weil u. s. w.

Für mein Liebchen saugt die Biene
Honig aus der gelsumine,
Weil u. s. w. [1]).

Originell und nicht ohne Anmuth ist folgender Traum (Greg. 325 mit einigen geringfügigen Abweichungen):

Mir träumte die Nacht: wir lagen als Leichen,
Und über uns machten sie Anatomie.
Da kamen die Aerzte aus allen Bereichen,
Da kam auch der Meister der Chirurgie.
Sie kamen mit Messern und spitzigen Eisen,
Sie schnitten die Brust auf, so mir und so Dir;
Da starben vor Schreck sie. Es that sich erweisen,
In dir lagen zwei Herzen, und keines in mir.

sowie die etwas überschwänkliche Vergleichung seiner Schönen:

Am Sonntag bist Du die schönste der Feen,
Am Montag eine Göttin vom Paradies;

---

[1]) Hierzu vergleiche man das wunderbar schöne altgriechische Lied:

Nacht.

(Nach Alkman, dem Lyder, 610 v. Chr. übersetzt von Georg Ebers, Aegypt. Königstochter, I, 163.)

Es schlafen die Gipfel der bergigen Höh',
Es schlafen die Klippen in schlummernder See;
Es schlafen die Schluchten, — der Blätter Schaar,
Der Wurm, den die nährende Erde gebar.

Die Thiere der Berge, sie träumen schwer,
Es schlummert der emsigen Bienen Heer;
Es schläft in des purpurnen Meeres Flut
Der salzigen Tiefen furchtbare Brut;
Die hurtigen Vögelein schlafen fest
Und ruhen die Schwingen im traulichen Nest.

Am Dienstag ein Engel aus Himmelshöhen,
Am Mittwoch wie Sonnenglanz licht und süß;
Am Donnerstag gleich einem flammenden Schwert schön,
Am Freitag Dich Jubel und Licht hell umfließt.
Am Sonnabend aber, da wollen wir gehen
Und sterben, um zu ziehen ins Paradies.

denen sich die nächsten beiden, von Kopisch (145) und Greg. (327) übersetzten, anreihen:

Wenn Du mich, Kindchen, Zucker nennst,
Nenn' ich Dich Honig, Kindchen.
Es kam das Wort wie Melodie
Aus Deinem süßen Mündchen!

Wie tragen wir den Herzensdrang
Und all' das Wonnebeben?
Nicht wahr, es wird das beste sein
Uns ganz ihm hinzugeben?

Vom wunderlieblich holden Geist
Der Lieb' auf Deinen Lippen,
Mein' ich den honiglichen Seim
Bereits hinweg zu nippen.

Du schwörst, Du habest nimmer Ruh,
Seit Du mich sahst, gefunden —
Ach, wenn wir beid' beisammen sind,
Ist all' mein Weh verschwunden.

Drum höre Kind: es ist nicht gut
Für Dein'n und meinen Frieden,
Bleibt dieser süße Honigseim
Vom Zucker so geschieden.

Drum reich' auf Deinen Lippen mir
Vom süßen Seim der Immen,
Geb' ich Dir Zucker — werden wir
In süßer Wonne schwimmen.

Heil'ger Engel, warbst Du Eremit?
Willst an Fensterlein nicht kommen?
Kommst Du, wird lebendig mein Gemüth,
Ist mir alles Leiden da benommen.

Wie die Rose bist Du, die erblüht
Ganz in duft'gen Blumen steht erglommen.
Ich das Eisen, Du Magnet, der zieht,
Daß ich ohne Zügel hergekommen.

Vor Allem liebt es der Sicilianer, die Natur zum Mitfühlenden zu machen, wie in folgenden nach Gregorovius mitgetheilten:

Adler, Du fliegst über Meere, Meere,
Warte, ich sag' Dir zwei Wörtchen lieb:
Drei Schwingenfedern zuvor mir verehre,
Daß ich ein Briefchen schreib' an mein Lieb.

Blut soll es färben aus meinen Adern
Und als Siegel drauf setz' ich mein Herz —
Ist es dann fertig, dann lieber Adler,
Trag Du es hin zu dem süßen Lieb.

In Toskana ist dieser Liebesbote die Schwalbe (Greg. 322):

Liebe Schwalbe, die Du da fliegest,
O komm zurück und thu' mir's zu lieb:
Gieb mir 'ne Feder aus Deinem Flügel,
Daß ich mag schreiben an mein Lieb!

Hab' ich geschrieben dann und gesiegelt
Und ihr im Briefchen alles erzählt,
Liebe Schwalbe, dann geb' ich Dir wieder
Die Feder, die Dir am Flügel fehlt.

Hab' ich's geschrieben auf purem Golde
Und sind es dann der Zeilen genug —
Dann geb' ich die Feder zurück Dir, holde
Liebliche Schwalb', und Deinen schönen Flug.

In einem anderen heißt es:

Die Amsel, die macht sich im Strauch ihr Nest,
Da muß sie leiden von Stacheln und Dornen;
Am Acker baut sich die Lerche fest,
Nicht sicher vor Schlangen und Scorpionen.

Die Schwalbe am Dache man bauen läßt,
Da muß in dem Frost sie und Winde wohnen;
Ich aber, ich baute mein warmes Nest
Am liebsten im Arme von meiner Patronin.

Selbst die von den Mädchen gesungenen Lieder sind von demselben Hauch glutvoller Empfindung durchweht, wie in folgendem:

Mutter, zur Quelle nicht schick' mich allein,
Sind dort die Knaben, die mich erschrecken.
Dorten entfiel mir ein Linnen fein,
Gleich that ein Knabe die Hände ausstrecken;
Der sagt: wie ist Dein Antlitz so lieblich und fein,
Mit viel Küssen wohl wollt' ich's bedecken,
Wollte Dich herzen im Dunkeln — mit Schrein
Alle die Heiligen wohl würd'st Du erwecken!

Viel stärker noch in jenem von Kopisch mitgetheilten Liede aus der Gegend von Neapel:

Mädchensehnsucht.

„Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da, bringt mich ins Grab!"
— Tochter, im Garten da steht ein Salätlein,
Geh' in den Garten und pflück' es Dir ab! —
„Ach Mütterchen nein! Ach Mütterchen nein!
Das kann mich nicht von dem Schmachten befrein!"

„Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da, bringt mich ins Grab!"
— Tochter, im Garten da ist Petersilie,
Geh' in den Garten und pflück' sie Dir ab! —
„Ach Mütterchen nein! Ach Mütterchen nein!
Die kann mich nicht von dem Wehe befrein!"

„Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da, bringt mich ins Grab!"
— Tochter, im Garten da steht auch Rabunzel,
Geh' in den Garten und pflück' Dir es ab! —
„Ach Mütterchen nein! Ach Mütterchen nein!
Rabunzel kann mich von dem Weh nicht befrein!"

„Mutter, Mutter, ich schmacht', ich verschmachte!
Etwas im Garten da, bringt mich ins Grab!"
— Tochter, im Garten da steht noch der Gärtner,
Geh' in den Garten zum Gärtner hinab! —
„Ach Mütterchen ja! Ach Mütterchen ja!
Der ist es, der bringt mich dem Tode so nah!"

Der ganze Abstand dieser Empfindungswelt zeigt sich recht deutlich, wenn wir z. B. einmal bei den Slaven einkehren. Ich

wähle dazu ein von mir selbst aus dem Munde des Volkes aufgezeichnetes und übersetztes russisches Mädchenlied:

Ach, auf der Erd' ist ja
Nimmer ein Aug' mehr da
Schön wie sein's, schön wie sein's!
Dunkler und süßer giebt's
Nimmer eins, nimmer eins!

Spricht er — das Herz erhebt's;
Schaut er — die Seel durchbebt's
Wie ein Klang, wie ein Klang!
Tag und Nacht möcht' ich stehn
Satt mich an ihm zu sehn
's Lebenlang, lebenlang!

Ach, ich gedächte sein,
Ach, und ich liebte fein
Sein Gebot, sein Gebot!
Und mein Gedenken blieb
Treu ihm, wie meine Lieb,
Bis zum Tod, bis zum Tod!

An die Canzuna der Sicilianer schließt sich die der Neapolitaner als engverwandt an, wie folgende von Tycho Mommsen mitgetheilte beweist:

Rudre, rudre! hin zum Strande!
Denn auf mich dort harrt das Mädchen,
Jetzo späht sie, ob er lande,
Oeffnet halb das Fensterlädchen.
Holde Meine, einzig Eine,
Schatz, was hab ich dich so gern!
Harrt sie mein im Dämmerscheine,
Dünkt sie mir mein Abendstern.

Rudre, rudre! Dreingeschlagen!
Ach du weißt nicht, welche Schmerzen
Fern von der wir müssen tragen,
Die wir lieben recht von Herzen.
Hat kein Herz sich dir ergeben,
Sag' was nützt dein Glück dir dann?
Ohne Lieb' ein elend Leben
Lebt ja auch der reiche Mann.

Ruhre, ruhre! was für Blicke!
„Nimmer bringt ihn jetzt der Nachen“
Geht vom Fenster — kehrt zurücke,
Sieht und grüßt mit Wink und Lachen.
Einzig Meine, süße Eine,
Holdes Gold, ich bin nicht fern!
Gleich dem Stern im Dämmerscheine
Gehst du auf, mein Abendstern!

A bui uomini amanti!
Oh amanti svinturati!
Vui chi tra tanti fimmini
Riposu nun truvati!

Viriti a quantu arrivanu!
Di quantu sù maligni!
Ca veru chisti fimmini
D' amuri nun sù digni!

Doppu de sittant' anni,
Nu avennu amatu mai,
Amavi una picciotta,
Sintiti chi passai.

Chista mi rava a cridiri,
Ch' a mmia troppu stimava;
Nsumma pi mmia sta giuvina
Riposu nun truvava.

Allura deliru, e spasimu!
Sta donna assai mi piaci :
Nfini pi ċchista giuvina
Io nu n' avia cchiù paci.

Dui amici poi mi rissiru
Ca chista mia signura,
Ch'un picciutteddu simprici
Ci avia na gran primura.

Prestu mi misi in colira,
Dissi, chi cosa è chista?
Io cercu d' ammucciarimi
E biririmi la vista.

Im Ganzen aber geht der Neapolitaner gern ins Komische, Groteske über, und hierin folgt ihm der Sicilianer nur gar zu gern, wie z. B. in folgendem, von mir gesammelten und übersetzten Volkslied, dessen Originaltext zugleich als sicilianische Sprachprobe dienen möge:

O Männer, die ihr zärtlich liebt,
Und ohne Hoffnung schmachtet,
Die ihr durch all das Weibervolk
Umsonst nach Ruhe trachtet.

Nun hört wie's einem gehen kann,
Wie schlau sie sich geberden!
Dies Weibervolk, wahrhaftig, ist
Nicht werth geliebt zu werden!

Bis siebzig Jahre hatte nicht
Die Lieb' mein Herz gerühret,
Da liebt ich eine Kleine sehr —
Nun hört, was da passiret:

Sie ließ mich glauben, daß ich ihr
Hoch über allem stünde,
Daß, liebekrank, das holde Kind
Nicht fürder Ruhe finde.

Denkt mein Entzücken, meine Freud' —
Das Dämchen war mein Leben.
So hatt' ich für das junge Blut
Die Ruhe hingegeben.

Da theilten mir zwei Freunde mit,
Daß meine Herzensflamme
Mit einem jungen Springinsfeld
Gar oft zusammenkomme ....

Das stieg mir in die Krone heiß —
Ha! Was? Gleich drein zu hauen
Rüst' ich mit Waffen mich alsbald —
War gräßlich anzuschauen.

Ed io l' amaru miseru
Mentri ch' era ammucciatu,
Vitti la vecchia serva
C' un picciutteddu a latu.

Prestu la spata sforaru,
Tuttu di furia chinu,
E ntra la stissa colira,
Pirdunu lu mischinu.

Chi culpa chistu miseru,
Si idda mi trariu?
Idda si l' avi a chianciri
Tuttu lu sdegnu miu.

Unn'idda acchianu subbitu.
La porta tuppuliu, —
Di la finestra affacciami;
Mi guarda, e mi grapiu.

Erravi? . . . via . . . di grazia,
Dicitimi o Signura?
Stu picciutteddu simprici
Chi binni a fari a stura?

Chi v' eravu siddiata?
Chi vi vulivu allianari?
Stu picciutteddu simprici
A st' ura chi binni a fari?

Chi picciutteddu simprici?
Chi diavulu riciti?
O vui mi scanuscistivu
O vui nun discurriti.

Zittuti . . . cajurdissima
Cu mia fai la locca;
(E idda nnictru ettasi,
E una pistola scrocca).

Dui amici ti lu rissiru,
Chista è la cosa vera
Stu picciutteddu simprici
Pi mia è na calamera.

Und wie ich Armer, gramerfüllt,
Bewaffnet vorwärts schreite,
Seh' ich die alte Dienerin,
Den Springinsfeld zur Seite.

Da zog ich meinen Säbel blank
Und schnaubte Zornesglühen;
Doch — trotz der Wuth verzieh ich ihm
Und ließ ihn weiter ziehen.

Ist er denn Schuld, der arme Wicht,
Wenn sie mich arg verrathen?
Sie aber soll mein Unmuth schier
In heißen Thränen baden!

Worauf sofort ich leise schritt,
Und an die Thüre klopfe — —
Da schaut sie aus dem Fenster 'raus,
Just über meinem Kopfe.

„Wer ist da? Packt Euch!" — — Bitte sehr,
O sagt mir, meine Holde,
Was jener junge Springinsfeld
Zu dieser Stunde wollte?

Was sagt' er Euch? Was rieth er Euch?
Was ist das für ein Kunde?
Was will der junge Springinsfeld
Bei Euch zu dieser Stunde?

„Was für ein junger Springinsfeld?
„Was sprecht Ihr da für Unsinn?
„Euch ist, beim Teufel, heute wohl
„'s Gehirn arg aufgedunsen?"

Gemach, gemach! Du Schelm von Weib,
Mit mir spielst Du die Tolle . . . .
(Da tritt nach innen sie zurück,
Und spannt mir 'ne Pistole!) —

„Zwei Freunde haben Dir's gesagt,
„Das ist der ganze Jammer.
„Nun ja, der junge Springinsfeld
„Ist bei mir, in der Kammer.

Prestu la spata nforara,
Senza chiù mai parrari,
Di cà vattini subbitu,
Si bivu vuoi ristari.

L' amici mi lu dissiru,
Io affattu non ci cridia,
D' amari a chisti fimmini,
E vera gran fuddia.

Pigghiatini l' esempiu,
Uomini spasimanti,
Ch' ogn' una di sti fimmini
Teni tricentu amanti.

Vol' essiri di raru,
Cu nnavi na quattrina,
Ca poi la maggior parti
Si li tennu a Zuzzina.

Wir ersehen hieraus die tröstliche Wahrheit, daß das Volk sich seinen Humor wohl zu wahren weiß, trotz allen politischen Wandlungen, die an ihm vorüber ziehen, ohne es in seinen Herzensergießungen zu stören. Wie mancher Name einst berühmter Welterschütterer ist allmälig zurückgewichen aus dem Vordergrund des Weltgedächtnisses, um im fernen Hintergrunde als historischer

„Rasch steck' mir mal den Säbel fort,
„Komm' nicht an meine Schwelle,
„Und trolle Dich, so schnell Du kannst —
„Sonst schieß' ich auf der Stelle!"

Die Freunde hatten's mir gesagt —
Ich war nur taub geblieben —
Daß es die größte Thorheit wär'
Dies Weibervolk zu lieben.

Nun nehmt Euch ein Exempel dran,
Die Ihr Euch drob verwundert,
Denn jedes Weibsbild hat gewiß
Liebhaber an dreihundert.

Ach, selten nur kommt's einmal vor,
Daß ein' an vier Genuß find't —
Der größte Theil von ihnen hat
Zum wenigsten ein Dutzend.

Schatten auf und ab zu wandeln und nur dann und wann den neuen, ewig anflutenden Ereignissen zur Folie zu dienen, während das Volkslied ohne Namen sich in seiner Frische und Anspruchslosigkeit so viel Unsterblichkeit zu gewinnen weiß, als menschlichen Dingen nur zukommen mag.

Beiträge zur Weltdichtung.

Uebersetzungen nebst beigefügtem Original-Texte.

Fräulein

Mathilde Merton

in Frankfurt a. M.

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Manch holdes Blütlein echter Poesie
Trugst Du mir zu, von schönen Winterzügen
Aus Südens Fluren! Zwar noch harren sie
Der Stunde, daß sie glücklich anzuschmiegen
Dem heim'schen Laut, die Stimmung mir verlieh'; —
Wer kann denn jederzeit die Zeit besiegen! —
Nimm denn zum Tausch für Das, was Du gefunden,
Die Blüten, die ich hier zum Kranz gewunden.

SANSKRIT.

(In lateinischer Umschrift.)

I. Aus Amarû's Centurie.

Mânâtiśayatvań.

„Bâle!" — nâtha! „vimuñcha mâṇini rushań roshân!" — mayâ kiń kṛitań?
„Khedo 'smâsu!" na me 'parâdhyati bhavân! — „sarve 'parâdhâ mayi!"
„Tat kiń rodishi gadgadena vachasâ kasyâgrato rudyate?"
Nanvetan : mama kâ tavâsmi? — „dayitâ!" — nâsmîtyato rudhyate!

II. Aus Bhartṛihari's Centurien.

a) *Beziehungen zum schönen Geschlecht.*

bhrû-châturyâ kuñchitâkshâḥ, kaṭâkshâḥ,
snigdhâ vâcho lajjitâśchaiva hâsâḥ,
lîlâ-mandań prasthitań cha, sthitań cha
strîṇâm etad bhûshaṇań châyudhań cha.

---

sati pradîpe, satyagnau, satsu târâravîndushu —
vinâ me mṛigaśâvâkshyâ tamobhûtam idań jagat.

Aus dem Sanskrit.

Amarû.

Falscher Stolz.

„Kindchen!“ — Herr! „So laß doch schon diesen zorndurchhauchten Ton!“ —
Nun, wie soll er sein?
„Sieh, er drückt uns Beide schwer!“ — Mich nicht im Geringsten, Herr! —
„Dann trag' ich's allein;
„Doch warum Dein Auge thaut, sprich, warum der Stimme Laut zittert bang
und schwer?“
Nun, dann sag's : wie bin ich Dein? — „Meine Herzgeliebte!“ Nein! und
drum wein' ich sehr.

Bhartṛihari.

a) Beziehungen zum schönen Geschlecht.

Brauen mit Takt gebogen und Augen, zu Seitenblicken;
Rede voll Liebe, die lächelnd Erröthungen schmücken,
Tändelndes Lob, ein wechselndes Kommen und Gehen
Wird als der Frauen Waffe und Schmuck angesehen.

Bei Fackel-, bei Licht-, bei Sternen-, bei Sonnen- und Mondesglanz —
Ohne die Rehgais-Geäugte liegt die Welt mir im Finstern ganz.

---

vistâritaṅ makaraketana-dhîvareṇa
strîsaṅjnitaṅ vaḍiśam atra bhavâmburâśau :
yenâchirât tad-adharâmisha-lola martya-
matsyânvikṛishya pachatîtyanurâga-vahnau.

---

dṛishṭavyeshu kim uttamaṅ mṛigadṛiśâṅ premaprasannaṅ mukhaṅ? ghrâtavyeshvapi kiṅ tadâsya pavanaḥ? śravyeshu kiṅ tadvachaḥ? kiṅ khâdyeshu tadoshṭhapallavarasaḥ? spriśyeshu kiṅ tadtanuḥ-dhyeyaṅ? kiṅ navayauvanaṅ suhṛidayaiḥ, sarvatra tadvibhramaḥ?

---

nâmṛitaṅ na vishaṅ kiṅchid
ekâṅ muktvâ nitambinîṅ;
saivâmṛitalatâ raktâ,
viraktâ vishavallarî.

---

madhu tishṭhati vâchi yoshitâṅ;
hṛidi hâlâhalam eva kevalaṅ; —
ata eva nipîyate 'dharo,
hṛidayaṅ mushṭibhir eva tâḍyate.

---

jalpanti sârdham anyena,
paśantyanyaṅ savibhramâḥ,
hṛidaye chintayantyanyaṅ —
priyaḥ ko nâma yoshitâṅ?

śrutâ bhavati tâpâya,
dṛishṭâ chodmâdavardhinî,
spṛishṭâ bhavati mohâya, —
sâ nâma dayitâ kathaṅ?

b) Beziehungen zur Welt und sich.

vyâghrîva tishṭhati jarâ paritarjayantî,
rogâścha śatrava iva praharanti dehe,
âyuḥ parisravati bhinnaghaṭâd ivâmbho, —
lokas tathâpyahitam âcharatîti chitraṅ.

Ausgeworfen hält als Fischer Amor, Beute witternd,
Weibgenannte Angeln in des Lebens volle Fluten:
Kaum jedoch am Lippenköder nascht der Mannfisch zitternd, —
Da zieht's an — und er muß braten in der Liebe Gluten.

Was ist Schön'res wohl zu schauen als der Antilopengleichen Antlitz traut?
Süß'res aufzuschlürfen als ihr duft'ger Athem? zu vernehmen als ihr Laut?
Was zu kosten als der Duft der Lippenknospen? zu berühren als ihr Leib?
Zu gedenken als die holden Jugendkreise, die verschönt' ein sinnig Weib?

Ambrosia nicht, noch Gift gilt mehr
Nennt man das üppig schöne Weib —
Ambrosiaranke — wenn sie liebt,
Nicht liebend ein gar giftig Kraut.

Honigseim ruhet im Worte der Frauen,
Aber im Herzen wird Gift nur getragen; —
Wie nun die Lippen den Honigseim nippen
Wird das Gemüth wie mit Fäusten geschlagen.

Schäkern halb sie mit dem einen,
Blinzeln lüstern hin zum andern —
Denken heimlich an den dritten — —
Wer ist nun der Schatz der Frauen?

Gehört, weckt sie der Sinne Glut,
Geseh'n, mehrt sie des Taumels Flut,
Berührt, erzeugt sie wüste Pein —
Kann das die Herzgeliebte sein?

b) Beziehungen zur Welt und sich.

Wie ein Tiger steht das Alter kauernd uns belauernd, —
Leiden stürmen auf den Körper, feindlich ihn durchschauernd, —
Hin rinnt's Leben wie das Wasser durch gespaltnen Krug,
Dennoch jagt die Welt dem Leeren nach — seltsam genug!

---

rājan, dudhukshasi yadi kshitidhenum etāṅ,
tenādya vatsam iva lokam imaṅ pushāṇa!
tamiṅścha samyaganiśaṅ pariposhyamāṇe
nānāphalaiḥ phalati kalpalateva bhūmiḥ.

---

pattraṅ naiva yadā karīra-viṭape — dosho vasantasya kiṅ?

nolūko 'pyavalokyate yadi divā — sūryasya kiṅ dūshaṇāṅ?

dhārā naiva patanti chātaka-mukhe — meghasya kiṅ dūshaṇāṅ?

yatpūrbaṅ vidhinā lalāṭa-likhitaṅ — tad mārjituṅ kaḥ kshamaḥ?

---

yasyāsti vittaṅ, sa naraḥ kulīnaḥ, sa paṇḍitaḥ, sa śrutavān, guṇajnaḥ;

sa eva vaktā, sa cha darśanīyaḥ, sarve guṇāḥ kāñchanam-āśrayanti.

---

vidyā nāma narasya rūpam, adhikaṅ vidyātiguptaṅ dhanaṅ;

vidyā bhogakarī, yaśaḥ-sukhakarī; vidyā gurūṇāṅ guruḥ;

vidyā bandhujano videśagamane; vidyākshayaṅ, saṅbalaṅ;
vidyā rājasu pūjitā, śuchi dhanaṅ, vidyāvihīnaḥ paśuḥ.

---

pāpād nivārayati, yojagate hitāya,
guhyāni gūhati, guṇān prakaṭī karoti; —
āpadgataṅ cha na jahāti, dadāti kāle :
sad-mitra-lakshaṇam idaṅ pravadanti santaḥ.

---

vahnis tasya jalāyate, jalanidhiḥ kulyāyate, tatkshaṇād

meruḥ svalpaśilāyate, mṛigapatiḥ sadyaḥ kuraṅgāyate;
vyālo mālyaguṇāyate; visharasaḥ pīyūshavarshāyate,

yasyāṅge 'khila-loka-vallabhatamaṅ śilaṅ samudmīlati.

König, willst Du melken diese euterschwere Erdkuh,
Dann von heut' an, wie ein Kälbchen, treu sie auch ernähr' Du!
Nur bei steter, tadelloser Nahrung schafft die Erde,
Gleich dem Weltbaum, daß vielfält'ge Frucht gefruchtet werde.

Wenn kein Blatt der Wüstendistel Zweige schmücket — ist das wohl des Frühlings Schuld?
Wenn die Eule man bei Tage nicht erblicket — ist's vielleicht der Sonne Schuld?
Fällt kein Tröpflein für den Guckuck zur Erquickung — ist's der Wolke Schuld vielleicht?
So, was an die Stirn geschrieben ist als Schickung — wer ist's, der hinweg es streicht?

Wessen das Wissen ist, der ist edel, der ist ein Weiser, berühmt, der Tugend Schanze;
Der ist beredt, den will jeder sehen, denn alle Tugend eint sich in seinem Glanze.

Wissen ist des Mannes Schmuck, es gleicht das Wissen einem Schatze wohlbewacht;
Wissen schaffet Glück und Ruhm, es bringt uns Freude; Wissen ist der Lehrer Zier.
Wissen ist Begleitschaft auf der Wand'rung; Wissen dauert, groß an Macht;
Wissen wird geehrt von Kön'gen wie ein Schatz; wer ohne Wissen ist, ist Thier.

Der vor Sünde bewahret, der Wohlfahrt des Freundes sich widmet,
Heimlichkeiten verschweigt, dagegen das Gute kund thut; —
Den in's Unglück Gerath'nen nicht flieht, wann's gilt ihm beisteht:
Wahre Freundes Benennung, wahrlich, führet der Echte.

Feuer wird für Den zu Wasser, und das Weltmeer wird zum Flusse; das Gebäu
Jenes Himmelsberges Meru wird zum Steinchen; Antilope wird der Leu;
Schlange wird zum Blumenkranze; Giftsaft Göttertrank, der reich wie Regen sprüht,
Dem, in dessen Herzen reinste Tugendliebe für die ganze Welt erglüht.

---

naivâkṛitiḥ phalati, naiva kulaṅ na śîlaṅ,
vidyâpi naiva, na cha yatnakṛitâpi sevâ; —
bhâgyâni pûrbatapasâ khalu saṅchitâni
kâle phalanti purushasya yathaiva vṛikshâḥ.

âlasyaṅ hi manushyâṇâṅ śarirastho mahân ripuḥ; —
nâstyudyama samo bandhuḥ; kurvâṇo nâvasîdati.

---

kadarthitasyâpi hi dhairya-vritter na śakyate dhairyaguṇâḥ pramârshṭuṅ, —
adho-mukhasyâpi kṛitasya vahner nâdhaḥ śikhâ yâti kadâchideva.

---

ratnair mahârhais tutushur na devâ,
na bhejire bhîmavisheṇa bhîtiṅ? —
sudhâṅ vinâ na prayayur virâmaṅ,
na niśchitârthâd viramanti dhîrâḥ.

III. Einige Sprüche aus Hitopadeśa *).

prâjnaḥ.

ajarâmaravat prâjno vidyâm arthaṅ cha chintayet;

gṛihîta iva keśeshu mṛityunâ dharmam âcharet.

---

aneka saṅśayochchhedi, parokshârthasya darśanaṅ,
sarvasya lochanaṅ śâstraṅ yasya nâstyandha eva saḥ!

---

vidyâ śastrasya śâstrasya dve vidye pratipattaye :
âdyâ hâsyâya vṛiddhatve, dvitîyâdriyate sadâ.

---

anabhyâse vishaṅ vidyâ, ajîrṇe bhojanaṅ vishaṅ;
vishaṅ sabhâ daridrasya, vṛiddhasya taruṇî vishaṅ.

---

*) Eine reichere Auswahl bieten meine „Ausgewählte Fabeln des Hitopadeśa". Sanskrittext in lat. Umschrift nebst deutscher metrischer Uebersetzung. Leipzig 1868.

Nicht bringt Frucht das Werk allein uns, auch nicht Stand noch Schönheit;
Wissen gleichfalls nicht, noch ems'ger Thatendienst der Liebe; —
Güter nur durch frühe Buße zeitig heimgesammelt
Tragen einstmals Frucht dem Menschen, gleich gewalt'gen Bäumen.

Denn die Trägheit ist der Menschen eingefleischter mächt'ger Gegner; —
Doch der Thatkraft ist kein Freund gleich, nimmer geht der Thät'ge unter.

Nicht kann unter der Wucht der Lebens-Drangsal der Tugendfeste sich beugen,
Gleichwie der niedergehaltenen Flamme Lohspitze sich nimmer wird abwärts neigen.

Nicht genügte den Göttern kostbarer Perlen Geflimmer
Nicht hielt Furcht vor mächtigem Gift je sie ab :
Bis den Unsterblichkeitstrank sie fanden, ruhten sie nimmer — —
So vom Beschloss'nen lassen Starke nicht ab!

Der Weise.

Gleich als könn' er nicht altern und sterben, sinn' er auf Wissen nur und Erwerben;
Wie ergriffen beim Schopf schon vom Tode, also handle er nach dem Gebote.

Wen's Wissen, das die Zweifel hebt, das Unsichtbare schauen macht,
Des All's Auge, nicht voll belebt : der ist umringt von ew'ger Nacht.

Wissenschaft der Wehr' und Lehre, suchen beid' Gewinn-Vermehrung :
Erst're wirkt im Alter komisch; letzt're findet stets Verehrung.

Unerübt ist Gift das Wissen, unverdaut ist der Genuß Gift;
Gift ist viel Besuch dem Armen, altem Kauz der Schönen Kuß Gift.

---

avaśendriyachittânâṅ hasti snânam iva kriyâ :
durbhagâbharaṇaprâyo jnânaṅ bhâraḥ kriyâṅ vinâ.

---

yauvanaṅ, dhanasaṅpattiḥ, prabhutvam, avivekatâ,
ekaikam apyanarthâya; — kimu yatra chatushṭayaṅ!

---

dâtavyam iti yad dânaṅ dîyate 'nupakâriṇe
deśe, kâle cha pâtre cha, tad dânaṅ sâttviktaṅ smṛitaṅ.

---

varam eko guṇî putro na cha mûrkhaśatair api :
ekaś chandras tamo hanti, na cha târâgaṇair api!

---

dâne, tapasi, śaurye cha yasya na prathitaṅ manaḥ,
vidyâyâm-arthalâbhe cha : mâturuchchâra eva saḥ!

---

kâvyaśâstravinodena kâlo gachhati dhîmatâṅ;
vyasanena tu mûrkhâṇâṅ nidrayâ kalahena vâ.

ENGLISH POETRY *).

CHARLES MACKAY.

IF I DIE FIRST.

If I die first, dear love,
My mournful soul, made free,
Shall sit at heaven's high portal,
To wait and watch for thee —
To wait and watch for thee, love,
And through the deep, dark space
To peer, with human longings,
For thy radiant face.

'Mid all the stars of heaven,
One only shall I see,
The Earth, star of my passion,
Half Heaven for holding thee —

*) Veröffentlicht in Illustrated London News, 1858—1860.

Unbeherrschter Geister hastig Thun, zu schau'n ist's wie ein Bad der Elephanten:
Kenntniß ohne That ist Last, wie Schmuck der Frau'n ist, deren Gatten ab sich wandten.

Jugendlust, des Reichthums Fülle, Macht, der Thorheit Ueppigkeiten,
Sind schon einzeln wenig nutze; — was, wenn sie zu Vieren schreiten!

Eine Gabe, dem gegeben, der sie nimmer kann vergelten,
Just am Ort, zur Zeit, zum Zwecke, — darf als unvergessen gelten.

Besser Ein gediegner Sohn als Hunderte verbohrter Narren:
Ein Mond zwingt die Finsternisse, aber nicht der Sterne Schaaren.

Wessen Geist durch Buße, Wissen, Tapferkeit, Erwerb und Geben
Nicht durchklärt ist, dessen Mutter warf wie Unrath ihn in's Leben!

Im Genuß des Liebs, der Lehre fließt dahin des Weisen Leben,
Während Narren wüstem Treiben, Schlaf und Zanksucht sich ergeben.

Englische Dichtungen.

Charles Mackay.

Sterb' ich zuerst.

Sterb' ich zuerst, Geliebte,
Dann soll mein Geist dereinst
Am Himmelsthore warten
Und harren, bis Du erscheinst! —
Ja, harren und warten auf Dich, Lieb,
Und durch die weite Nacht
Mit Menschensehnsucht spähen,
Bis mir Dein Auge lacht!

Von allen Himmelssternen
Seh dann nur Einen ich,
Die Erde, Stern meiner Liebe,
Halb Himmel, er trägt ja Dich; —

All Heaven for holding thee, love
And brightest of the spheres,
By thy smile illumined,
Or hallow'd by thy tears.

If I die first, dear love, —
I feel that this shall be,
For Heaven will not be Heaven
Until it's shared with thee, —
Until it's shared with thee, love,
I'll linger at the gate,
Or be thy guardian angel,
To teach thee how to wait.

And when thine hour shall come,
And through the yielding night
I see thy happy spirit,
Upsoaring, robed in light,
Mine shall go forth to meet thee,
And, through th' eternal door,
Pass in with thee, rejoicing,
Made one for evermore!

GOOD COMPANY.

When I sit by myself at the close of the day,
And watch the blue twilight turn amber and gray, —
With fancies as twinkling and vague as the stars,
And as distant as they from this life's petty jars, —
I know not, I think not, where Fortune may be,
But I feel I'm in very good company.

When I sit with a friend at the glow of my hearth,
To fight some great battle of wisdom or mirth,
And strike from our armour the sparkles of wit
That follow the shafts of our thought when they hit, —
I ask not, I care not, where Pleasure may be,
But I know I'm in excellent company.

When I sit with my darling, who loves me so well,
And read in her eyes what no language can tell,
Or trace on her lips — free as cherubs from guile —
The meanings and mysteries hid in a smile, —
I heed not, I dream not, where Eden may be,
But I feel I'm in heavenly company.

Ganz Himmel, er trägt ja Dich, Lieb,
Und hellste aller Sphären,
Von Deinem Lächeln durchleuchtet,
Geheiligt durch Deine Zähren.

Sterb' ich zuerst, Geliebte,
Ich fühl', daß es mich ereilt —
Doch der Himmel ist mir nicht Himmel
Bis einst mit Dir getheilt, —
Bis einst mit Dir getheilt, Lieb,
Vor dem Thor ich harren will,
Als Schutzgeist Dich umschweben,
Dich lehren, zu warten still.

Und kommt dann Deine Stunde,
Und durch die schwindende Nacht
Seh' Deinen seligen Geist ich
In Licht emporgebracht —
Dann eilt mein Geist Dir entgegen
Und durch das ew'ge Thor
Steigt, Eins mit Dir auf ewig,
Er jubelnd licht empor!

Gute Gesellschaft.

Und sitz' ich allein, wenn der Abend sich neigt,
Das Zwielicht in wechselnden Tinten sich zeigt —
Mit Gedanken so flimmernd und vag wie ein Stern,
Und ihm gleich, dem Jammer des Lebens so fern, —
Dann steht nach dem Glück nicht mein Trachten, mein Sinn,
Denn ich fühl', daß ich in sehr guter Gesellschaft bin.

Und sitz' ich am Heerd' an des Freundes Seit',
Und kämpfen wir heiter den Meinungsstreit,
Und lockt mancher Hieb aus dem Panzer den Witz,
Rasch folgend dem Pfeil des Gedankens, gleich Blitz, —
Dann zieht es zu keinem Vergnügen mich hin,
Denn ich weiß, daß ich in prächtiger Gesellschaft bin.

Und sitz' ich beim Lieb, das so hoch mich beglückt,
Und ihr Blick sagt was Sprache nie ausgedrückt,
Oder folg' auf den Lippen, vom Lächeln umwiegt,
Dem süßen Geheimnisse, das in ihm liegt —
Dann steht selbst im Traum nicht nach Eden mein Sinn,
Denn ich fühl', daß ich in himmlischer Gesellschaft bin.

THE TWO BOOKS.

A lover and his lass
Lay reading on the grass
A book of olden story,
Of love, and grief, and glory.
The maiden's eyes were bright
With pity and delight,
And stray'd not from the book,
E'en for a casual look
At him her life's dear lord —
Beside her on the sward;
But read, with lips apart,
The too entrancing tale that thrill'd through all her heart.

The lover's eyes, twin thieves,
Stole glances from the leaves —
Now to those milk-white shoulders,
The charm of all beholders;
Now to those sunny eyes,
Blue-bright as Paradise;
Now to her streaming curls,
Or ruby-cover'd pearls,
Whence issued sweeter breath
Than southwind scattereth;
Then to her dainty hand,
Or little fairy feet, star-twinklers in the land.

„Ah well-a-day!“ quoth he,
„Thy book's no book for me.
The page I read is rarer,
And tenderer, and fairer;
For thine contains, at best,
Life-shadows — love's unrest;
But mine contains all truth,
All beauty and all youth,
All feelings fond and coy,
And deep and passionate joy.
Be books upon the shelf!
My stories are thine eyes; my poem is Thyself!“

COME BACK, YE HAPPY DAYS.

Come back, come back, thou youthful time,
When joy and innocence were ours;

Die beiden Bücher.

Zwei Liebende die lasen
Einst liegend auf dem Rasen
Ein Buch voll alter Sage
Von Lieb' und Liebesklage. —
Des Mädchens Augen schau'n
Voll wonnigsüßem Graun
Nicht auf vom Zauberblatt,
Das sie gefesselt hat —
Sie blicken dann und wann
Den Liebsten selbst nicht an; —
Die Lippen wogten bang,
Als sie die Kunde las, die ihr das Herz durchdrang.

Des Burschen Augen, beid',
Stahl'n schelmisch sich beiseit —
Bald auf die weiße Brust,
Ach, jedes Blickes Lust! —
Zum Aug' voll Sonnenschein,
Hellblau, wie Aether rein,
Zu Locken, Lipp' und Mund,
Der voller Perlen stund
Und süßern Athem spendet
Als milder Süd uns sendet —
Dann hin zur zarten Hand,
Zum kleinen Feenfuß, leicht tanzend über's Land!

„Ei, sagt er, 's ist genug,
Deins ist für mich kein Buch —
Die jetzt ich les', die Seiten,
Sind schöner ja bei Weitem!
Dein Buch enthält, weiß Gott,
Nur düst're Liebesnoth —
Doch meins nur laut're Wahrheit,
Nur Schönheit, Jugendklarheit,
Gefühle, süß und zart,
Und Freuden tiefster Art.
Laß ruhn Dein Buch im Schrein —
Mein Buch ist mir Dein Aug' — mein Lieb, nur Du allein!

O kehr' zurück.

O kehr zurück, du Jugendzeit,
Wo Freud' und Unschuld uns beglückt,

When life was in its vernal prime,
  And earth was bright with budding flowers.
Come back and let us roam once more,
  Freehearted, through life's pleasant ways,
And gather garlands as of yore —
  Come back, come back, ye happy days!

Come back, come back! 'twas pleasant then
  To cherish faith in love and truth;
When nothing in dispraise of men
  Had sour'd the temper of our youth.
Come back, and let us still believe
  The gorgeous dream Romance displays,
Nor trust the tale that men deceive —
  Come back, come back, ye happy days.

Come back, oh, freshness of the past,
  When every face seem'd fair and kind;
When sunward every eye was cast,
  And all the shadows fell behind.
Come back — oh, yes! true hearts can turn
  Their own Decembers into Mays;
The secret be it ours to learn —
  Come back, come back, ye happy days.

ROLLING HOME.

On board the Europa homeward bound, Mai 26, 1858.

Up aloft amid the rigging sings the fresh exulting gale,
Strong as spring time in the blossoms filling out each blooming sail;
And the wild waves, cleft behind us, seem to murmur as they flow:
„There are kindly hearts that wait you in the land to which ye go.
„Rolling home, rolling home, rolling home, dear land, to thee!
„Rolling home to merry England, rolling home across the sea!"

Twice a thousand miles behind us, and a thousand miles before,
Ancient Ocean heaves to bear us to the well-remember'd shore;
New-born breezes swell to waft us to our childhood's balmy skies,
To the glow of friendly faces, to the light of loving eyes.
Rolling home, rolling home, rolling home, dear land, to thee!
Rolling home to merry England, rolling home across the sea!

Every motion of the vessel, every dip of mast or spar,
Is a dance and a rejoicing, and a promise from afar;

Wo's Leben prangt' in Ueppigkeit,
Die Erd' in Blüten stand geschmückt.
O kehr' zurück und führ' uns froh
Noch einmal durch der Jugend Glück
Und schmück' uns noch mit Blumen so —
Ihr schönen Tage, kehrt zurück!

O, kehrt zurück! 's war schön als nichts
Den frommen Sinn erschütterte,
Im Glauben an die Menschheit nichts
Uns das Gemüth verbitterte!
O kehrt zurück! Laßt uns im Traum
Noch einmal schwelgen Jugendglück,
Gebt jedem holden Glauben Raum —
O frohen Tage, kehrt zurück!!

O, kehr' zurück, du frischer Sinn,
Als jedes Aug' uns gut und hold
Und vor uns alles sonnig schien,
Die Schatten hinter uns gerollt!
O kehr' zurück! Ein treu Gemüth
December wandelt es in Mai!
Daß dies Geheimniß uns erblüh't —
Glücksel'ge Tage, kommt herbei!

Rollend heim!

An Bord der Europa, heimwärts, Mai 26, 1858.

Oben in dem Tauwerk jubelt laut der frische Windeshauch,
Stark wie Frühlingstrieb die Blüten, schwellt er jedes Segels Bauch;
Jede Woge, dampfgefurchet, sagt uns, wie sie murmelnd flieht :
„Theure Herzen harren Euer, in dem Land zu dem Ihr zieht!"
Rollend heim, rollend heim, rollend heim, süß Land zu Dir!
Rollend heim zum lust'gen England, rollend heim durch's Meer zu Dir!

Zweimal tausend Meilen rückwärts, tausend and're vor uns — schaut,
Alter Ocean trägt uns keuchend zu der Küste lieb und traut;
Neugebor'ne Winde tragen uns zum Kindheitsland zurück,
Zu dem Glutenaug' der Freunde, zu der Liebe Strahlenblick!
Rollend heim, rollend heim, rollend heim, süß Land zu Dir!
Rollend heim zum lust'gen England, rollend heim durch's Meer zu Dir!

Jedes Schwanken uns'res Schiffes, jeder Ruck an Mast und Tau
Ist ein Tanz, ein Segeljubel — Liebesklang aus Heimatsau;

And we love the light above us, as it tips the waves around,
All the more because, ere coming, it has beam'd on English ground.
Rolling home, rolling home, rolling home, dear land, to thee!
Rolling home to merry England, rolling home across the sea!

And 'tis nearer, ever nearer, to the rising of the morn,
And 'tis eastward, ever eastward, to the land where we were born.
And we'll sing in joyous chorus through the watches of the night:
We shall see the shores of England at the dawning of the light.
Rolling home, rolling home, rolling home, dear land, to thee!
Rolling home to merry England, rolling home across the sea!

Rolling home to little England — though so little, yet so great —
With her face of sunny beauty, and her heart as strong as fate,
With her men of honest nature, with her women good and fair,
With her courage and her virtue that can do as well as bear.
Rolling home, rolling home, rolling home, dear land, to thee!
Rolling home to merry England, rolling home across the sea.

THE BEAUTIFIER.

Tell me, ye waving Woods and throbbing Ocean,
  Ye Hills and Streams, ye Landscapes glowing fair,
Why in my heart ye wake such new emotion?
  And ye, O Skies! with all your worlds, declare
What is the secret, deep, untold delight,
Unknown before, that fills me in your sight?

There came an answer to my thought's appealing,
  When she I love look'd upward to my face;
Her eyes were fountains bright with new revealing,
  The sweet interpreters of Nature's grace;
And when she spoke, I press'd her lips impearl'd,
And knew 'twas Love that beautified the world.

THE MEN OF THE NORTH. [1]

Fierce as its sunlight, the East may be proud
Of its gay gaudy hues, and its skies without cloud;

[1] The anniversary of Burns's Birthday was celebrated in New-York by the St. Andrew's Society at the Metropolitan as usual. The chief feature of the festivities was the reading of the following poem by Charles Mackay.

Freudig schaun wir nach dem Lichte, das die Wogen hell durchsprüht,
Um so inn'ger als zuvor es England's Land mit Glanz umglüht!
Rollend heim, rollend heim, rollend heim, süß Land zu Dir!
Rollend heim zum lust'gen England, rollend heim durch's Meer zu Dir!

Immer näher, immer näher rücken wir nach Morgen hin,
Immer ostwärts, immer ostwärts wir zum Heimatlande ziehn!
Singen woll'n wir all' im Chore durch die Wachen in der Nacht:
Englands Küsten soll'n wir schauen, wenn der Morgen hell erwacht!
Rollend heim, rollend heim, rollend heim, süß Land zu Dir!
Rollend heim zum lust'gen England, rollend heim durch's Meer zu Dir!

Rollend heim zum kleinen England, — ob so klein, doch o wie groß;
Mit dem Antlitz sonn'ger Schönheit, mit dem Herzen schicksalsgroß;
Mit den Männern treu und bieder, mit den Frauen schön und gut,
Mit der Tugend treu im Dulden, mit dem festen Thatenmuth!
Rollend heim, rollend heim, rollend heim, süß Land zu Dir!
Rollend heim zum lust'gen England, rollend heim durch's Meer zu Dir!

Was die Welt verschönt.

Sag' wogend Laub, sprich Meeres Pulseschlagen,
Du blüh'nde Landschaft, Hügel, Ströme, sprecht:
Wie könnt ihr mir ins glüh'nde Herze tragen
Die neue Regung — Himmelswelten sprecht:
Welch tiefes, namenloses Wonnegraun
Kommt über mich, wie nie, bei euerm Schau'n?

Und auf mein sinnend Fragen Antwort scholl es,
Als sie ihr quellend, lichtes Auge zart
Zu mir erhob! Voll Offenbarung quoll es,
Als süßer Dollmetsch jeder Schönheitsart;
Sie sprach — — ich küßt' den Mund der Perlen hält;
Da wußt' ich's: Liebe nur verschönt die Welt!

Die Männer vom Nord.

Feurig, voll Glut, mag der Osten sich bläh'n
Mit den Tinten so duftig, dem Himmel so schön; —

Mild as its breezes, the beautiful West
May smile like the valleys that dimple its breast;
The South may rejoice in the vine and the palm,
In its groves where the midnight is sleepy with balm.
Fair though they be,
There's an isle in the sea,
The home of the brave and the boast of the free!
Hear it! ye lands! let our shout echo forth!
The lords of the world are the men of the North.

Cold though our season and dull though our skies,
There's a might in our arms and a fire in our eyes;
Dauntless and patient — to dare and to do —
Our watchword is „Duty," our maxim is „Through."
Winter and storm only nerve us the more,
And chill not the heart if they creep through the door;
Strong shall we be,
In our isle of the sea,
The home of the brave and the boast of the free:
Firm as the rock, when the storm flashes forth,
We stand in our courage, the men of the North.

Sunbeams, that ripen the olive and vine,
In the face of the slave and the coward may shine;
Roses may blossom where Freedom decays,
And wine be a growth of the sun's brightest rays.
Scant though the harvest we reap from the soil,
Yet Virtue and Health are the children of Toil.
Proud let us be
Of our isle of the sea,
The home of the brave and the boast of the free.
Men with true hearts, let our fame echo forth:
O! these are the fruits that we grow in the North.

JOYS OF THE PAST.

Joys of the past! are they vanish'd for ever?
Flow'rets soon gather'd and sooner decayed;
Ripples of light upon Time's flowing river,
Lost with the breath o'er its bosom that stray'd.
No; there are hours in the heart's happy sadness
When they return, amid sunshine and rain;
Memory, bright as a rainbow of gladness,
Spans the dark sky with their beauty again.

Mild wie sein Fächeln, der Westen voll Lust
Den Thälern gleich lächle, die ihm furchen die Brust; —
Es juble der Süd über Palmen und Wein,
Ueber schummrige Grotten und duftenden Hain.
Schön sind sie sehr, —
Doch giebt's eine Insel im Meer,
Die Heimat des Braven, der Freiheit Gewähr!
Hört es, ihr Länder! Weit schalle es fort:
Die Herren der Welt sind die Männer vom Nord!

Kalt ist die Luft zwar, die Wolken sind dick,
Doch rollt Kraft in den Armen und Feuer im Blick;
Furchtlos, geduldig — zu wagen, zu thun —
Unsre Losung ist „Pflicht," unser Grundsatz „Nicht ruhn!"
Mehr nur bringen Winter und Sturm uns Gedeihn,
Dringen rauh wohl in's Haus, doch in's Herze nicht ein;
Stark sind wir sehr
Auf unsrer Insel vom Meer,
Der Heimat des Braven, der Freiheit Gewähr!
Fest wie der Fels, braust der Sturm tosend fort,
Verharr'n wir im Muthe, die Männer vom Nord!

Sonne, die reifet den Oelbaum und Wein,
Auf das Antlitz des Sklaven, des Feiglings nur schein'!
Rose mag sprossen, wo Freiheit verfällt,
Die Traube erglüh'n in der sonnigen Welt; —
Giebt uns der Boden nur dürft'gen Gewinn,
Sind doch Tugend und Wohlsein die Früchte der Müh'n.
Stolz schaut umher
Auf unsre Insel vom Meer,
Die Heimat des Braven, der Freiheit Gewähr!
Männer voll Treusinn, der Ruhm töne fort:
Das ist die Frucht, die wir ziehen im Nord!

Freuden der Jugend.

Freuden der Jugend, entfloh't ihr auf immer?
Blümchen gepflückt leicht und leichter verblüht;
Ringe im wallenden Zeitstrom, voll Schimmer,
Todt mit dem Athem, der über ihn zieht.
Nein. Es giebt Stunden, von Schwermuth durchzogen,
Wo sie in Regen und Sonne erblühn;
Dann spannt sich lichter Erinnerung Bogen
Wieder am Himmel mit Schönheit dahin.

Visions of glory, half cloud and half splendour,
  Flash on the soul, looking back through the years;
Hopes that were lofty, and loves that were tender,
  Gleam through the haze of our passionate tears.
Vainly, oh! vainly our hearts would restore them;
  Fair though they glitter, how quickly they're gone!
Echoes that die with the music that bore them,
  Lights that are darken'd the moment they've shone.

CATAWBA [1])

Ohio's green hilltops
  Glow bright in the sun,
And yield us more treasure
  Than Rhine or Garonne;
They give us catawba,
  The pure and the true,
As radiant as sunlight,
  As soft as the dew,
And fragrant as gardens
  When summer is new:
Catawba that sparkles —
  Catawba at rest —
Catawba the nectar
  And balm of the West.

Champagne is too often
  A trickster malign,
That flows from the apple
  And not from the vine;
But thou, my catawba,
  Art mild as a rose,
And sweet as the lips
  Of my love, when they close
To give back the kisses
  My passion bestows.
Thou'rt born of the vintage,
  And fed on its breast,
Catawba the nectar
  And balm of the West.

---

[1]) Another source of wealth has recently been developed in Ohio, chiefly by the skill, enterprise, and public spirit of one man — Mr. Nicholas Longworth, of the „Queen City," to whom America owes the introduction of the grape culture for the purposes of winemaking, and to whom the whole world ought to be grateful for the invention of such delicate luxuries as dry and sparkling catawba and other wines. Dry catawba is

Leuchtende Bilder, halb Wolke, halb Strahlen,
Zucken, rückleuchtend, in's Herze hinein —
Hoffnungen herrlich, zart Lieben voll Qualen
Glühn durch der Thränen verduftenden Schein.
Doch ach, vergebens! Dem Herzen verloren
Sind sie auf ewig, wie glanzvoll sie zieh'n!
Echos, von sterbenden Lauten geboren;
Lichter, vergehend noch während sie glühn. —

Catawba.

Die Hügel Ohio's
Glühn hell in der Sonn'
Und liefern mehr Schätze
Als Rhein und Garonn'.
Sie geben Catawba
So echt und so treu,
Mild, funkelnd wie Thau
In der Himmelsbläu,
Und duftig wie Gärten
Wenn Sommer ist neu.
Catawb, der du perlest,
Catawb, der du ruhst,
Catawba, du Nektar,
Des Westens Lust!

Champagner ist meist nur
Ein trüg'rischer Wicht,
Entfließet dem Apfel,
Dem Weinstocke nicht;
Doch Du, mein Catawba,
Bist mild wie die Ros',
Und süß wie die Lippen
Die's Liebchen schloß
Den Kuß zu erwiedern,
Der meinen entsproß.
Erzeugt von der Rebe
Tränkst Du ihre Brust,
Catawba, du Nektar,
Des Westens Lust!

---

a finer wine of the hock species and flavour than any hock that comes from the Rhine; and sparkling catawba, of the pure, unadulterated juice of the odoriferous catawba grape, transcends the champagne of France (even if this be made of grape near Rheims, and not of rhubarb, turnips, and apples in the neighbourhood of Marseilles or London) as much as a bright new sovereign transcends an old shilling.

When pledging the lovely,
This sparkler we'll kiss;
When drinking to true hearts,
We'll toast them in this;
For catawba is like them,
Though tender, yet strong,
As pleasant as morning,
And soft as a song,
Whose delicate beauty
The echoes prolong.
Catawba! Heart-warmer!
Soul-cheerer! Life-zest!
Catawba the nectar
And balm of the West.

OH! TO BE YOUNG!

Of an anonymous poet.

Oh! to be young when the violets and daisies
Rise in the meadows with looks fresh and fair,
When anemones white look up with sweet faces
Towards the green branches which wave in the air.

When woods are made glad with a jubilant chorus,
And joyously murmurs the unfettered rill,
And the Iris of Spring is expanded high o'er us,
And Beauty sits laughing on mountain and hill!

IRISH DITTY.

'T was on a bright May morning
I walked by yonder hill —
And every tear as it rowl'd down
Would asy turn a mill.

The birds wor singing in the trees,
And the little fishes, too;
But, och! I disregarded them,
For Molly proved untrue-oo-oo-oo!

Soll'n leben die Schönen,
Wir greifen zu Dir;
Soll'n leben die Treuen,
So sei es in Dir!
Catawba, gleich ihnen,
Ist zart zwar, doch stark,
Ist frisch wie ein Morgen,
Wie ein Lied, voller Mark,
Deß klangvolle Schönheit
Das Echo noch barg!
Catawba! Herzwärmer!
Stärkst Seele und Brust!
Catawba, du Nektar,
Des Westens Lust!

O, jung zu sein!

Von einem Ungenannten.

O! jung zu sein, wenn die Veilchen und Wicken
Blühend und frisch auf der Wiese erstehn;
Wenn Anemonen mit traulichen Blicken
Grüßen die Zweig', die im Frühlingshauch wehn.

Wenn in den Wäldern der Chorus ertönet,
Wildbach entfesselt froh murmelt und schäumt;
Glanzvoll die Iris sich über uns dehnet,
Lachende Schönheit die Hügel umsäumt!

Irisches Lied.

An einem schönen Maientag
Ging ich am Hügel hin —
Und jede Thrän', die mir entfiel
Konnt' eine Mühle drehn!

Im Laube sang der Vögel Chor
Die Fischchen auch dabei;
Doch ach, ich hörte nicht auf sie,
Denn Molly war nicht treu-eu-eu-eu!

POÉSIE FRANÇAISE.

D'un poète inconnu.

DEUX AMOURS — DEUX REGRETS.

Sur la tombe d'hier l'amante vient prier,
Et de ses douces mains y plante un peuplier :
„Crois, dit-elle, arbre flexible,
Va toucher l'étoile d'or!
Vers mon amant invisible
Monte, monte, monte encore!

Que chaque rameau se lève
Comme mes bras et mes yeux!
Porte en haut toute ta sève!
Que ta cime avec mon rève
Se dérobe dans les cieux!
Peuplier, tu seras sur ce tertre que j'aime
Des regrets de mon coeur le plus fidèle emblème!"

Sur la tombe d'hier, l'amant s'est prosterné
Pour y planter un saule au feuillage incliné :
„Penche-toi, dit-il, et pleure
Sur ma maîtresse, aux yeux bleus,
Arbre de deuil! A toute heure
Suis mon amour, suis mes voeux!

Que ta chevelure touche
Enfin le terrain sacré
Et vienne, ainsi que ma bouche,
Caresser la froide couche
Où dort mon ange adoré!
O saule, tu seras sur ce tertre que j'aime
Des regrets de mon coeur le plus fidèle emblème.

Französische Dichtung.

Von einem Unbekannten.

Zweier Liebe — Zweier Wehmuth.

˘ — ˘ — Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria!
Dante, Inferno, V. 121—123.

Auf dem Grabe von gestern die Liebende jetzt
Kniet betend, indem sie die Pappel setzt:
„Wachs', schlanker Baum, in die Höhe
Bis zu der Sterne Chor!
Bis zu des Geliebten Nähe
Steig' höher, höher empor!

Gleich meinen Armen und Blicken
Streb' jeder Zweig in die Höh'!
Es walle dein Saft in die Wipfel —
Es trage mein Sehnen dein Gipfel
Hoch über der Erde Weh!
Auf dem Hügel, der all mein Lieben schließt ein,
Sollst du, Pappel, das Bild meiner Wehmuth sein!"

Auf dem Grabe von gestern der Liebende liegt,
Eine Weide pflanzt er, die trauernd sich biegt:
„Neig', Bäumchen, dich, und gieß Thränen
Auf's helläugig Lieb herab!
Folg', Trauerbaum, meinem Sehnen,
Folg' meiner Liebe in's Grab!

O, senk' auf den heil'gen Boden
Des wallenden Haares Flut!
Laß, wie meine Lippen, sie küssen
Den Grabeshügel des süßen
Engels, der schlummernd dort ruht!
Auf dem Hügel, der all mein Lieben schließt ein,
Sollst du, Weide, das Bild meiner Wehmuth sein!"

РУССКІЯ СТИХОТВОРЕНІЯ.

I.

В. И. Красова [1]).

МЕТЕЛЬ.

Поздно. Стужа. Кони мчатся
Вьюги бѣшеной быстрѣй.
Ахъ! когда-бы намъ добраться
До ночлега поскорѣй!

У! какъ въ полѣ темно, блѣдно!
Что за страшная метель!
И далекъ ночлегъ мой бѣдной —
Одинокая постель.

Мчуся. Грустно. Злится вьюга
По бѣлѣющимъ полямъ;
И душевнаго недуга
Я постичь не въ силахъ самъ.

То прошедшее-ль съ тоскою
Смутнымъ чувствомъ говоритъ?
Иль грядущее бѣдою
Мнѣ нежданною грозитъ? . . .

Пусть все сгибло въ раннемъ цвѣтѣ, —
Рокъ мой мраченъ и жестокъ;
Сладко думать мнѣ : на свѣтѣ
Есть блаженный уголокъ. . . . .

И въ полуночи глубокой,
Какъ спѣшу къ ночлегу я,
Можетъ — ангелъ одинокой
Молитъ небо за меня. . . .

СТЕПЬ.

Какъ мчался ты, конь добрый мой
Изъ душныхъ городовъ;
Ты выносилъ меня стрѣлой
На свѣжій злакъ луговъ!

---

[1]) Aus Стихотворенія В. И. Красова. Изданіе П. Шейна. Москва 1859.

Russische Dichtungen.

I.

Iwan Wassiljewitsch Krassow.

Schneesturm.

Abend. Frost. Die Pferde brausen
Rascher als das wilde Wehn,
Das sich wirbelnd dreht. Ach, könnt' ich
Doch mein Lager bald erspäh'n!

Hu! Wie ist die Eb'ne dunkel!
Wie das fällt und kreist und weht!
Fern noch ist mein ärmlich Lager,
Nur ein dürftig, einsam Bett!

Weiter! Oede! Flockenmassen
Peitschen über's bleiche Feld —
Und ich kann's und kann's nicht fassen
Was mich so mit Sorge quält.

Spricht voll düstern, trüben Grames
Die Vergangenheit zu mir?
Oder lauert unheilbringend
Wohl die Zukunft vor der Thür?

Viel ist früh mir hingegangen,
Und mein Loos ist Schmerz und Harm;
Süßen Trost find' ich, zu denken
An mein Eckchen traut und warm.

Und durch Nacht und Finsternisse
Jag' ich meinem Lager zu; —
Ein Gebet spricht wohl ein Engel
Einsam, leis, für meine Ruh.

Die Steppe.

Wie braustest Du, mein treues Roß,
Aus dumpfer Städte Nacht!
Trugst mich ja wie ein Wurfgeschoß
Zu grüner Wiesen Pracht!

И вотъ далеко отъ людей
Какъ бурно я воскресъ!
Взоръ быстрый обнялъ даль степей,
Весь синій сводъ небесъ.

И кто, мой конь, догонитъ насъ,
Кто мчится насъ быстрѣй?
О! кто бъ постигнулъ въ этотъ часъ
Восторгъ души моей?

Она была утомлена
Страдала долго такъ. . . .
Но вотъ — могуча и вольна,
Ей сладостно въ степяхъ!

Ахъ! еслибъ вѣчно мчаться могъ
Въ ту даль, гдѣ взоръ исчезъ,
Туда, туда, гдѣ только Богъ,
Да степь, да сводъ небесъ!

НОЧНОИ ТОВАРИЩЪ.

Въ чистомъ полѣ, — что есть силы,
Скачетъ конь мой вороной.
Все кругомъ, какъ-бы въ могилѣ,
Полно мертвой тишиной.

Въ чистомъ полѣ, на просторѣ,
Мчусь я съ пѣснью удалой.
Кто-то, слышу, въ темномъ борѣ
Перекликнулся со мной. . . .

Полночь било, въ темной дымкѣ
Полумѣсяцъ молодой.
Чую, кто-то невидимкой
Скачетъ объ руку со мной.

МОЛИТВА.

Хвала Тебѣ, Творецъ, хвала, благодаренье!
Ты сердце пламенное далъ!
Какъ я любилъ твое прекрасное творенье,
Съ какой слезой Тебя благословлялъ!

Nun schau, wie ich, den Menschen fern,
Voll Feuer auferstand!
Der rasche Blick durchschweift die Fern'
Der Steppe, luftumspannt.

Wer holt uns ein, mein Rappe gut?
Wer jagt wie wir so schnell?
O! Wer verstünde wohl den Muth,
Den Jubel meiner Seel'!

Sie war ermüdet, matt und siech
Dort in der Dächer Druck —
Hier in der Steppe schwang sie sich
Frei zu gewalt'gem Flug!

O! Könnt' ich ewig sprengen hin,
Hin, wo der Blick verschwimmt;
Wo Gott allein im Aetherduft
Die Stepp' zum Wohnsitz nimmt.

Der nächtliche Gefährte.

Ha, wie unterm freien Himmel
Nachts mein muntrer Rappe braust; —
Während um mich her die Stille
Eines Gottesackers haust.

Ha, und unterm freien Himmel
Braus' ich hin mit keckem Lied.
'S ist mir zwar als säng' ein andrer
Dort im Föhrenwalde mit. . . .

Mitternacht. In dunklem Kranze
Schwimmt des jungen Mondes Licht.
Horch! Es trabet ungesehen
Einer neben mir, der spricht! . . .

Gebet.

Ruhm Dir, o Schöpfer, Ruhm und dankend Lallen!
Du gabst ein glühend Herz in meine Brust!
Wie hat mir Deine Schöpfung wohlgefallen —
Ich preis' Dich segnend unter Thränenlust!

Я плачу : слезы эти святы;
То дань Творцу отъ сердца моего
За радости мои, за горе и утраты,
По гласу вѣчному закона Твоего.

Какъ я любилъ въ Твоемъ прекрасномъ мірѣ, —
Какія чувства испыталъ!
Я ликовалъ на свѣтломъ жизни пирѣ,
Тебя, незримаго, въ твореньи созерцалъ;
И падалъ я, зналъ слезы и волненья. . . .
Плоть бренна; но душой парю!
Къ Тебѣ любовь моя; къ Тебѣ мои волненья.
Благодарю, Творецъ, за все благодарю!

ГРУСТЬ.

Какая-то разгнѣванная сила
Отъ юности меня страданью обрекла :
Огнемъ страстей мнѣ сердце воспалила,
А сердцу счастья не дала!
Какъ утолить не спящія волненья,
И равною любовію любить?

МЕЛОДІЯ.

Воспоминаніе.

Мнѣ снится вдругъ — и запахъ розъ,
И зелень свѣтлая березъ,
Прохлада утра, плескъ ручья,
Въ дубравѣ пѣнье соловья, —
Старинный домъ, знакомый домъ,
Все тѣжъ ракиты надъ прудомъ.
Мнѣ снятся милыя черты
Во блескѣ прежней красоты;
Кудрями черными облитъ
Цвѣтъ блѣдно-матовыхъ ланитъ, —
И будто долго, какъ тогда,
Цадую блѣдныя уста. . . .
Вотъ будто молодъ сталъ я вновь,
И вѣрю въ счастье и въ любовь;
И будто снова долженъ я
На вѣкъ покинуть тѣ края. . . .

O, nimm sie auf, die heil'gen, Dir geweihten,
Als Gabe meines Herzens meinem Gott
Für alles, was Du gabst und nahmst an Freud' und Leiden,
Nach Deiner ew'gen Weisheit Machtgebot! —

Wie liebte ich auf Deiner schönen Erde!
Wie strömten die Gefühle wunderbar
Am Tisch des Lebens! — Daß ein Freudenmahl es werde
Wardst Du mir in der Schöpfung offenbar!
Und fiel ich — fühlt' ich Thränen und Bewegung. . . .
Das Fleisch ist schwach; doch fliegend trägt der Geist
Zu Dir mein Lieben, jede Herzensregung,
Zu Dir, den dankend meine Seele preist!

Gram.

Im Zorn hat ein geheimnißvoller Wille
Zum Dulden mich bestimmt von Kindesbein:
Er legte in mein Herz der Leidenschaften Fülle,
Doch ach, das Glück — das schloß er nicht mit ein!
Wie lösch' ich das nie schlummernde Verlangen
An gleicher Liebe liebend treu zu hangen?

Melodie.

Erinnerung.

Wie zieht vor meiner Seele hin
Der Rose Duft, der Birke Grün,
Der Morgenhauch, des Baches Klang,
Im Hain der Nachtigall Gesang, —
Das alte Haus, so wohlbekannt,
Goldregen an des Teiches Rand!
Die holden Züge auch, sie ziehn
Im Glanze früh'rer Schönheit hin;
Der Lockenfülle süße Nacht,
Der bleichen Wangen matte Pracht, —
Und wie mein Kuß, wie damals, lang
Auf ihren blassen Lippen klang . . .
Mir ist's, als ob verjüngt ich sei
Und glaubt' an Glück und Lieb' auf's Neu . . .
Und auch — als wär' aus diesem Land
Auf ewig wieder ich verbannt!

ЗВУКИ.

Они уносятъ духъ — властительные звуки!
Въ нихъ упоеніе мучительныхъ страстей,
Въ нихъ голосъ плачущей разлуки,
Въ нихъ радость юности моей!
Взволнованное сердце замираетъ,
Но я тоски не властенъ утолить:
Душа безумная томится и желаетъ
И пѣть, и плакать, и любить! . . .

ПѢСНЯ.

Пронеслась, пронеслась моя младость,
Навсегда она сномъ унеслась,
А твоя свѣтлоокая радость —
Твоя юность едва началась!

Ты, дитя, — но опасныхъ волненій —
Знаю — грудь молодая полна;
Не зови, не готовь откровеній:
Мнѣ безъ словъ твоя тайна ясна.

Не зови, не готовь откровеній!
Мы не властны догнать, воротить
Пролетѣвшихъ далекихъ мгновеній,
И заставить вновь сердце любить!

Если жь быстро, средь радости шумной,
Сердце вспыхнетъ потухшее вновь, —
Ты не вѣрь моей клятвѣ безумной:
То минутный порывъ — не любовь!

На минуту веселье обманетъ,
Его снова подавитъ тоска:
Такъ осеннее солнце проглянетъ,
И закроютъ его облака.

Омрачу ли удѣлъ твой прекрасный?
Я — какъ дубъ, опаленный грозой!
Для чего жь его нѣжно и страстно
Обвивать тебѣ, плющъ молодой?

Die Klänge.

Wie dieser Klang die Seele mit Macht von dannen rafft!
In ihm liegt all der Zauber qualvoller Leidenschaft;
In ihm die Klagestimmen der Trennung thränenreich,
In ihm die Freudenlaute der Jugend, voll und weich!
Mein Herz pocht allgewaltig und zittert, ringt und bebt;
Vergebens — nicht besiegt es den Gram, der in ihm lebt:
Die Seele quält im Kampfe sich ab — ihr Wunsch allein
Ist: singen, weinen, lieben, und ach — geliebt zu sein!

Lied.

Sie ist hin, sie ist hin, meine Jugend,
Wie ein flüchtiger Traum sich verspinnt, —
Aber Deine helläugige Freude,
Deine Jugend noch kaum erst beginnt!

Du, ein Kind noch — doch weiß ich's, Dein Busen
Birget Regungen voller Gefahr —
Rufe nicht, förd're nicht die Enthüllung:
Ohne Worte ist Alles mir klar.

Rufe nicht, förd're nicht die Enthüllung —
Nimmer, wie es zu glauben Du scheinst,
Holen wir ein die entschwund'nen Momente,
Nimmer lieben wir innig wie einst!

Wenn auch lodernd, bei rauschender Freude,
Das beschwichtigte Herze erwacht —
Traue nicht meinen wahnwitz'gen Schwüren,
'S ist nur Scheinglut, nicht Liebesmacht!

Für den Augenblick täuscht uns der Frohsinn,
Aber Kummer erstickt ihn bald:
Also scheinet die herbstliche Sonne,
Bald verhüllt von der Wolken Gewalt.

Ich Dein herrliches Loos Dir verdüstern?
Ich — die Eiche, vom Sturme zerschellt!
'S ist vergebens, daß zärtlich und innig
Junger Epheu sie rankend umhält!

ПѢСНЯ.

Взгляни мой другъ : по небу голубому,
Какъ легкій дымъ, несутся облака!
Такъ грусть пройдетъ по сердцу молодому,
Его, какъ сонъ, касаяся слегка.

Мой милый другъ, твои младые годы
Прекрасный цвѣтъ души твоей спасутъ :
Оставь же мнѣ и громъ и непогоды. . . .
Они твое блаженство унесутъ.

Прости, забудь, не требуй объясненій. . . .
Моей судьбы тебѣ не раздѣлить. . . .
Ты создана для тихихъ наслажденій,
Для сладкихъ слезъ, для счастія любить!

Взгляни, взгляни — по небу голубому,
Какъ легкій дымъ, несутся облака :
Такъ грусть пройдетъ по сердцу молодому,
Его, какъ сонъ, касаяся слегка!

II.

М. І. Лермонтова (1811—1841).

ЧЕРКЕССКАЯ ПѢСНЯ.

Много красавицъ въ аулахъ у насъ,
Звѣзды сіяютъ во мракѣ ихъ глазъ.
Сладко любить ихъ — завидная доля;
Но веселѣй молодецкая воля.
Золото купитъ четыре жены,
Конь же лихой не имѣетъ цѣны :
Онъ и отъ вихра въ степи не отстанетъ,
Онъ не измѣнитъ, онъ не обманетъ.

СОНЪ

Въ полдневный жаръ, въ долинѣ Дагестана,
Съ свинцомъ въ груди лежалъ недвижимъ я;
Глубокая еще дымилась рана,
По каплѣ кровь точилася моя.

Lied.

Schau Liebchen, wie am blauen Himmelsbogen,
Gleich flücht'gem Rauch, der Wind die Wolken führt!
So leicht zieht Liebesgram aus jungem Herzen,
Nachdem er, wie ein Traum, es leis' berührt.

O süße Freundin, Deine zarte Jugend,
Sie rettet Deiner Seele Blütenpracht —
Laß mir die Stürme und die Donnerschläge;
Ich trag' sie gern, wenn Dir nur Freude lacht!

Verzeih, vergiß — was ich Dir nicht enthülle . . .
Nie mit mir theilen darfst Du mein Geschick . . .
Dich schuf der Herr zu stiller Freuden Fülle,
Zu süßen Thränen, holder Liebe Glück.

O schaue, wie am blauen Himmelsbogen,
Gleich flücht'gem Rauch, der Wind die Wolken führt:
So leicht zieht Liebesgram aus jungem Herzen,
Nachdem er, wie ein Traum, es leis' berührt!

II.

Michail Jurjewitsch Lermontow.

Tscherkessen-Reiterlied.

Schönheiten giebt's im Aúle *) gar viel,
Sternen gleich funkelt des Augenpaars Spiel.
Süß, sie zu lieben — ein Loos zu beneiden;
Heit'rer noch, nie von der Freiheit zu scheiden.
Gold kauft der Frauen mir drei oder vier,
Doch solch ein Roß, sagt, wie schaff' ich es mir?
Rasch durch die Steppe im Sturm, eilt's im Fluge,
Fern jedem Wechsel, fern jedem Truge.

Traum.

Im Thale Dagestans, zur Mittagsstunde,
Die Kugel in der Brust, lag kraftlos ich;
Und dampfend noch schwoll hoch die Todeswunde,
Aus der in Tropfen kalt mein Herzblut wich.

*) Tscherkessendorf.

Лежалъ одинъ я на пескѣ долины,
Уступы скалъ тѣснилися кругомъ,
И солнце жгло ихъ желтыя вершины,
И жгло меня, — но спалъ я мертвымъ сномъ.

И снился мнѣ сіяющій огнями
Вечерній пиръ въ родимой сторонѣ;
Межь юныхъ женъ, увѣнчанныхъ цвѣтами,
Шелъ разговоръ веселый обо мнѣ.

Но, въ разговоръ веселый не вступая,
Сидѣла тамъ задумчива одна,
И въ грустный сонъ душа ея младая
Богъ знаетъ чѣмъ была погружена.

И снилась ей долина Дагестана;
Знакомый трупъ лежалъ въ долинѣ той,
Въ его груди, дымясь, чернѣла рана
И кровь лилась хладѣющей струей. . . .

Я НЕ ХОЧУ.

Я не хочу, чтобъ свѣтъ узналъ
Мою таинственную повѣсть,
Какъ я любилъ! — Какъ я страдалъ,
Тому судья лишь Богъ, да совѣсть.

Имъ сердце въ чувствахъ дастъ отчетъ,
У нихъ попроситъ сожалѣнья,
. . . .
. . . .

Укоръ невѣждъ, укоръ людей
Души высокой не печалитъ;
Пускай шумитъ волна морей, —
Утесъ гранитный не повалитъ.

Его чело межь облаковъ;
Онъ двухъ стихій жилецъ угрюмый,
И, кромѣ бури, да громовъ,
Онъ никому не ввѣритъ думы!

Dort lag ich einsam auf dem Sand des Thales, —
Die Felsenkronen um mich, steil und straff,
Ergilbten in der Glut des Sonnenstrahles; —
Der traf auch mich — doch ich schlief Todesschlaf.

Da träumte mir, wie bei der Lichter Glänzen
Im Heimatsland man froh ein Fest beging;
Wie unter jungen Damen, hold mit Kränzen
Geschmückt, von mir die heit're Rede ging.

In's muntere Gespräch stimmt nur die Eine
Nicht ein — sie sitzet, still in sich versenkt;
Gott weiß, welch düstrer Traum mit trübem Scheine
Die junge gramerfüllte Seel' umfängt!

Ihr träumt', sie sei in Dagestan zur Stunde;
Ein wohlbekannter Leichnam ruhe dort . . .
Auf seiner Brust schwillt schwarz die Todeswunde,
Sein Herzblut fließt in kaltem Strome fort. . . .

Ich will nicht.

Ich will nicht, daß die Welt mein Leid,
Des Herzens tiefstes Weh soll wissen,
Und wie ich liebte! — Was ich litt,
Das richtet Gott und mein Gewissen.

Zu diesen nur fleht bang das Herz
Mit jedem Schlage um Erbarmen,
. . . .

Fühlloser Leute Tadel kann
Der Seele hohen Sinn nicht trüben;
Stürmt auch den Fels die Woge an, —
Sie rührt ihn nicht — muß selbst zerstieben.

Sein Haupt reicht in die Wolken kühn,
Die Wasser wühlen ihm zu Füßen;
Nur Stürmen, wenn die Blitze sprühn,
Kann er sein steinern Herz erschließen!

МОЛИТВА.

Въ минуту жизни трудную,
Тѣснится-ль въ сердце грусть :
Одну молитву чудную
Твержу я наизусть.

Есть сила благодатная
Въ созвучьи словъ живыхъ,
И дышитъ непонятная
Святая прелесть въ нихъ.

Съ души какъ бремя скатится,
Сомнѣнье дадеко —
И вѣрится, и плачется,
И такъ легко, легко!

III.

А. Фета *).

ИВА.

Сядемъ здѣсь, у этой ивы.
Чтò за чудные извивы
На корѣ вокругъ дупла!
А подъ нею кàкъ красивы
Золотые переливы
Струй дрожащаго стекла!

Вѣтви сочныя дугою
Перегнулись надъ водою,
Какъ зеденый водопадъ,
Какъ живыя, какъ иглою,
Будто споря межъ собою,
Листья воду бороздятъ.

ШАРМАНЩИКЪ.

Къ окну я въ потемкахъ приникъ —
Ну, право, нельзя неумѣстнѣй. —
Опять въ переулкѣ старикъ
Съ своей неотвязною пѣсней!

*) Lebt noch in Moskau, und ist ausgezeichnet durch höchst korrekte Sprache, hohe Meisterschaft im Versbau, Lautmalerei und Darstellung besonders flüchtiger Momente, die sich der dichterischen

Gebet.

Wie bet' ich innig, bet' ich fromm
Ein wundersam Gebet,
Wenn ich vor Schmerz nicht zu mir komm,
Mein Herz vor Gram vergeht!

Ach, eine wunderthät'ge Macht
Wirkt in dem heil'gen Wort,
Die unbeschreiblich selig macht,
Nimmt jeden Kummer fort!

Und von der Seele rollt die Last
Des Zweifels; Glaub' zieht ein — —
Und wenn Du so gebetet hast
Fühlst Du Dich leicht und rein!

III.

A. Feth *).

Die Weide.

Ruh'n wie hier, bei dieser Weide
Mit dem morschen Borkenkleide,
Hohl, verwittert, grau und alt;
Unter ihr, zur Augenweide
Schillert goldig, fast wie Seide,
Hin des Baches Flutgewalt.

Saft'ge Zweige, sanft im Bogen
Von den Wellen angesogen,
Wie ein grüner Wasserfall,
Streiten lebhaft mit den Wogen; —
Blatt um Blatt, herabgebogen,
Furcht der Wellen Silberstrahl.

Der Drehorgelspieler.

An's Fenster gelehnt, lausch' ich leis
Im Dunkeln dem wirren Geklinge. —
Schon wieder steht drüben der Greis
Mit seinem verwünschten Gesinge!

Behandlung gewöhnlich entziehen. Seine Gedichte erschienen bisher in moskowitischen Journalen, und werden, sollte diese kleine Sammlung Beifall finden, künftig zahlreicher und gewählter vertreten sein.

Тѣ звуки свистятъ и поютъ
Нескладно-тоскливо-неловки. . .
Встаютъ предо мною, встаютъ
За рамой двѣ свѣтлыхъ головки.

Надъ ними поверхность стекла
При мѣсяцѣ ярко-кристальна; . . .
Одна такъ рѣзвѣ-весела,
Другая такъ темно печальна.

И старая пѣсня! Съ тоской
Мы прошлое нѣжно лелѣемъ,
И жаль мнѣ и той и другой,
И радъ я сердечно обѣимъ.

Межь нихъ въ промежуткѣ видна
Еще голова молодая —
И все онъ хорошъ, какъ одна,
И все онъ грустить, какъ другая.

Онъ преданъ навѣки одной
И грусти терзаемъ приманкой. . . .
Уйдешь ли ты гаеръ сѣдой,
Съ своей неотвязной шарманкой?

ВЕСЕННЯЯ МЕЛОДІЯ (1848).

Снова птицы летятъ издалека
Къ берегамъ, расторгающимъ ледъ; —
Солнце яркое свѣтитъ высоко
И весенняго ландыша ждетъ.

Снова сердца слышнѣе біенья,
И опять такъ хотѣлось бы жить. . . .
За такія, о другъ мой, мгновенья
Какъ намъ жизни за жизнь не любить? *)

Но сойдемся ли снова такъ близко
Средь природы разнѣженной мы,
Какъ видало ходившее низко
Насъ холодное солнце зимы?

*) Die zweite Strophe wurde 1854 also umgedichtet:
Снова въ сердцѣ ничѣмъ не умѣришь
До ланитъ восходящую кровь,
И душою подкупленной вѣришь,
Что какъ міръ безконечный любовь.

Die Töne, gebrochen und rauh,
Entring'n sich der Kehle, der alten . . .
Doch vor mir, am Fenster, da schau'
Ich drüben zwei lichte Gestalten.

Es funkeln wohl über den Zwei'n
Die Scheiben, vom Mondlicht umflossen, . . .
Die Eine schaut fröhlich darein,
Die Andre voll Trübsinn, verschlossen.

Und immer das Lied noch! Sein Klang
Ruft wach der Erinnerung Wallen!
Wie ist mir für Beide so bang!
Wie find' ich an Beiden Gefallen!

Und zwischen den Beiden, da taucht
Ein Kopf auf, von Jugend umflossen —
Der Einen gleich, schönheitumhaucht,
Der Andern gleich, trübe, verschlossen.

Ihn zog's für die Eine wohl auch
Hinab in der Liebespein Strudel — —
So geh doch nur fort, alter Gauch,
Mit Deinem verwünschten Gedudel!

Frühlingsmelodie.

Wieder eilen die Vögel in Schwärmen
Zu den Ufern, die frei jetzt vom Eis; —
Wieder will uns die Sonne erwärmen,
Harrt des Veilchens, des Frühlinges Preis.

Wieder hörbarer treiben die Gluten
Unsrer Herzen die Schläg' in der Brust . . .
O, wer liebte in solchen Minuten
Nicht das Leben um's Leben, voll Lust!

Aber — werden wir wieder uns nahen
In der Fülle der üpp'gen Natur,
Wie im Winter vereint wir uns sahen,
Der jetzt meidet die sonnige Flur? . . .

Wieder steigt aus dem Herzen behende
In die Wangen das kreisende Blut:
Daß die Liebe, der Welt gleich, ohn' Ende,
Glaubt man wieder voll hoffender Glut.

ВЕЧЕРНІЯ МЫСЛИ.

Растутъ, растутъ причудливыя тѣни,
    Въ одну сливаясь тѣнь.
Ужь позлатилъ послѣднія ступени
    Перебѣжавшій день.
Чтó звало жить, чтó силы горячило,
    Далеко за горой.
Какъ призракъ дня, ты, блѣдное свѣтило,
    Восходишь надъ землей!
И на тебя, какъ на воспоминанье,
    Я обращаю взоръ. . . .
Смолкаетъ лѣсъ, блѣднѣй ручья сіянье,
    Потухли выси горъ;
Лишь ты одно скользишь стезей лазурной. . . .
    Недвижно все окрестъ. . . .
Да сыплетъ ночь своей бездонной урной
    Къ намъ миріады звѣздъ.

КЪ НОЧЬЮ (1854).

Люди спятъ; мой другъ, пойдемъ въ тѣнистый садъ.
Люди спятъ; однѣ лишь звѣзды къ намъ глядятъ, —
Да и тѣ не видятъ насъ среди вѣтвей
И не слышатъ, — слышитъ только соловей. . . .
Да и тотъ не слышитъ, пѣснь его громка.
Развѣ слышатъ только сердце да рука:
Слышитъ сердце, сколько радостей земли,
Сколько счастія сюда мы принесли;
Да рука, услыша, сердцу говоритъ,
Что чужая въ ней пылаетъ и дрожитъ,
Что и ей отъ этой дрожи горячо,
Что къ плечу невольно клонится плечо. . . .

ЯСНАЯ НОЧЬ.

Какое счастіе: и ночь и мы одни!
Рѣка какъ зеркало и вся блеститъ звѣздами;
И тамъ-то . . . голову закинь-ка да взгляни:
Какая глубина и чистота надъ нами!

Abendgedanken.

Wie wachsen sie, die vielgestalt'gen Schatten,
Wie brechen sie herein.
Der letzte Wolkensaum hüllt sich in matten
Erlosch'nen Tagesschein.
Das, was zum Leben rief, die Ohnmacht scheuchte,
Nahm abwärts seinen Lauf,
Und wie des Tages Schemen, bleiche Leuchte,
Steigst Du am Himmel auf!
Und auf Dir ruht mein Blick, bis er hinüber
In's Reich der Träume zieht . . .
Es schweigt der Wald — des Baches Glanz ist trüber,
Der Firne Duft verglüht;
Nur Du gehst Deine Himmelspfade stille . . .
Starr Alles weit umher . . .
So streue denn, o Nacht, aus Deiner Urne Fülle
Der Sterne zahllos Heer!

Zur Nacht.

Freundin, Alles schläft, o komm' zum schatt'gen Hain!
Alles schläft. Die Sterne schau'n auf uns allein, —
Doch sie seh'n uns nimmer durch der Zweige Dach,
Und sie hören nicht, — nur Nachtigall ist wach . . .
Doch auch diese hört nicht, denn ihr Lied schallt laut,
Höchstens hört's das Herze, fühlt der Arm es traut.
Und das Herze fühlet wie viel Glück zur Nacht,
Wie viel sel'ge Lust wir mit uns hergebracht.
Und dem Herzen kündet fühlend leis der Arm,
Daß ein andrer ihn durchbebet glühend, warm,
Daß ihn dieses Beben selber heiß durchfliegt,
Daß er unwillkürlich zart sich an ihn schmiegt.

Helle Nacht,

die bekanntlich im Norden von ganz eigenthümlichem Zauber ist.

O welch ein Glück: 's ist Nacht und wir — wir sind allein!
Der Fluß glänzt spiegelhell, durchfunkelt von den Sternen;
Und dort . . . schau nur empor, in's Firmament hinein:
Welch tiefes Aethermeer reicht hell in alle Fernen!

О, называй меня безумнымъ! назови
Чѣмъ хочешь. Въ этотъ мигъ я разумомъ слабѣю
И въ серцѣ чувствую такой приливъ любви,
Что не могу молчать, не стану, не умѣю!

Я боленъ, я влюбленъ; но, мучась и любя —
О, слушай! о, пойми! — я страсти не скрываю,
И я хочу сказать, что я люблю тебя, —
Тебя, одну тебя люблю я и желаю! —

ЯСНАЯ НОЧЬ.

Чтò за ночь! Прозрачный воздухъ скованъ.
Надъ землей клубится ароматъ.
О, теперь я счастливъ, я взволнованъ,
О, теперь я высказаться радъ!
Помнишь часъ послѣдняго свиданья; —
Безотраденъ сумракъ ночи былъ;
Ты ждала, ты жаждала признанья —
Я молчалъ : тебя я не любилъ.

Холодѣла кровь и сердце ныло :
Такъ тяжка была твоя печаль;
Горько мнѣ за насъ обоихъ было
И сказать мнѣ правду было жаль.
Но теперь, когда дрожу и млѣю
И какъ рабъ твой каждый взоръ ловлю,
Я не лгу, назвавъ тебя своею
И клянясь, что я тебя люблю.

СТЕПЬ.

Всплываю на просторъ сухаго океана,
И въ зелени мой возъ ныряетъ какъ ладья,
Въ волнахъ шумящихъ нивъ, среди цвѣтовъ скользя,
Минуетъ острововъ коралловыхъ бурьяна.
Ужь сумракъ. Ни тропы ни видно, ни кургана . . .
Не озаритъ ли путь звѣзда, мнѣ свѣтъ лія?
Въ дали тамъ облако : зарницу ль вижу я?
То блещетъ Днѣстръ — взошла лампада Аккермана. —
Какъ тихо! Постоимъ . . . Я слышу, стадо мчится :
То журавли; зрачкомъ ихъ соколъ не найдетъ!

O, nenn' mich wie Du willst; nenn' Thor mich kurz und gut — —
In solcher heil'gen Nacht bin ich ja nicht mein eigen —
Zum Herzen strömt es warm wie mächt'ger Liebe Flut,
Und sieh', drum kann ich nicht, und werd' und will nicht schweigen.

Ich ring' in süßem Weh schon bis zu dieser Frist —
O hör', erhöre mich — nicht berg' ich mehr mein Lieben;
Ich will Dir's nur gesteh'n, daß Du mein Alles bist,
Daß Einz'ge, Du allein, schon längst mein Wunsch geblieben.

Helle Nacht.

Welche Nacht! Der lichte Aether flimmert, —
Durch die Luft sieht man die Düfte weh'n, —
O, welch' Glück mir in die Seele schimmert!
Nun will ich Dir Alles auch gesteh'n! —
Weißt Du noch, als wir zuletzt uns sahen — —
Düst're Dämm'rung bracht' uns Beiden Schmerz:
Ein Geständniß fühltest Du sich nahen, —
Und ich schwieg — denn noch schwieg auch mein Herz!

Und mein Blut blieb kalt; nur fühlt' ich Trauern,
Denn Dein Kummer ruhte schwer auf mir,
Und uns Beide mußt' ich gleich bedauern —
Gern verbarg ich da die Wahrheit Dir.
Aber jetzt, wo voller Lust am Scheine
Deines Blick's ich hange wonniglich,
Lüg' ich nicht, nenn' ich Dich froh die Meine,
Schwör' ich innig Dir: Ich liebe Dich!

Die Steppe.

Hie durch den grünen Raum, im trocknen Ocean,
Kommt, wie ein schwanker Kahn, mein Fuhrwerk angezogen;
Sich windend durch des Blütenmeeres üpp'ge Wogen,
Passirt er schwimmend Inselgruppen von Burjan [1]).
Schon dunkelt's; nirgends zeigt ein Pfad sich, ein Kurgan [2]); . . .
Wird wohl ein Stern uns heut noch leuchten hold gewogen?
Ha, dort Gewölk von fern, von Wettern licht durchzogen,
Und dort der Dniester hell — der Phare [3]) von Akjermann. — — —
Wie still! Wir halten an . . . Da rauscht die Kette auf
Der Kraniche, die nicht des Falken Aug' erreicht . . .

[1]) Hohes Steppengras. [2]) Grabhügel (in der Steppe). [3]) Leuchtthurm.

Я слышу, могылёкъ на травѣ шевелится,
И грудью скользкой ужъ по зелени ползетъ . . .
Такая тишь, что могъ бы въ слухѣ отразиться
И зовъ ровной — но нѣтъ, никто не позоветъ!

СТЕПЬ ВЕЧЕРОМЪ.

Клубятся тучи, млѣя въ блескѣ аломъ,
Хотятъ въ росѣ понѣжиться поля,
Въ послѣдній разъ за третьимъ переваломъ
Пропалъ ямщикъ, звеня и не пыля.

Нигдѣ жилья не видно на просторѣ,
Вдали огня иль пѣсни и не ждешь;
Все степь да степь. Безбрежная, какъ море,
Волнуется и наливаетъ рожь.

За облакомъ, до половины скрыта,
Луна свѣтить еще не смѣетъ днемъ.
Вотъ жукъ взлетѣлъ и прожужжалъ сердито,
Вотъ лунь проплылъ, не шевеля крыломъ.

Покрылись нивы сѣтью золотистой,
Тамъ пéрепелъ откликнулся вдали,
И слышу я въ изло́жинѣ росистой
Въ полголоса скрыпятъ коростели.

Ужъ сумракомъ пытливый взоръ обманутъ,
Среди тепла прохладой стало дуть,
Луна чиста. Вотъ съ неба звѣзды глянутъ,
И какъ рѣка засвѣтитъ млечный путь.

СТАРЫЙ ПАРКЪ.

Сбирались умирать послѣдніе цвѣты
И ждали съ грустію дыханія мороза;
Краснѣли по краямъ кленовые листы,
Горошекъ отцвѣталъ и осыпалась роза.

Надъ мрачнымъ ельникомъ проснулася заря,
Но яркости ея не радовались птицы;
Однообразный свистъ лишь слышенъ снигиря
Да раздражаетъ пискъ насмѣшливой синицы.

Leis raschelnd sucht ein Abendschwärmer [1]) seinen Lauf
Durch diese Gräserwelt, so grün, so dicht verzweigt . . .
Wie still es ist. . . Man hörte — lauschte man darauf —
Wohl einen Heimatsruf von fern — doch nein, der schweigt! . . .

Die Steppe am Abend.

Die Wolken thürmen sich mit Purpursaume,
Im Thaue baden sich die Felder schon —
Wir aber jagen hin im weiten Raume,
Staublosen Pfades, bei des Glöckchens Ton.

So weit der Blick durch diese Oede schweifet,
Kein gastlich Haus, kein Feuer weit umher;
Nur Steppe, nichts als Steppe. In ihr reifet
Der Roggen wogend, wie ein endlos Meer.

Und hinter jener Wolke sich verirrend
Wagt Luna nicht zu scheinen wie der Tag;
Dort fliegt ein Käfer auf, verdrießlich schwirrend,
Da schwebt ein Weihe ohne Flügelschlag.

Mit zartem Goldnetz scheint die Flur umzogen,
Von fern ertönt der Wachtel später Schlag,
Von jenes reichbethauten Hanges Bogen
Schickt Wachtelkönig Antwort Schlag für Schlag.

Schon täuscht den Blick die Dämm'rung in der Ferne,
Mit Kühle weht es durch die Schwüle hin;
Der Mond scheint hell. Vom Himmel schau'n die Sterne,
Und wie ein Fluß Millionen Sterne zieh'n.

Der alte Park.

So starben denn nunmehr die letzten Blüten hin;
Längst harrten sie voll Gram des ersten eis'gen Hauches —
In Purpurroth rundum die Ahornblätter glüh'n —
Verblüht, entlaubt steht kahl das Haupt des Rosenstrauches.

Hoch über'm düster'n Wald erwacht des Morgens Schein,
Kein Vögelchor begrüßt sein Glüh'n mit Zwitschern leise;
Eintönig pfeift sein Lied der Gimpel ganz allein,
Und dann und wann ihr „Piep", die drollige Kohlmeise.

[1]) Sphinx elpenor.

Бесѣдка старая надъ пропастью видна.
Вхожу. Два льва безъ лапъ на лѣстницѣ встрѣчаютъ,
Полу-затертыя чужія имена,
Сплетаясь межь собой, въ глазахъ моихъ мелькаютъ.

Гляжу. У ногъ моихъ отвѣсною стѣною
Мнѣ сосенъ кажутся недвижныя вершины,
И горная тропа, размытая водой,
Віясь какъ желтый змѣй, бѣжитъ на дно долины.

И солнце вырвалось изъ тучи, и лучи,
Блеснувъ какъ молнія, въ долину долетѣли.
Отсюда вижу я, какъ бьютъ въ прудѣ ключи,
И надъ травой стоятъ недвижныя форели.

Одинъ. Ничьихъ шаговъ не слышу за собой,
Въ душѣ уныніе, усиліе во взорѣ.
А тамъ, надъ соснами, какъ куполъ голубой,
Стоитъ безстрастное, безжалостьное море.

Какъ чайка парусъ тамъ бѣлѣетъ въ высотѣ.
Я жду, потонетъ онъ, но онъ не утопаетъ
И, медленно скользя по выгнутой чертѣ,
Какъ волокнистый слѣдъ пропавшей тучки таетъ

ПЕРВАЯ БОРОЗДА.

Со степи зелено-сѣрой
Подымается туманъ
И торчитъ еще — Цсрерой
Ненавидимый — бурьянъ.

Ржавый плугъ опять свѣтлѣетъ
Гдѣ воды, склонясь, прошли;
Лѣнтой бархатной чернѣетъ
Глыба взрѣзанной земли.

Чѣмъ-то блещутъ свѣжимъ, нѣжнимъ
Солнца вешніе лучи;
Вслѣдъ за пахаремъ прилежнымъ
Ходятъ жадные грачи.

Das alte Gartenhaus winkt hoch am Hanges Rand,
Zwei Löwen ohne Tatzen liegen vor den Stufen.
Ich trete ein. Viel fremde Namen an der Wand,
Verwischt, verschwommen, die mein Auge auf sich rufen.

Ich schau' hinaus. Vor mir zu Füßen, schattenreich
Ragt schroff die starre Wand des schwarzen Tannenwalles —
Von Wassern ausgespült, und, einer Schlange gleich
Läuft dort der Bergpfad hin, tief in den Grund des Thales.

Da bricht die Sonne durch's Gewölk; ihr Strahlenglanz
Fliegt, sprüh'nden Blitzen gleich, das feuchte Thal hinunter —
Vor mir im Teiche führt der Wasserfall den Tanz,
Im klaren Bache steh'n Forellenschaaren munter.

Ganz einsam steh' ich hier. Kein Schritt tönt um mich her —
Im Herzen Wehmuth, Spannung in dem Blicke; —
Still, ohne Leidenschaft und Mitleid, steht das Meer
Jenseits des Waldes, hoch wie eine blaue Brücke.

Wie eine Möve tauchet dort ein weißes Segel auf —
Da scheint's verloren — nein, da glänzt es wieder heiter,
Und langsam gleitend seinen Wellenlauf
Schwimmt luftig es, wie eine leichte Wolkenflocke, weiter.

Die erste Furche.

Von der fahlen Flur weht her es
Wie ein Nebel, dumpf und naß;
Starr noch raget das der Ceres
So verhaßte Steppengras.

Und vom Rost befreit erfunkelt
Jetzt der Pflug, wo Wasser stand;
Und die Scholle dort erdunkelt
Wie ein langes Sammet-Band.

Frisch und zart durch alle Weiten
Glänzt der Sonne Frühlingsstrahl;
Hinter'm fleiß'gen Pflüger schreiten
Gier'ge Krähen ohne Zahl.

Вѣтерокъ благоухаетъ
Сочной почвы глубиной,
И Юпитера встрѣчаетъ
Лоно Геи молодой.

ПАРОХОДЪ.

Злой дельфинъ, ты просишь ходу,
Ноздри пышутъ, паръ валитъ,
Сердце мощное кипитъ,
Лапы съ шумомъ роютъ воду . . .

Не лишай родной земли
Этой дѣвы, этой розы;
Погоди, прощанья слезы
Вдохновенныя продли!

Но напрасно : Конь морской,
Ты понесся быстрой птицей . . .
Только пляшутъ вереницей
Нереиды за тобой.

IV.

А. Майковъ.

ВСТРѢЧА.

Случается порой въ весенній ясный день,
    Когда къ намъ вѣтерки съ полудня прилетаютъ,
    Съ крышъ капли быстрыя какъ золото мелькаютъ,
И на душѣ твоей томленье, сонъ и лѣнь;

И смотришь, какъ народъ идетъ толпой шумящей,
    Какъ вздулось синее стекло замерзшихъ рѣкъ,
    Какъ скачутъ вороны, копая рыхлый снѣгъ . . .
Вдругъ посреди толпы, какъ метеоръ блестящій,
    Идетъ красавица . . . внезапно предъ тобой
    Какъ будто-бы пахнётъ цвѣтами и весной,

И словно обожжетъ тебя, какъ гордо взглянетъ
    Въ лицо тебѣ, и ждетъ, что ты потупишь взоръ
    И, какъ царицѣ, дашь стопамъ ея просторъ.
О, какъ тутъ хорошо и вмѣстѣ стыдно станетъ!

Aus dem Grunde, saftdurchfeuchtet,
Weht es duftig Frühlingsluft.
Jupiter entgegen leuchtet
Gea's zarte, junge Brust.

Das Dampfschiff.

Ei Delphin, Du Meergeselle,
Wie das schnaubt und dampft und pocht,
Wie Dein mächtig Herze kocht!
Wühlst voll Ungeduld die Welle . . .

Zieh' nicht von der Heimat fort,
Dieser Jungfrau, dieser schönen,
Nicht bevor Du Abschiedsthränen
Weihtest ihr an diesem Ort.

Doch umsonst. Bist schon geschieden,
Zogst dahin mit Adler-Schnelle,
Tanzend folgt auf jeder Welle
Dir der Chor der Nereiden.

IV.

A. Maikov.

Die Begegnung.

Am hellen Frühlingstag hat sich's wohl schon gefügt,
Daß wonn'ge Lüfte, weich vom Süden wehend, wallen;
Vom Dach, wie glitzernd Gold, die Tropfen lustig fallen,
Indeß Dir Wintersdruck schwer auf der Seele liegt. —

Du schaust wie rauschend wogt des Volkes bunte Menge,
Wie hier das blaue Glas des starren Stromes schwillt,
Der Krähen muntrer Schwarm im lockern Schnee dort wühlt, — —
Da, wie ein Lichtgebild aus dichtem Volksgedränge
Erscheint ein hehres Weib — — und plötzlich um Dich her
Wallt es wie Frühlingshauch aus lichtem Blumenmeer — —

Dich faßt es wundersam, wie stolz sie auf Dich blickt,
Als harrt' sie siegsbewußt, daß sich Dein Blick muß senken;
Und wie sich Deine Schritt', ihr weichend, seitwärts lenken,
Stehst Du befangen da, doch o, wie süß beglückt!

Вся жизнь въ груди въ тотъ мигъ воспрянетъ ото сна,
И знать хотѣлось бы, что думаетъ она —
Межь-тѣмъ, какъ ослѣпленъ, потерянъ и встревоженъ,
Ты кажешься такъ малъ, незначущъ и ничтоженъ . . .

Стоишь какъ вкопанный, а взоръ за ней слѣдитъ
Въ толпѣ, во множествѣ мелькающихъ нарядовъ,
И все въ душѣ твоей какъ струнный гулъ дрожитъ
Подъ электричествомъ двухъ встрѣтившихся взглядовъ.

Вотъ такъ раждается и мысль твоя, поэтъ,
Какъ образъ пламенный, какъ мимолетный свѣтъ;
И только силишься, при трепетѣ блаженства,
Запомнить рѣзкихъ чертъ красу и совершенство,
Покуда не прошла та творческая дрожь
И душу не объялъ художническій холодъ:
Прочь зодчій! планъ готовъ, размѣранъ и хорошъ,
И плотничать иди пила, топоръ и молотъ.

V.

Ю. Жадовская.

УТРЕННІЯ ЧУВСТВА.

Свѣжесть утра, розъ дыханье,
Говоръ свѣтлыхъ водъ,
Гибкихъ вѣтокъ колыханье,
Ясный неба сводъ, —
Все мнѣ въ душу обаянье
И надежду льетъ.
Все печальное забыто,
Новый міръ встаетъ,
И о томъ, что ужь прожито,
Вспомнить не даетъ.
Тайной силой обновленья
Дышетъ грудь моя,
Впредь печали и сомнѣнью
Не отдамъ себя.
И среди житейской битвы
Твердо сохраню —
Вѣру сердца, жаръ молитвы
И любовь мою.

Dein Seelenleben ist auf's neu vom Schlaf erwacht!
Ach, wüßtest Du nur auch, was sie von Dir gedacht! — —
Inzwischen stehst Du da, den Blick nach ihr gerichtet,
So klein, so gar verwaist, geblendet und vernichtet.

Gefesselt schaust Du auf die bunten Gruppen dort,
Die drängend wechselnd ziehn; — doch Dir zu sel'gem Glücke
Klingt in der Seele nach ein heiliger Accord,
Erzeugt vom Zauberschlag der tiefen Wechselblicke.

So, Dichter, kommt auch Dir der holde Lichtgedanke,
Der leuchtend schnell entschwebt der engen Erdenschranke!
O, halte liebend dann, wenn Dich sein Blick durchbebt,
Des Bildes Züge fest, wie's glutvoll in Dir lebt; —
Und eh' sich noch vertönt das schöpferische Beben, —
Eh' die Reflexion die Hand Dir ruhig macht:
Frisch, Meister, an das Werk, ruf' kühn es in das Leben,
Und ruh' nicht eher aus, als bis es schön vollbracht!

V.

J. Shabovskaja.

Morgengefühle.

Morgenkühle, Duft der Rosen,
Heller Wasser Laut,
Schwanker Zweige luftig Kosen,
Blauer Himmel traut, —
Alles rufet makellosen
Wonnejubel laut
Mir ins Herz. Der Gram entschwebte,
Und die Erde schaut
Wie verjüngt. Was ich durchlebte,
Ist wie weggethaut!
Und geheimer Kraft Erquickung
Hebt die Brust, den Sinn,
Giebt des Zweifels Gram-Umstrickung
Fürder nicht mich hin.
In des Lebens Kampfgewühle
Wahr' ich treu und rein:
Glaub' im Herzen, Andachtsfülle,
Und die Liebe mein!

VI.

ТАТАРСКАЯ ПѢСНЯ.

Онъ.

Если мои слезы
Ничего не значутъ,
Посмотри хоть въ небо —
Тамъ всѣ звѣзды плачутъ.
Плачутъ эти звѣзды
За одно со мною; —
Гдѣ и какъ могу я
Видѣться съ тобою?

Она.

Скоро будетъ праздникъ -
Слѣдомъ за толпою
Къ воротамъ Дамаска
Ты иди за мною! —
Ты иди за мною —
Иначе нельзя мнѣ
Видѣться съ тобою.

Онъ.

Завижу ли въ храмѣ, —
Душа разгорится:
Стану тамъ я Богу
Вашему молиться.
Стану я молиться, —
Мнѣ вашъ Богъ поможетъ,
Меня въ шелковинку
Обратить онъ можетъ,
Чтобъ куда не шла ты, —
Всюду невидимкой
Могъ я быть съ тобою,
Прильнуть шелковинкой.

Она.

Чтобъ не разлучаться
Мнѣ съ тобой, — къ востоку
Преклони колѣна
И молись пророку:
Нашему же Богу
Помолюсь сама я,
Чистымъ сердцемъ плакать
Не нереставая.

VI.

Tatarenlied.

Er.

Wenn Dir meine Thränen
Denn für gar nichts scheinen,
Blick' nur auf zum Himmel —
    Wo die Sterne weinen.
Alle Sterne weinen,
Die am Himmel stehen,
Jetzt mit mir — — wie kann ich,
Wo Dich wiedersehen?

Sie.

Bald ist hoher Festtag —
In der Pilger Mitte
Zu Damaskus' Thoren
    Folge meinem Schritte! —
Folge meinem Schritte —
Sonst seh' ich Dich nimmer
Nach des Landes Sitte.

Er.

Seh' ich Dich im Tempel, —
Dann will hin ich treten
Und voll Glut zu Deinem
    Heil'gen Gotte beten.
Innig will ich beten, —
Und Dein Gott wirkt mächtig,
Macht zum Seidenfädchen
    Mich ganz zart und schmächtig,
Daß wohin Du gehest,
Ungeseh'n, süß Mädchen,
Ich an Dir mög hangen,
Wie ein Seidenfädchen.

Sie.

Soll'n wir uns nicht trennen,
Fromm die Knie beuge
Dann gen Osten — neige
    Dich vor dem Propheten:
Und vor Gott in Demuth
Will auch ich dann treten,
Reinen Herzens weinend
Immer zu ihm beten.

VII.

БАШКИРСКІЯ ПѢСНИ.

1.

Зачѣмъ я не горный орелъ молодой,
Съ могучимъ полетомъ и силой-грозой?
Тогда бы, Зюлейха, тебя я унесъ
Въ родное жилище, — на дикій утесъ:
Туманъ — тебѣ пища,
Лучъ солнца — питье.

Зачѣмъ я не вольный питомецъ полей,
Конь гордый и смѣлый и вѣтра быстрѣй?
Тогда бы, Зюлейха, тебя я умчалъ
Въ привольныя степи, гдѣ льется Уралъ:
Тамъ злакъ — тебѣ пища,
Тамъ вѣтеръ — питье.

Зачѣмъ я не грозный владѣтель лѣсовъ,
Не волкъ кровожадный, Аю [1]) звѣроловъ?
Тогда бы, Зюлейха, тебя я укралъ
Въ лѣсную берлогу, въ пріютъ между скалъ:
Пѣснь птицъ — твоя пища,
Прохлада — питье.

2.

Межъ гранитными скалами, —
И клокочетъ и шумитъ
Море бурными волнами.
Дѣва морю говоритъ:
„Море, море! гдѣ жъ завѣтный,
„Другъ мой сердца, ты скажи?"
Море плещетъ безотвѣтно,
И синѣется вдали.

Небосклонъ одѣлся тучей,
Вѣтеръ воетъ и свиститъ,
И вздымаетъ прахъ летучій. —
Дѣва вѣтру говоритъ:
„Вѣтеръ, вѣтеръ! прямо къ югу,
„Ты отъ сѣвера подуй,
„И доставь съ любовью къ другу
„Мой послѣдній поцѣлуй!"

---

[1]) Медвѣдь.

VII.

Zwei Baschkirenlieder.

1.

Ach wär ich ein Adler von mächtigem Flug,
Voll Jugend und Schwungkraft und stattlichem Bug!
Dann trüg' ich, Suleika, hoch über den Forst
Dich, Holde, empor in den heimischen Horst: —
Der Nebel — Dir Speise,
Der Sonnenstrahl — Trank.

Ach wär ich ein Renner, der Ebene Kind,
Kühn, frei und gewaltig und schnell wie der Wind,
Dann trüg' ich, Suleika, wild brausend Dich fort
An die Ufer des Urals, an freien Ort —
Der Rasen — Dir Speise,
Der Wind Dir dort — Trank.

Ach wär ich der Wälder gewaltiger Herr —
Der gierige Wolf, der urmächtige Bär —
Dann trüg' ich, Suleika, Dich heimlich hinweg
In die Höhle des Waldes, ins Felsenversteck.
Das Waldlied — Dir Speise,
Die Waldluft — Dir Trank.

2.

Zwischen steilen Felsenmassen
Kocht und gurgelt es einher
In den wilden Wogenstraßen —
Und das Mädchen spricht zum Meer:
„Meer, ach Meer, wo ist der holde,
„Theure Freund des Herzens, sprich!" — —
In die blaue weite Ferne
Stumm das wilde Meer entwich.

Und der Horizont hüllt spielend
Sich in Wolken; Sturmwind heult,
In dem Staub der Erde wühlend;
Zu dem Sturm die Jungfrau eilt:
„Wind, o Wind! flugs nach dem Süden
„Weh' von Norden meinen Gruß, —
„Ueberbring' dem holden Freunde
„Meinen letzten Liebeskuß!" —

Распустя по вѣтру крылья,
Воронъ за море летитъ;
Море стонетъ отъ усилья,
Дѣва ворону кричитъ :
„Воронъ, воронъ! другъ печальный!
„Отлетая въ дальній путь;
„Ты отдать поклонъ прощальный,
„Другу сердца не забудь!"

Чтоже воронъ? воронъ крикнулъ!
Полетѣлъ искать могилъ.
Межь скалами вѣтеръ свиснулъ,
И протяжно вдругъ завылъ.
Зашумѣло, заплескало
Море вдругъ передъ грозой,
Вьется съ вихремъ покрывало,
Дѣва борется съ волной.

POLSKA POEZYA.

TOMASZA OLIZAROWSKIEGO [1]).

LEGENDA.

Gdy utworzył człowieka, rzekł Stwórca do siebie :
„Na człowieku przestaniem; resztę skończym w niebie."
Ale natychmiast znowu do siebie powiedział:
„Tym sposobem za wielki musiałby być przedział
„Między niebem a ziemią : niech człowiek środkowém
„Będzie dziełem na ziemi!" . . . Rzekł więc słowem nowém:
„Ewo!" — — I wyszła Ewa z oceanu słowa.
Anielsko-ludzka postać stanęła na próbę.
Uśmiechnął się Stworzyciel : „Zanadto to lube
„Abym psował; — ha, dodał, niechaj mi się chowa.
„Za anielskieć to wprawdzie na ziemskie stworzenie;
„Za ludzkie na anielskie — lecz już nie odmienię.
„Zabrałbym ją do nieba; lecz musiałbym ziemię
„Dla niéj jednéj umyślnie wybudować w niebie — —
„Wolę na ziemi przez nią dać kosztować siebie!"

¹) Aus Pokłosie na rok 1853, p. 128.

Seine Schwingen kräftig schlagend
Zieht ein Rabe über's Meer,
Wie es siedend kocht, — und klagend
Ruft das Mägdlein hinterher:
„Rabe, Rabe, Trauervogel,
„Der Du in die Ferne ziehst;
„Bring', ich bitt' Dich, Abschiedsgrüße
„Meinem Freund, wenn Du ihn siehst!"

Und der Rab'? Der flog und krächzte,
Suchte ferne Gräber auf;
Sturmwind zwischen Felsen ächzte,
Heulend laut in seinem Lauf.
Und es brauste, schäumte, stöhnte
Wild das Meer wie in der Flut; —
In den Wogen, hell umschleiert,
Unsers Mägdleins Leiche ruht.

Aus dem Polnischen.

Thomas Olizarowski.

Legende.

Sprach Gott als der Mensch entsprang seinen Schöpferhänden:
„Mit ihm sei's genug; den Rest will ich hier vollenden!"
Aber alsbald sprach er weiter: „doch nein, dann wäre
Zu groß die Kluft zwischen Erde und Himmelssphäre;
Mittelglied sei der Mensch zwischen Himmel und Erde!" . . .
Darum sprach er auf's Neue wieder: „Eva, werde!" — —
Und sie erstand aus des göttlichen Wortes Wogen;
Ird'scher Gestalt, doch von himmlischer Huld umzogen.
Lächelnd da sprach der Schöpfer: „Zu hold ist das Wesen,
Es zu verderben! So bleib' sie mir auserlesen!
Wahrlich zu engelhaft ist sie für ird'sche Auen,
Für den Himmel zu menschlich; doch mag sie so bleiben!
Gern wohl nähm' ich sie auf; doch dann müßte ich bauen
In den Himmel für sie nur allein ja die Erde — —
Bleibe sie, daß der Erd' von mir ein Vorgeschmack werde!"

SERBISCH.

(Aus der Sammlung des Wuk Stephanowitsch.)

ŽALOSNI RASTANAK.

Obvila se bela loza vinova
Oko grada oko bela Budima;
To ne bila bela loza vinova,
Već to bilo dvoje mili i dragi,
Oni su se u mladosti sastali,
A sada se u newreme rastaju,
Jedno drugom na rastanku govori :
„Pođ, dušo, pođ, srce, u napred,
„Ti ćeš naći jednu bašču građenu,
„I u bašči bokor ruže rumene,
„Ti uzberi jedan stručak ružice,
„Pa ga metni u nedarca do srca :
„Kako vene onaj stručak ružice,
„Nako vene srce moje za tobom.“

Ono drugo na rastanku govori :
„A ti pođ malo, dušo, u natrag,
„Ti ćeš naći jednu goru zalenu
„I u gori bunar voda studena,
„U bunaru jedan kamen mermera,
„Na kamenu jedna čaša srebrna
„I u čaši jedna gruda snežana;
„A ti uzmi onu grudu snežanu,
„Pa je metni u nedarca do srca :
„Kako kopni ona gruda snežana,
„Nako kopni srce moje za tobom.“

SERBO-ILLYRISCH.

(Aus der Sammlung des Prof. Ssresnjevski.)

TUŽNA ŽENITBA.

Što se bili u kraj siња mora?
Al je gruda sniga proљitњega,
Al su pine od siњega mora,
Al je golub iz-za jata osta',
Al su bile na zbojevih ovce? —

Aus dem Serbischen.

(Aus der Sammlung des Wuk Stephanowitsch.)

Die betrübliche Trennung.

Eine weiße Waldreb' rankte üppig sich
Um die Stadt herum, um's weiße Budima;
Doch das war nicht eine weiße Ranke bloß,
Nein, es waren zwei: ein Trauter und sein Lieb.
Hatten in der Kindheit sich gefunden schon,
Aber trennten jetzt sich leider vor der Zeit!
Eines zu dem andern bei der Trennung spricht:
„Geh', mein Seelchen, geh' mein Herzchen, nur voran —
„Finden wirst Du dann ein Gärtchen, schön und traut,
„Und im Gärtchen einen Purpurrosenstrauch;
„Davon brich Dir einen frischen Rosenzweig,
„Diesen leg' Dir auf den Busen, an das Herz, —
„Wann verwelket dieser frische Rosenzweig,
„Dann verwelkt auch ganz und gar mein Herz für Dich!"

Und das andre gleichfalls bei der Trennung spricht:
„Aber Du, mein liebes Seelchen, geh' zurück —
„Finden wirst Du einen schönen, grünen Berg,
„Unter'm Berge aber rinnt ein kalter Quell,
„Unter diesem Quelle liegt ein Marmorstein,
„Auf dem Steine aber steht ein Silberkelch;
„In dem Kelche liegt ein Häufchen frischer Schnee,
„Diesen leg' Dir auf den Busen, an das Herz, —
„Wann zerschmilzet dieses frische Häufchen Schnee,
„Dann zerschmilzt auch ganz und gar mein Herz für Dich!"

Serbo-illyrisches Lied aus Bosnien.

(Aus der Sammlung des Prof. Sfresnjevski.)

Die traurige Hochzeit.

Was erglänzt am Rand des blauen Meeres?
Sind's des Frühlingsschneees dichte Flocken,
Oder ist's der Schaum der blauen Wogen,
Ist's ein Täubchen, aus dem Schwarm verflogen,
Oder weiße Lämmer auf der Weide? —

Da je gruda proљitњega sniga,
Davna bi je sunce razstopilo; —
Da su pine od siњega mora,
Davna bi je more raznijelo; —
Da je golub iz-za jata osta',
Davna bi se jatu ositia; —
Da su bile na zbojevih ovce,
Davna bi je čoban pokrenia! —

Već je osta' Kovačević Pere,
Nasrid Dolca, nasrid Sadikowca
Od udarca Juriše Butorca.
K њemu bila dolazila Vila,
Bere biљe po gorici Vila,
Da će њemu rane zaličiti.
Al joj veli Kovačević Pere:

— Ne ber' biљe, ne gub', Vilo, dana;
Neg mi zovni pobratima moga,
Pobratima Rukavinu Juru:
Da napiše listak kњige bile,
Da jo šaљe majci i љubovci!
Majci šaљe, da mi se ne nada,
A љubovci da se priudaje,
Da se Pere junak oženia
Pod Veletom, pod bijlim gradom
Cárnom zemљom i zelenom travom.

TSCHECHISCH.

I.

Wl. Nebeski.

WELKÁ KNJHA.

Ach, jak welká, božské wěštby plná knjha
Tiše, diwoswatě srdci se otwjrá,
Oko tam když w neskaumané řjše zjrá,
Kde se hwězda za hwězdau bez konce mjhà!

*

Wär' es Frühlingsschnee in dichten Flocken,
Hätt' die Sonne längst ihn aufgesogen; —
Wär's der Schaum der blauen Meereswogen,
Hätt' ihn längst die Flut hinweggezogen; —
Wär's ein Täubchen aus dem Schwarm verirret,
Hätt' es längst den Schwarm schon angeflogen; —
Wären's weiße Lämmer auf der Weide,
Hätte längst der Hirt sie heimgeführet! —

Doch es fiel der Kowatschewitsch Pere,
Zwischen Dolza, zwischen Sabikowza,
Unter'm Streiche des Georg Butorja.
Und zu ihm glitt leise eine Wile *),
Brachte Kräuter von dem Berg, die Wile,
Möcht' ihm gern die grause Wunde heilen;
Doch zu ihr spricht Kowatschewitsch Pere:

— Laß die Kräuter, spar' die Zeit, o Wile,
Rufe lieber meinen Namensbruder,
Namensbruder Georg Rukawina:
Soll für mich ein kleines Briefchen schreiben,
Soll's zur Mutter, zur Geliebten senden!
An die Mutter, daß sie mein nicht harre,
An die Liebste, daß sie anders wählet,
Denn der junge Pere ist vermählet
Zu Welet, dem schönen weißen Städtchen,
Mit dem schwarzen Grund, dem grünen Rasen.

Aus dem Böhmischen.

I.

Al. Nebeski.

Das große Buch.

Ach, welch großes Buch, voll heil'ger Gotteskunde
Oeffnet feierlich dem Herzen sich im Dunkeln,
Wenn das Aug' am Himmelsdom in stiller Stunde
Stern an Stern, unendlich! tröstlich hell sieht funkeln!

*) Mythische Waldfrau. Näheres darüber „Volksmärchen der Serben" von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine, Berlin 1854. S. 128—129; im Originaltexte „Srpske narodue pripowljetki" Wien 1852. S. 106 das Märchen „prawda i kriwda" und S. 124 „kopanje blaga."

Nikdy sem ti nerozuměl, knjho swatá!
Ale teď, když na swém lůžku trudně sedjm,
W oku slzu, w srdci bol, a zhůru hledjm —
Ach, teď wjm, co mluwjš, knjho hwězdozlatá!

II.

F. W. Czelakovski.

1.

Ty li pěješ srdce swého
Neb swych bratřj hosanna!
Přjklad z obloholetného
Wezmi sobě skřiwana.
*
Wyše se a wyše nesa,
Před zřitelem rozwinuj
Let swůj, a naň zwuky třesa
Za sebau mu pokynuj.
*
W haustj ale po slawjku
Sebe-li umjš, básnjku,
Skryti a w se staupiti,
Wjce budeš kauzliti.

2.

Již we wjsce mezi bory
Swatwečer se odzwonil,
A přes obrůžené hory
Letnj den se překlonil.
*
Jak zlaty štjt bohatyra
Luna plá we blankytu :
Wlij, ó duše wšehomjra,
Lad i mého do citu.
*
Ztiž ty wlny w pláni bladkau,
Daj, by přjtomnost twau sladkau
Srdce moje poznalo,
W sauzwuku twém plésalo.

Nie hab' ich euch noch verstanden, heil'ge Worte!
Aber wenn ich nächtlich auf dem Lager wache,
Trüb, verweint, voll Gram — und schau' zum Himmelsorte,
Dann erst, Sternenbuch, versteh' ich Deine Sprache!

II.

F. W. Czelakovski.

1.

Wenn Dir das Lied im Herzen quillt
Und Andern Wonne singet —
Dann sei die Lerche Dir ein Bild,
Die jubelnd auf sich schwinget.

Steig' höher, immer höher dann
Ob des Betrachters Blicke; —
Es fall' Dein Sang wie Liederbann
Auf ihn, zu stillem Glücke!

Doch kannst Du — wie die Nachtigall
In's Laub sich gern mag stehlen —
Dich tief in Dich versenken, dann
Wirst Alle Du beseelen!

2.

Abendweihe.

Im Dorf am Waldeshange
Wallt Abendglockenschlag; —
Die ros'gen Berge lange
Begruben schon den Tag!

Gleich goldnem Heldenschilde
Glänzt licht der Mond im Duft!
Geist der Natur! gieß Milde
Ins Herz, das zu Dir ruft!

Mach still sein stürmisch Wogen!
Dein heil'ger Friede komm'
Hold in mein Herz gezogen,
Und mach' es sanft und fromm!

BOSN(IAK)ISCH.

(Aus der Sammlung des Prof. J. J. Ssresnjevski.)

PROŠNJA.

Sarajevo ognjem izgorelo,
Često kuga u njemu morila,
Pomorila momke i devojke,
I Aliju jedina u majke. —
Majka ga je u dwor zakopala,
Često mu je ona dohadjala :
„O moj Ale, moje dete drago!
Što te si se razsrdio na me?
Da ti nisam košulje navezla?
Da ti nisam devojke zprosila?
Mrtav Ale majki progovara :
„Odi s Bogom, moja mila majko!
Ni sam se ja rezsrdio na te,
Da mi nijsi košulje navézla,
Da mi nijsi devojke zprosila :
Zele—trawa to košulja moja,
Crna zemlja to devojką moja;
Već te prosim, mila majko moja,
Pozdravi mi moga pobratima,
Da ne spletje crnoga perčina,
Da ne nosi crvena rakčina,
Da nevara na veri devojku; —
Jer je težak uzdah devojački :
Kada kljene, sve se zemlja trese,
Kad uzdahne, do Boga se čuje.

NIEDER-LAUSITZISCH.

(Volkslied der Nieder-Lausitzer Sorben, aus der Sammlung der Herren Haupt und Schmaler.)

ŃESKOŃCNA LUBOSĆ.

Wuźjeła*ł* jo luby cołnik
Wot tog' drjowa wjezowego.
Caž jo jen wón wuźjeła*ł*,
Spušćił jo jen na wódu.

*

Bosn(iak)isches Lied.

(Aus der Sammlung des Prof. J. J. Sſresujevski.)

Die Bitte.

Sarajéwo ward verzehrt vom Feuer,
Ward verheert gar oft von böser Seuche;
Diese rafft die Burschen hin, die Mädchen,
Ale auch, den einz'gen Sohn der Mutter. —
Und die Mutter vor der Thür versenkt ihn,
Oftmals spricht sie da zu ihm die Worte:
„O mein Ale, o mein Sohn, Du Theurer,
„Warum bist Du also mir erzürnet?
„Hab' ich nicht gewebt für Dich den Kittel,
„Hab' ich nicht gewählt für Dich die Mädchen?"
Und der todte Ale spricht zur Mutter:
Geh' mit Gott, Du meine liebe Mutter!
Nicht hab' ich mich gegen Dich erzürnet,
Daß Du nicht gewebt für mich den Kittel,
Daß Du nicht gewählt für mich die Mädchen:
Grüner Rasen ist nunmehr mein Kittel,
Schwarze Erde ist nunmehr mein Mädchen; —
Sieh', nun bitt' ich Dich, o liebe Mutter,
Grüße doch von mir den Namensbruder:
Soll nicht flechten mehr die schwarzen Zöpfe,
Soll nicht tragen mehr das rothe Hemde,
Soll nicht brechen Schwüre seinem Mädchen; —
Denn, ach, schwer wiegt eines Mädchens Seufzer;
Flucht sie — dann erbebet schier die Erde,
Stöhnt sie auf — wird sie von Gott vernommen.

Nieder-Lausitzisch.

(Volkslied der Nieder-Lausitzer Sorben, aus der Sammlung der Herren Haupt und Schmaler.)

Nimmerendende Liebe.

Baut der Bursche einen Kahn
Fest und dicht aus Weidenholz; —
Läßt, als fertig der gebaut,
Los auf's Wasser ihn gar stolz.

Spłowaj, spłowaj, cołnik mój,
Pśecer bližej ku grodu.
Ku grodu wón pśipłeł jo,
Při groźe jo zostanuł.

*

'šykne luźe spachu tam,
Ak to rjedne źowčo nic.
Seźało jo seźało
We tem swjetłem hokeńku.

*

Źo lubeg' upytało
Bjełem groźe lusokim,
Cerwene tam pśjeło jo,
Zelene pak sukało.

*

Šnóru jo tam źjełało
Swojom' lubem' ńejlubšem',
‚Spušćej se ty luby moj
Pó tej šnóre žyźanej.'

*

Spušćał jo se luby spušćał
Po tej šnóre žyźanej,
Po tej šnóre žyźanej,
Po tej wóźe dłymokej.

*

Źož jo rjedne źówcyšćo,
Źož jo jogo lubcycka :
„Tak dłujko lubka mója,
„Ak ta wóda dłymoka."

*

‚Gaž ta wóda hubjegnjo,
Naju lubosć zajźo.'

„Wóda nikul ńehubjegnjo,
„Lubosć nikul ńezajźo."

Schwimme, schwimme, lieber Kahn,
Schwimme dicht an's Schloß hinan — —
Und der wogt zum Schlosse hin;
Als er dort war, hielt er an.

Alles schlief in tiefer Ruh,
Nur noch nicht ein holdes Kind,
Das am hellen Fenster saß,
Wachend über Flut und Wind.

Als sie ihn nunmehr erspäht
Von dem Schlosse hoch und schroff,
Rollt sie einen rothen Shawl,
Windet einen grünen Stoff;

Dreht sie eine lange Schnur
Für den Liebsten; macht dann auf:
„Steige nur, o Liebster mein,
„An der seid'nen Schnur herauf!"

Und der Liebste stieg hinan
An der seid'nen Schnur, zur Höh';
An der bunten Seidenschnur
Ueber jenem tiefen See.

Und zu jenem holden Kind,
Zur Geliebten er nun rief:
„Sieh', so lang' bleib' ich Dir gut
„Wie das Wasser hier ist tief.

„Fließt das Wasser einst hinweg,
„Ist die Liebe auch verweht!" — — —

„„Nimmer fließt das Wasser weg;
„„Unsre Liebe nie vergeht!""

SLOWAKISCH.

SLOWENSKA PJSNĖ *).

(Nàrodnost w lásce.)

Žadny newj, jak je mné,
Když mé Slowak obejmé :
Jakobych jà cukr jedla,
Wjno pila, w peřy sedla;
Tak je mné, tak je mné,
Když mé Slowak obejmé.

*

Žadny newj, jak je mné,
Když mé Mad'ar obejmé :
Jakobych ja kysel jedla,
Ocet pila, w trnj sedla;
Tak je mné, tak je mné,
Když mé Mad'ar obejmé.

KRAINISCH-ILLYRISCH **).

DWA GROBA.

(Volkslied.)

Éna vtica pérletela
Sela si na okneca,
Ona pa je tak welela,
Ka je Minka betežna.

Kak hitro Ivan to začüje,
On od straha zablidi,
Lépo bélo se opravi,
No odide k Minkici.

Kak on hitro v hižo stópi,
Ona mértwa že leži,
Tüdi on na tla opadne,
No mértew obleži.

---

*) Mitgetheilt in der tschechischen Zeitung „Die Tschechische Biene", Nr. 36. 1843.
**) Mitgetheilt von Piotr Dubrowski, in der Jutrzenka na rok 1843. S. 130.

Aus dem Slowakischen.

Slowakisches Mädchenlied.

(Volksthümlichkeit in der Liebe.)

Keiner weiß es, wie mir ist,
Wenn mich ein Slowake küßt:
Grad als ob ich Zucker äße,
Wein tränk' und auf Federn säße!
So mir ist, so mir ist,
Wenn mich ein Slowake küßt.

Keiner weiß es, wie mir ist,
Wenn mich ein Madyare küßt:
Grad als ob ich Kißziel *) äße,
Essig tränk', auf Dornen säße!
So mir ist, so mir ist,
Wenn mich ein Madyare küßt.

Aus dem Krainisch-Illyrischen.

Die zwei Gräber.

(Volkslied.)

Vöglein flog mit Trauersang
An das Fenster sachte;
Kündet trüb, daß Minka krank,
Schwer im Siechthum schmachte.

Als der Iwan das vernahm
Ward er blaß vor Grauen,
Kleidet schnell sich bestens an
Minka noch zu schauen.

Wie er rasch ins Zimmer tritt
Liegt sie todt — die bleiche!
Da stürzt er zu Boden hin,
Wird im Nu zur Leiche!

*) Eine süßsaure Speise.

Njega só mi pokopali
Proti sunčnem izhódi;
Njo pa só pokopali
Proti sunčnem zahodi.

Ž njegowega groba je zrasla
Lépa roža gartroža;
Ž njenega pa je groba zrasla
Lépa béla lelija.

Onjedvi sta dorasli
Zraven béle cirkwice,
Tam pa sta se ošepili,
No rasli v svetó nebó.

STYRISCH.

(Aus der Sammlung des Herrn Vraz.)

1.

Stoji, stoji lépo pole—
Pole dugo no široko.

Posréd pola vlegla steza—
Steza duga no vglajena.

Po stezi pride divojka—
Prelépa mlada divojka.

No si gleda v tiho vodo—
V tiho vodo, bistri Dunaj.

„Oj v Dunaji, oj v Dunaji—
Al je sunce, al je mésec?“

Neje sunce, neje mésec,
Mladi junak Dunaj plava.

„Plavaj, plavaj, mladi junak!
Plavaj no na kraj pérplevaj!“

„„Oj divojka, draga lüba!
Kak bi plavâ, da nemorem.

Ihn begrub man, eh' die Sonn'
Früh den Morgen grüßte, —
Sie begrub man, als sie spät
Noch die Erde küßte!

Und aus seinem Grabe wuchs
Gartenrose prächtig —
Und aus ihrem Grabe sproßt'
Weiße Lilie schmächtig!

Beide wuchsen hoch empor
Bis zur Kirchthurmspitze,
Und verschlungen strebten sie
Hoch zum Wolkensitze!

Styrische Lieder.

(Aus der Sammlung des Herrn Braz.)

1.

Es strecket, es dehnt sich die Eb'ne schön,
Die Ebene lang und breit dahin.

Durch die Eb'ne führet dahin ein Pfad,
Ein breiter und leicht gesenkter Pfad.

Auf dem Pfade da schreitet eine Maid,
Eine junge, wunderschöne Maid.

Die schauet hinein in die stille Flut,
In der schnellen Donau stille Flut.

„Ha in der Donau, ha in der Donau,
Ist's Sonne, ist's Mond, was ich da schau'?"

Nicht schwimmet die Sonne, der Mond nicht drin:
Der junge Donaufluß *) schwimmt dahin.

„O schwimme, Du Jüngling, Du Donaumann,
O schwimm', schwimm' an's Ufer doch heran!"

„„O Mädchen, Du theuerste Liebste mein!
Gern thät' ich's, doch sieh', es kann nicht sein!

---

*) Die Donau ist im Slawischen männlich, und zwar — wie der Rhein als Vater — stets als Jüngling gedacht.

Moja lépa ojstra sablja—
Ona mene v Dunaj vleče;

Moja lépa svétla puška,
Ona mene na dno spravla.""

2

Lübi konja jaše
Z Radgonjskega grada.

Na konjiči nese
Sivega sokóna;

Za klobükom ima
Vejo rožmarina.

Konjič zahérzgeče,
Lüba z hiže šeče.

„Lüba moja draga,
Kam pa bi z konjičom?"

„„Lübi moj prédragi,
V mojo štalo zidano.""

„Lüba moja, draga,
Kam pa bóm z sokónom?"

„„Lübi moj predragi,
V mojo svétlo kamrico.""

„Lüba moja draga,
Kam pâm z rožmarinom?"

„„Lübi moj predragi,
V moje béle nadra.

Konjič de ovsek zobâ,
Sokón lépo péâ,

Rožmarin lépo cveâ,
Ti pa me lübiâ.""

Mein scharfer Säbel, so wacker und gut,
Der zieht mich entlang die Donauflut.

Und meine Büchse, so wacker und hell,
Die zieht mich nieder zur Tiefe schnell.""

2.

Jagt auf schmuckem Rosse
Er aus Radgon's Schlosse.

Hält auf seinem Falben
Einen grauen Falken.

Weht auf seinem Hütchen
Rosmarinzweigblütchen.

Wie das Rößlein wiehert
Kommt sie aus der Thüre.

„Liebchen mein, Du Holde,
Wo stell' ich das Roß ein?"

„„Liebster mein, hochtheurer,
Stell's in meinen Stall ein!""

„Liebchen mein, Du Holde,
Wo stell' ich den Falk ein?"

„„Liebster mein, hochtheurer,
Hier, in meine Kammer.""

„Liebchen mein, Du Holde,
Doch den Rosmarinzweig?"

„„Liebster mein, hochtheurer,
An die weiße Brust mir.

Rößlein frißt dann Haber,
Falk wird singen müssen;

Rosmarin blüht prächtig;
Doch Du — darfst mich küssen.""

SVENSKA DIKTER.

I.

I. C. F. DAHLGREN.

VÅRVISA.

Nu är den ljufliga vårens tid,
Då allt vill grönskas på marken,
Och luften fläktar, så varm och blid,
Och rönnen blommar i parken,
Då gullstänkt fjäril i rosen gungar,
Och svanen simmar med sina ungar
På mörkblå våg.

På fästet solen i högan loft
Den hela dag nu sitter,
Och dricker daggvin och rosendoft,
Och lyss på fåglarnes qvitter.
Den glada göken från lindens krona
Sitt kända kuku på nytt hörs tona
I grönan skog.

Hvad lustigt lif, som i allt sig rör
Och med zephirerna blandas!
Hvart löf kan tala, sjelf klippan hör
Och blomsterkullarne andas.
Der gråter källan, der suckar häcken,
Der sjunger vågen, der spelar bäcken
Sin polska upp.

Kom min herdinna, räk mig din hand,
Och följ mig ut i det gröna!
Med hundratusende blomsterband
Och kransar skall jag dig kröna.
Och om du sedan en kyss mig unnar,
För berg och dalar jag högt förkunnar:
Nu är det vår.

Schwedische Dichtungen.

I.

C. F. Dahlgren.

Frühlingslied.

Nun ist die liebliche Frühlingszeit,
Nicht kann das Grünen mehr warten;
Warm wehen die Lüfte weit und breit,
Die Esche blühet im Garten,
Auf Rosen wiegt sich der goldne Falter,
Mit jungen Schwänchen schwimmt dort ein alter
Auf blauer Flut.

Am Himmel thronet in blauer Luft
Den ganzen Tag nun die Sonne,
Sie trinket Thauwein und Rosenduft
Und lauscht dem Gezwitscher mit Wonne.
Der frohe Kuckuck vom Lindengipfel
Ruft's alte Liedchen in alle Wipfel
Des grünen Walds.

Welch lustig Leben in Allem rauscht!
Wie weht's in den Zephirlüften!
Jed' Blatt ist redend — die Klippe lauscht —
Die Blumen schwelgen in Düften.
Dort weint die Quelle, da seufzen die Hecken,
Dort singt der Wildbach im Felsenbecken
Sein Jubellied.

Komm, süßes Mädchen, reich mir die Hand,
Folg' mir ins Grüne, geschwinde —
Daß tausendfarbiges Blütenband
Im Kranze ums Haupt Dir ich winde — —
Beglückest Du mich mit einem Kusse,
In Berg und Thal dann rief ich zum Gruße:
Frühling ist da!

II.

C. F. RIDDERSTAD,

Samlade Dikter, Linköping 1855. I. 141—148.

1.

Dagens drottning stod med purpurbrämet
Uppå randen utaf morgonskyn;
Solen glänste rikt från diademet,
Genomväfd af rosor, glänste hyn.

Nattens drottning stod i aftonglansen,
Och en kolsvart verld vid foten låg;
Kring dess hufvud skimrar stjernekransen,
Och en ljungeld i dess hand man såg.

Dagen sade : „vid min kronas strålar
Jag det skönsta väsen skapa kan;
Re'n gestalten för min själ sig målar,
Skapas ej så skön af någon ann."

Natten svarte : „i mitt hjerta finnes
Mången yppig dröm, som du ej har;
Idealet utaf dig ej hinnes :
Ur min själ jag brinnande det tar."

2.

Dagen skapar straxt en bild med handen
O, så skön, så lätt och gratie-rik;
Som en mild gestalt från ljusa landen,
Stod hon blygsam der, en ljusalf lik.

I dess hjerta tecknades på stunden
Ömma utkast om hvad kärlek är,
Och, som blida-blommor uti lunden,
Vakna aningar och drömmar der.

Af en nyfödd morgonstjerna tager
Unga anletet sin glans och prakt;
Ej en mera mild, etherisk dager
Rodnad än på någon kind har lagt.

För att pannans hvalf och ögat skilja
Med de täcka, fina ögonbryn
Lånas färgor utur gullgul lilja,
Eller ur den ljusa morgonskyn.

II.

C. F. Ridderstad.

Ob Blondine ob Brünette?

1.

Königin des Tags, im Purpurkleide
Stand am Saum des Morgenroths entzückt;
Leuchtend strahlt' die Sonn' in dem Geschmeide,
Das mit ros'gem Schein das Haupt ihr schmückt.

Königin der Nacht, im Abendglanze
Stand und schaute auf die dunkle Welt;
Leuchtend glänzt ihr Haupt im Sternenkranze,
Mondessichel in der Hand sie hält.

Tageskön'gin spricht: „Mit meinen Strahlen
„Schaffe ich das schönste Wesen Dir!
„Lichtgestalten meinem Blick sich malen
„Wie sie Niemand denkt im Weltrevier!"

Königin der Nacht erwiedert: „Träume
„Hab' ich, üppig, reich, — wie nimmer Du;
„Und das Ideal der Himmelsräume
„Schöpf' aus meiner Seel' ich immerzu!"

2.

Tageskönigin schafft nun ohne Gleichen
Stracks ein Wesen, leicht und anmuthreich;
Wie ein Huldgebild aus lichten Reichen
Stand's voll zücht'ger Scham, den Elfen gleich.

Und im Herzen fühlt' es bald erklingen
Holdes Sehnen „was wohl Liebe sei",
Und, wie Blumen in dem Hain entspringen,
Eilten Ahnungen und Träum' herbei.

Neugebor'ne Morgensterne liehen
Diesem Antlitz Schimmer, Glanz und Pracht;
Mild, etherisch färbt des Tages Glühen
Wang und Mund, der hold und rosig lacht.

Stirn und Augen zierlich fein zu schmücken
Mit der lieblich zarten Augenbrau,
Tragen Ros' und Lilie mit Entzücken
Ihre schönsten Farben hier zur Schau.

Ljusblå himlar sig i ögat pensla; —
Såg man dagen mera klar, än här?
Utaf hälften dröm och hälften känsla
Lifligt glada flickan skapad är.

Som ett guldsvall, rika lockar falla
Från dess hjessa uti bucklor, se!
Gunstlingar af ljuset äro alla,
Silkesgungor, hvarur skalkar le.

3.

Natten skapar ock en bild med handen:
O, hur yppig står den icke der!
Skönhet är ej blott en dröm i anden;
Nej, en sanning den för hjertat är.

Ifrån högsta stjerna glans hon tager,
Och åt flickans öppna panna ger;
Men i ögonbrynet pannans dager
Sjunker uti nattens mörker ner.

Hvilket välde bor ej i dess öga!
Der har natten rest en thron åt sig.
Och du märker blixt och flamma föga,
Förr'n de träffa, midt i hjertat, dig.

Ej sin makt hon blott som aning känner,
Nej, så väl sitt majestät hon vet;
Hennes Afrodite-gördel spänner
Ej en dröm, ack nej! en verklighet.

Lätta drömmar kindens blommor drömma,
Det är gracers dröm en morgonstund;
Hopp och kärlek ut sin sällhet tömma
Uti rosenkalken af dess mun.

Som en fjäril, men med svarta vingar,
Fladdrande för luftig vestanvind,
Lilla locken fram och åter svingar,
Omkring groparna i purpurkind.

Blixtrande ett band utaf rubiner
Knyter sig kring mörka lockars svall;
Men, hur skönt hvart smycke äfven skiner,
Hon det skönsta sjelf förblifva skall.

Himmelsblau strahlt in der Augen Spiele,
Licht wie nie ein Tag zur Erde sah;
Lächelnd steht, halb Traum und halb Gefühle,
Hold ein Mädchen neugeschaffen da.

Wie ein Goldquell lichte Locken wallen,
Um die Schläfe wogend, voll und weich! —
Wie sie glänzen, wie sie schimmernd fallen,
Seidig, üppig, lachend, licht und reich!

3.

Königin der Nacht schafft ohne Gleichen
Auch ein Bild, wie üppig steht es da!
Schönheit lebt nicht bloß in Traumesreichen,
Nein, als Wahrheit wie das Herz sie sah!

Aus der höchsten Sterne mattem Kranze
Nimmt sie nächt'gen Schimmer, dunkle Pracht,
Schmückt sie diese Stirn mit mattem Glanze,
Legt in Aug und Augenbraue Nacht.

Welche Glutgewalt in diesen Augen!
Hier hat sich die Nacht den Thron gebaut.
Wie sie flammend treffen, zünden, saugen,
Eh' Du kaum sie schmachtend angeschaut.

Nicht bloß ahnungsweise etwa fühlt sie
Ihre Macht und hohe Majestät;
Mit Bewußtsein in dem Herzen wühlt sie
Wo sie waltet, wo ihr Scepter weht.

Leichte Träume färben ihre Wangen —
Grazienträume um die Morgenstund' —;
Lieb' und Hoffnung, schwesterlich umfangen,
Steigen auf und ab am Rosenmund.

Wie ein Falter, der mit schwarzen Schwingen
Abends noch im Zephyr leicht sich wiegt,
Kleine Löckchen sich elastisch schwingen
Um das Grübchen, das am Munde liegt.

Und ein Band von schimmernd rothen Steinen
Schlingt sich um der dunkeln Locken Wall;
Doch, wie schön auch jeder Schmuck mag scheinen,
Selbst ist sie das Schönste überall.

4.

Utaf glädje dagen log och sade :
„Se, mitt verk är redan färdigt, se!
„Om, som menskan, jag ett hjerta hade,
„Eget verk jag skulle dyrkan ge.“

Utaf glädje natten log och sade :
„Se mitt verk, är det ej skönt kanske?
„Då jag skapte det, jag hjerta hade,
„O, jag kan det i dess öga se.“

5.

„Våra verk vi sjelfve ej må prisa,
„Hvad man skapat lefver man ock i;
„Låtom oss dem upp för verlden visa,
„Låtom mannen domare få bli.“

6.

Domarn kom med tankar, dristigt höga,
Kom med hjertat ännu friskt och fritt; —
Blygsamt slog blondinen ned sitt öga,
Upp slog flammande brunetten sitt.

Underbara himlar han om lycka
Drömmer nu, som han ej förut drömt;
Båda vill han till sitt hjerta trycka,
Men att döma redan han förglömt.

Hänryckt sina armar ut han sträcker
Mot de hulda varelser, han ser;
Men då han de älskliga ej räcker,
Faller han på knä för båda ner.

„Mellan er förmår jag ej att döma,
„Icke domarns lugn och köld jag fick;
„Jag vill älska, jag vill kärlek drömma
„Vid ert hjerta, i er öppna blick.

„Nattens purpurros och dagens lilja
„Mäta sig i fägring med hvarann;
„Deras form och färger kan man skilja,
„Deras skönhet ingen skilja kan.“

4.

Freudig lächelte der Tag und sagte:
„Schau, mein Werk! Da steht es fertig, sieh!
„Wär ich Mensch, es anzublicken wagte
„Ich anbetend nur auf meinem Knie!"

Freudig lächelte die Nacht und sagte:
„Sieh, mein Werk! Ist's etwa minder schön?
„Als es so zu schaffen mir behagte
„Gab mein Herz ich ihm ins Auge; magst es sehn!"

5.

„Unser Werk soll'n wir nicht selber preisen —
„Was wir schufen, nimmt zu sehr uns ein;
„Laß sie uns der Welt drum beide weisen,
„Mag der Mann darüber Richter sein!"

6.

Freien stolzen Herzens, kühn und bieder
Tritt als Richter nun der Mann heran.
Züchtig schlägt Blondin' ihr Auge nieder,
Glutvoll schaut ihn die Brünette an.

Himmelswonne fühlt er sich berücken,
Träume kommen, wie er nie geträumt!
Beide möcht' er an sein Herze drücken,
Doch zu richten hat er ganz versäumt.

Hingerissen streckt er seine Arme
Sehnsuchtsvoll nach beiden Holden hin;
Er erreicht sie nicht. Im Liebesharme
Huldigt bald er Beiden auf den Knien:

„Nicht vermag ich über Euch zu richten, —
„Mir ward nicht des Richters kalter Blick!
„Lieben will ich Euch, besingen, dichten,
„Träumen, tausendfach, im Liebesglück!"

„Tagesglanz der Lilie, glühend Strahlen
„Nächt'ger Purpurros' *) schwebt um Euch her!
„Form und Farben kann man schildern, malen;
„Eure Schönheit preist kein Sterblicher!"

*) Rosa episcopalis.

7.

Nattens drottning blickade på dagens,
Blicken strålade så glad och nöjd;
Segren var ej deras, var behagens,
Segren gaf ej stolthet, den gaf fröjd.

Men med kärlek ännu dagen sänker
Kring blondinen sig i ljus och glans;
Smyckande hon hennes panna skänker
Hvarje vårsols första blomsterkrans.

Icke heller nattens drottning glömmer
Bort brunetten, skapad af dess hand;
Än sin blixt hon i dess öga gömmer,
Än en stjerna ifrån ljusets land.

DANSK.

I.

JOHAN CLEMENS TODE.

SANG TIL SUNDHED.

Du höieste Gode, vi nyde paa Jorden,
Velsignede Sundhed! dig priser min Sang.
Du ligner den herlige himmelske Orden,
Der tallöse Verdener holder i Gang.
Som hiin byder Solen hver Morgen gaae op,
Du aarle opliver den vaagnende Krop.

Ved dig hver en Vellyst os dobbelt indtager;
Ved dig har hver Gläde et höiere Värd.
Det Vand du os skiänker, som Druesaft smager;
En Skofte i din Haand et Sukkerbröd er.
Din Moder, o Sundhed, veldädig og skiön!
Din Moder er Arbeid, og Madlyst din Sön.

7.

Königin der Nacht schaut hin zum Tage,
Froh verklärt erglänzt ihr dunkler Blick : —
„Keiner ward der Sieg in dieser Frage,
„Und der Sieg beut Stolz nicht, sondern Glück!"

Doch der Tag, mit sinn'ger Liebe schmückt er
Sein Blondinchen nun mit Licht und Glanz,
Sanft um ihre holden Schläfe drückt er
Jedes Frühlings ersten Blütenkranz.

Und die Nacht hüllt ihr Gebild im Dunkeln
In geheimnißvollen Zauber ein,
Legt in ihren Blick der Sterne Funkeln,
Und des Mondes ahnungsvollen Schein.

Epilog des Uebersetzers.

Und der Streit ist immer nicht geschlichtet,
Wird es nimmermehr und niemals sein!
Stets geliebt von Allen, nicht gerichtet,
Soll Blondinchen, soll Brünette sein.

Aus dem Dänischen.

I.

Aus J. C. Todes samlede Danske poetiske Skrifter, II. 115.

An die Gesundheit.

Du köstlichstes Gut, das uns bietet die Erde,
Gesegnetes Wohlsein, Dich feiert mein Lied!
Du gleichest dem herrlichen, himmlischen „Werde",
Das zahllosen Welten den Sphärengang zieht.
Wie dies jeden Tag ruft die Sonne herbei,
Stärkst du den erwachenden Körper auf's Neu.

Durch dich nur empfängt höhern Werth jede Gabe;
Durch dich jede Wonne uns doppelt entzückt.
Wie Traubensaft wird uns das Wasser zur Labe,
Aus deiner Hand Schwarzbrot wie Manna erquickt!
Gesundheit, wie wirkst du wohlthätig und lind!
Deine Mutter ist Arbeit, und Eßlust dein Kind!

Du farver saa liftigt min Elskedes Kinder,
Du fylder de levende Öine med Ild.
Hvor du er tilstäde, der Yndes-Gudinder
Med Gläde vil danne det seirende Smiil.
Jo, Blikkene giver du södest Behag
Og Kyssene, o! en fortryllende Smag.

II.

DÄNISCHES NATIONALLIED.

DANEVANG.

Danevang med grönne Bred
Ved den blanke Vove!
I dit Skjöd er Kjärlighed,
Fred i dine Skove!
Fuglen synger höit i Skye
Over Kjämpehöie,
Men i Dalen smiler blye
Vaarfiolens Öie.

Danevang! din Blomsteram
Fädrene omslynged,
Kjärlig glöder Sönnens Barm,
Hvor hans Vugge gynged.
I de danske Fädres Spor
Under Egeskygger,
Der hvor Troskabsfuglen boer,
Enigheden bygger.

Een er Fader for os her,
Bi har fälleds Moder.
Danmark er vor Moder kjär,
Danmarks Sön vor Broder!
Som et Hjerte Favn i Favn
Broderfolket flamme!
Juble höit dit Fadernavn,
Gamle Skjoldungstamme.

Hil dig Drot og hil dig Land!
Ved den blanke Vove,
Blomsteröer, grönne Strand!
Lyse Bögeskove!

Du füllest die funkelnden Augen mit Gluten,
Läss'st leuchtend die Wangen des Liebchens erglühn;
Und wo du verweilest, da lassen die guten
Huldgöttinnen siegendes Lächeln erblühn.
Der Blick wird zum schmelzenden, wonnigen Gruß
Und o, welch Entzücken verleihst du dem Kuß!

II.

Dänisches Nationallied.

Danevang (poetisch für Dänemark).

Danevang mit grünem Rand,
Mit der blanken Welle!
Liebè thront in Deinem Land,
Fried' bei Wald und Quelle;
Vögel singen laut ihr Lied
Ueber Heldengrüften —
In dem Thale lieblich blüht
Veilchen hold in Düften.

Danevang, Dein Blumenflor
Der Väter Grab umschlinget:
Lieblich glüht die Sonne, wo
Dänenwieg' sich schwinget. —
In der Dänen-Väter Spur
Unter Eichenkronen
Baut der Treue Vogel nur,
Kann nur Eintracht wohnen! —

Einer nur uns Vater ist —
Eine nur uns Mutter,
Dänmark uns die Mutter ist,
Dänmarks Sohn uns Bruder;
Nährt die Glut, die in die Brust
Allen sich ergossen;
Euren Namen, voller Lust,
Jubelt, Dänensprossen!

Heil Dir König, — Heil Dir Land
Mit der blanken Welle,
Blumeninseln, grünem Strand
Grotte, Hain und Quelle!

Her er Troskabsfuglen graae,
Fädres Höie grönne!
Vennen trofast, Himlen blaae,
Slettens Möer skjönne!

Her er Sang og Harpeklang!
Her er Fryd og Gammen!
Her vi slumre skal engang
Broderligt tilsammen!
Her vi leve skal og döe,
Som de Fädre gjäve:
Leve Kongen, Land og Möe!
Gamle Danmark leve!

NEDERDUITSCH.

(Von einem Ungenannten.)

WEERZIEN.

Schel en windslen afgeslagen
zweefde een vlinder in de lucht;
door de Zefirs omgedragen
dreef hij over bloem en hagen,
zalig in zijn vrije vlugt.

En een rups, die nog daar even
met en naast hem kroop langs de aard,
zag verbaasd die wondre vaart,
worstelde om hem na te zweeven;
maar, gekluisterd in de schel,
zwierf zij zonder medgezel.

Doch, bij't volgend ochtenddagen,
zie! daar woelt zij ook sich los,
klapwiekt over veld en bosch,
ook de windslen afgeslagen,
en gekleed in schooner dos.

En in't fladdrend opwaart stijgen
zien ze elkander eensklaps weer,
en, sich paarende als weleer,
strijken ze op dezelfde twijgen,
in denzelfden lusthof neer.

Wo der Treue Vogel grau,
Gräber grün und sonnig,
Treu der Freund, der Himmel blau,
Der Eb'ne Mädchen wonnig.

Hier ist Sang und Harfenklang
Hier ist Lust und Frieden,
Hier — es währt für keinen lang —
Schlummern wir hienieden.
Zu den Vätern allesammt
Gehn wir heim. Drum lebe
König, Mädchen hoch und Land!
Altes Dänmark lebe!

Aus dem Holländischen.

(Aus einer handschriftlichen Sammlung.)

Wiedersehn.

Schimmernd seiner Hüll' entstiegen
Schwärmt ein Falter durch die Luft;
Mag sich leicht im Zephir wiegen,
Jubelnd über Blumen fliegen,
Schwelgend froh in ihrem Duft.

Eine Puppe, die noch eben
Neben sich ihn hatt' gewahrt,
Sah erstaunt die Wunderfahrt,
Rang sich wund ihm nach zu schweben;
Doch umschlossen von der Hüll',
Blieb zurück sie, einsam, still!

Aber, sieh, am nächsten Morgen
Konnt' auch sie sich schon befrei'n, —
Schwingt sich über Feld und Hain,
Und — entrückt der Erde Sorgen,
Prangt sie prächtig, schön und rein!

Flatternd nun im Aufwärtssteigen
Sie sich plötzlich wiedersehn!
Und vereint, wie jüngst, sie gehn
Schaukelnd auf denselben Zweigen,
Auf denselben Blüten schön.

Zullen wij ook, der schors onttogen,
— dierbren, ons vooruit gesneld! —
eens in't zalig zieleveld,
wapprend u ter zij gevlogen,
u herzien — herkennen mogen,
ons hereenen met elkaar?
hemel, hemel, zij het waar!

POESIAS CASTELLANAS.

I.

De un anónimo.

LA VIDA MEDIA.

SONETO.

¿Qué importa que del cielo disparado
Un rayo la soberbia torre abata,
Si de mi choza la cubierta chata
Me tiene á sus insultos resguardado?

Y si mientras del viento el mar hinchado
Contra el escollo naves arrebata,
Estoy al fuego, entre familia grata,
Asando mis castañas, ¿qué cuidado?

Ardase el orbe entero en la braveza
Y en las guerras de Marte sanguinoso,
Que si de Silvia por mayor fineza

Besos me da de paz el labio hermoso,
¿Habrá opulencia igual á mi pobreza?
¿Fortuna alguna me tendrá envidioso?

Werden wir, der Hüll' entstiegen,
— Theure, uns voraus geeilt! —
Im Gefilde, wo ihr weilt,
Einst beschwingt zur Seit' Euch fliegen,
Schauen Euch, erkennen, lieben,
Uns vereinen immerdar?
Himmel, Himmel, sei es wahr!

Spanische Dichtungen.

I.

Von einem Manne des Volkes.

Bescheidnes Dasein.

Sonett.

Was thut's, daß vom zerriß'nen Himmel oben
Der Wetterstrahl den stolzen Thurm zertrümmert,
Wenn meiner Hütte Dach, aus Holz gezimmert,
Mich schützend birgt vor wildem Wettertoben; —

Daß auf den Wogen, hoch vom Sturm gehoben,
Die Schiffe bersten und die Mannschaft wimmert — —
Steh' ich nur bei dem Heerd, der freundlich glimmert,
Um bei Kastanien mein Loos zu loben!

Mag doch der Erdkreis lodern, wenn die bleichen
Furien der Zwietracht blut'gen Krieg entfachen,
Wenn mir nur Silvia's Mund den wonnereichen

Süßherz'gen Kuß des Friedens giebt mit Lachen.
Muß solcher Armuth nicht der Reichthum weichen?
Giebt's wohl ein Loos, mich neidisch je zu machen?

II.

D. ANGEL DE SAAVEDRA, DUQUE DE RIVAS *).

1.

CRISTOBAL COLON.

Un mar desconocido ronco brama
Movibles montes indomable alzando,
En un desconocido cielo inflama
Negras tormentas huracan silbando,
Y alto renombre y vividora fama
En ignotas regiones anhelando,
Cruza aquel caos, quebrantada y sola,
Nave pequeña, sí, pero española.

Con faz serena, con robusta mano,
Y la vista clavada en Occidente,
Rige el timon un genio sobrehumano,
Predilecto de Dios omnipotente;
Domador de las furias de Oceano,
Digno caudillo de española gente,
Que de Fé y de Esperanza llena el alma,
Sabe que para él solo hay una palma.

La busca y la hallará : que el mar y el viento
Flacos estorbos son. Raya un aurora
Despejando un no visto firmamento,
Y el sol un monte azul descubre y dora.
Es América . . . Sí, logré mi intento,
Grita el piloto audaz, y en voz sonora
Exclaman cielo y tierra y mar profundo :
VIVA COLON, descubridor de un mundo.

2.

SONETO.

Detesta Pero-Anton la aristocracia,
Y títulos y bandas escarnece,
Pues diz que solo la virtud merece
En el aprecio de los libres gracia.

*) Obras completas de D. Angel de Saavedra, Duque de Rivas. Madrid 1854.

II.

Don Angel de Saavedra, Herzog von Rivas.

1.

Christoph Columbus.

Ein unbekanntes Meer thürmt brüllend wild
Die Wogenberge wüthend himmelan;
Am fremden Horizonte, gluterfüllt,
Entzündet Wetterwolken der Orkan! — —
Und, hohen Ruhm, der großer That entquillt,
In fernen Regionen zu empfahn,
Kreuzt dieses Chaos, wrack und leck, allein,
Ein Schiff, und zwar ein span'sches, ist's auch klein!

Mit heiterm Antlitz und mit nerv'ger Hand,
Den Blick geheftet nach dem fernen West,
Regiert das Steu'r ein Genius gottverwandt,
Ein Liebling des Allmächt'gen, kalt und fest.
Er, der des Weltmeers Furien überwand,
Der würdig führte seiner Mannschaft Rest,
Der Aller Brust mit Hoffnung neu erquickt,
Er weiß, daß bald die Palme ihn entzückt!

Er will sie, wird sie finden: Meer und Wind
Sind schwache Hindernisse! — — Da erglüht
Aurora hold am neuen Firmament,
Die blaue Berge zart mit Gold umzieht. . . .
Das ist's, das Land! . . . Was ich gewollt, das find'
Ich nun vollbracht!" Er ruft es muthdurchglüht.
Von Meer und Erde tönt's zum Himmelszelt:
„Columbus Heil, Entdecker einer Welt!"

2.

Sonett.

Aristokratenfeind Hans Knotig ist —
Er spottet aller Orden, aller Titel;
Die Tugend nur, auch in der Armuth Kittel,
Verdient des Freien Achtung, wie ihr wißt.

Mas luego que con arte y eficacia
En la bolsa ó garito se enriquece,
Y con poca vergüenza medra y crece,
Subiéndose á mayores con su audacia;

Ya á su alma la virtud no satisface,
Ni aun del tesoro el brillo y el provecho:
Y en bajezas é intrigas se deshace,

Hasta esmaltar blasones en su techo,
Ser Marqués, atrapar un alto enlace,
Y ornar con cintas el villano pecho.

3.

SONETO.

Jamás marchite tu beldad lozana
El tiempo volador, Olimpia mia:
Tus ojos siempre al luminar del dia
Ofusquen, y tu frente á la mañana.

Brilla eterna en tu faz la nieve y grana,
Y placeres revuelen á porfía;
Trisquen las gracias, y el amor sonria
En torno á tu belleza soberana!

Y el claro sol en el risueño oriente,
Mil y mil veces de esplendor vestido,
Tu fiesta anuncie, grato, refulgente:

Mas venga ¡ay! á mirar correspondido
Por tí, mi tierno amor puro y ardiente,
De los tiempos triunfando y del olvido.

POESIAS PORTUGUEZAS.

I.

Aus CANTOS DE A GONÇALVES DIAS *).

DESEJO.

E poi morir.
Metastasio.

Ah! que eu não morra sem provar, ao menos
Siquer por um instante, nesta vida
Amor igual ao meo!

*) Ein höchst interessantes Buch voll echter Poesie. Leipzig 1860. F. A. Brockhaus.

Sobald jedoch er mit Erfolg und List
An Börs' und Spiel erschwindelt sich die Mittel,
Da bläht sich stolz der reichgeword'ne Büttel,
Indem er frech mit Besseren sich mißt.

Dann kann die Tugend ihm nicht mehr genügen,
Noch Glanz, gewährt von seinen reichen Schätzen;
Er quält sich ab in niedrigen Intrigen,

Bis er an's Dach ein Wappenschild kann setzen,
Als Herr Marquis an Große sich kann schmiegen
Und die Plebejerbrust mit Bändern kann besetzen.

3.

Sonett.

O mög' Dein Jugendreiz von wen'gen Lenzen
Nie unter'm Druck der flücht'gen Zeit erbeben; —
Mög' stets Dein Aug' so glutvoll sich erheben
Wie das Apollo's, bei der Horen Tänzen.

In Schnee und Purpur mög' Dein Antlitz glänzen; —
Die Freude vielgestaltig Dich umschweben, —
Die Liebe Deine Schönheit hold beleben, —
Die Grazien schmücken Dich mit Anmuthskränzen!

Im lichten Osten künde uns die Sonne,
Vom reichsten Strahlenwunderglanz umschwommen
Noch oft, daß neu Dein Festtag uns gekommen; — —

Doch endlich bringe sie auch mir die Wonne
Zu seh'n, daß meine Lieb' und Treu' Dich rührte —
Und über sprödes Zaudern triumphirte!

Aus dem Portugiesischen.

I.

A. Gonçalves Dias.

Wunsch.

Und dann sterben.
Metastasio.

Möcht' ich nicht sterben, ach, bevor ich fände,
Und wär's nur einen Augenblick, im Leben
Ein Lieben meinem gleich!

Dá, Senhor Deos, que eu sobre a terra encontre
Um anjo, uma mulher, uma obra tua,
Que sinta o meo sentir;
Uma alma que me entenda, irmã da minha,
Que escute o meo silencio, que me siga
Dos ares na amplidão!
Que en laço estreito unidas, juntas, presas,
Deixando a terra e o lodo, aos céos remontem
N'um extasis de amor!

O DESENGANO.

Já vigilias passei namorado,
Doces horas d'insomnia passei,
Já meos olhos, d'amor fascinado,
Em vêr só meo amor empreguei.

Meo amor era puro, extremoso,
Era amor que meo peito sentia,
Erão lavas de um fogo teimoso,
Erão notas de meiga harmonia.

Harmonia era ouvir sua voz,
Era ver seo sorriso harmonia;
E os seos modos e gestos e ditos
Erão graças, perfume e magia.

O CANTO DO INDIO.

1.

Quando o sol vae dentro d'agoa
Seos ardores sepultar,
Quando os passaros nos bosques
Principião a trinar;

Eu a vi, que se banhava . . . .
Era bella, ó Deoses, bella,
Como a fonte cristallina,
Como luz de meiga estrella.

Gieb, Herr, daß auf der Erde erst ich schaue
Ein Weib, ein himmlisch, gottgeschaffnes Wesen,
Das mein Empfinden fühlt;
Ein Herz, das mich verstehe, mir verwandt sei,
Mein Schweigen hör', das sich mit mir emporschwing'
In hohen Aetherraum!
Auf daß im engsten Bunde, ewig einig,
Den ird'schen Staub wir flieh'n, zum Himmel eilend
Mit Liebesjubelton!

Die Täuschung.

Wie hab' ich, von Liebe bezwungen,
Viel schlaflose Stunden durchlebt, —
Das Auge von Liebe durchdrungen,
Das Lied nur von Liebe durchwebt!

Mein Lieben war rein, ohne Ende,
War innig empfunden wie nie, —
War Lawa vulkanischer Brände,
War Sphärenklang voll Melodie.

Harmonie war's der Stimme zu lauschen,
Ihr Lächeln zu sehn, Harmonie;
Das Spiel ihrer Mienen, das Rauschen
Des Gewandes war Anmuth, Magie.

Der Gesang des Indianers.

1.

Als die Sonne in den Wellen
Ihre Glutenstrahlen barg,
Und die Vögel, in den Büschen,
Leise zirpten, ohne Arg.

Da erschaut' ich sie im Bade ....
War sie schön im Abenddunkel,
Wie kristallne Flut der Quelle,
Wie der Sterne sanft Gefunkel!

O' Virgem, Virgem dos Christãos formosa,
Porque eu te visse assim, como te via;
Calcára agros espinhos sem queixar-me,
Que antes me dera por feliz de ver-te.

O tacápe fatal em terra estranha
Sobre mim sem temor veria erguido;
Dessem-me a mim sómente vêr teo rosto
Nas agaos, como a lua, retratado.

2.

Eis que os seos loiros cabellos
Pelas agoas se espalhavão,
Pelas agoas, que de vel-os
Tão loiros se enamoravão.

Ella erguia o collo eburneo,
Porque melhor os colhesse;
Niveo collo, quem te visse,
Que de amores não morresse!

Passára a vida inteira a contemplar-te,
O' Virgem, loira Virgem tão formosa,
Sem que dos meos irmãos ouvisse o canto.
Sem que o som do Boré que incita á guerra
Me infiltrasse o valor que m'has roubadô,
O' Virgem, loira Virgem tão formosa!

3.

As vezes, quando um sorriso
Os labios seos entreabria,
Era bella, oh! mais que a aurora
Quando a raiar principia.

Outra vez — d'entre os seos labios
Uma voz se desprendia;
Terna voz, cheia de encantos,
Que eu entender não podia.

Que importa? Esse fallar deixou-me n'alma
Sentir d'amores tão sereno e fundo,
Que a vida me prendeo, vontade e força.
Ah! que não queiras tu viver commigo,
O' Virgem dos Christãos, Virgem formosa!

O Jungfrau, Christenmädchen, zart und lieblich,
Warum war's mir gewährt Dich so zu schauen!
Die schärfsten Dornen trät' ich ohne Klage,
Pries Dich zu sehen noch mich überglücklich.

Und den Takápe säh' in Feindeslager
Ich furchtlos über meinem Haupt geschwungen,
Wär's mir vergönnt Dein Antlitz nur zu schauen
Im Wasser, gleich dem Monde, abgespiegelt.

2.

Sieh, die üpp'gen, goldnen Flechten,
Wie sie auf den Wellen wallen,
Auf den Wellen, denen selber
Diese gold'gen wohlgefallen.

Sie erhebt den schnee'gen Nacken,
Daß sie besser euch umarme;
O, wer könnt' ihn schaun, den weißen,
Der nicht stürb' im Liebesharme!

Mein ganzes Leben möcht' ich Dich betrachten,
O Jungfrau, gold'ges, lieblich schönes Mädchen;
Nicht wollt' ich nach dem Sang der Brüder lauschen,
Nicht sollt' der Boré, der zum Kriege anspornt,
Einflößen mir den Schlachtmuth, den Du raubtest,
O Jungfrau, gold'ges, lieblich schönes Mädchen!

3.

Als nun gar ein süßes Lächeln
Ihre Lippen halb erschlossen,
War sie schön! wie Morgenröthe,
Als sie ihren Glanz ergossen.

Und ein ander Mal — entschlüpfte
Holder Laut den zarten Banden
Ihrer Lippen, voller Zauber, —
Hab' ihn leider nicht verstanden!

Was thut's? Dies Sprechen ließ in meiner Seele
Ein Liebesweh, so tief und doch so wonnig,
Daß es mir Dasein, Kraft und Willen raubte.
Ach, warum möchtest Du mit mir nicht leben,
O Christenjungfrau, holdes, schönes Mädchen!

4.

Sobre a areia, já mais tarde,
  Ella surgio toda núa;
Onde ha, ó Virgem, na terra
  Formosura como a tua?

Bem como gotas de orvalho
  Nas folhas de flôr mimosa,
Do seo corpo a onda em fios
  Se deslizava amorosa.

Ah! que não queiras tu vir ser rainha
Aqui dos meos irmãos, qual sou rei delles!
Escuta, ó Virgem dos Christãos formosa:
Odeio tanto aos teos, como te adóro;
Mas queiras tu ser minha, que eu prometto
Vencer por teo amor meo odio antigo,
Trocar a maça do poder por ferros
E ser, por te gozar, escravo delles!

II.

FRANCISCO XAVIER DE MATTOS.

O DESTERRADO.

GLOSA.

MOTE: Neste solitario monte,
Donde a desgraça me tem,
Chamo, ninguem me responde;
Olho, não vejo ninguem.

Esta medonha aspereza,
Este funebre deserto
He o retrato mais certo
Da minha mortal tristeza.
Aqui fez a natureza

4.

An den Strand stieg etwas später
Ganz enthüllt, die Holde, Reine;
Gab es, Jungfrau, je auf Erden
Eine Schönheit, wie die Deine?

Wie des Thaues duft'ge Tropfen
Rollen sanft um Blumenglieder,
Also wich von ihrem Körper
Kosend Perl' an Perle nieder.

Ach! warum willst Du nicht als Königin leben
Hier, meines Stammes, über den ich Herrscher!
Vernimm, o Jungfrau, schönes Christenmädchen:
Die Deinen haßt' ich so, wie ich Dich liebe;
Doch, wolltest mein Du sein, o dann versprech' ich
Den alten Groll zu bannen, Dir zur Liebe;
Den Herrscherstab will ich für Fesseln tauschen, —
Dich zu genießen, selbst ihr Sklave werden!

II.

Francisco Xavier de Mattos.

Der Verbannte.

Glosse.

Motto: Auf dieser wildeinsamen Höhe
Wo graus mich das Mißgeschick hält, —
Wie ich rufe — kein Laut in der Nähe,
Wie ich spähe — kein Mensch in der Welt!

Die grausige, düstere, wilde,
Die einsame, klippige Kette
Ist meiner Bekümmerniß Stätte,
Gleicht treu meines Inneren Bilde!
Hier nahm die Natur jede Milde

Medonho todo Horizonte.
Apenas aquella fonte
Me serve de companhia
Nesta espessura sombria,
Neste solitario monte.

Aqui permitte o meo fado
Com espessura excessiva,
Que eu neste deserto viva
Triste, só, desamparado.
Nem de feras, nem de gado
Sinaes os meos olhos vem;
Busco as aves, mas tambem
Daqui devem de fugir;
Pois ninguem se atreve a vir
Donde a desgraça me tem.

Já vacillante, já afflito
Corro monte inhabitado,
De Nisa o nome adorado
Em vão mil vezes repito,
Dou ais, gemo, clamo e grito.
Sospeito, que amor se esconde,
Torno a chamar-a; mas adonde
He, que poderei achar-a?
Se grito, ninguem me falla;
Chamo, ninguem me responde.

Suspenso os olhos levanto
Enganados do desejo;
Porem todo quanto vejo
He solidão, he espanto,
He inconsolavel pranto;
Choro o meo perdido bem,
Torno a queixar-me, mas a quem?
Se a solidão horrenda,
Por mais que a vista se estenda,
Olho, não vejo ninguem.

Dem Lichtkreise selbst, den ich sehe;
Der Quell sogar flieht meine Nähe,
Will kaum ihm zu lauschen gestatten
Im dichten waldnachtigen Schatten,
Auf dieser wildeinsamen Höhe.

In solcher Verlassenheit schaurig
Voll Wildniß und Grauen zu leben,
Ward mir vom Geschicke gegeben,
Vergessen, verlassen und traurig.
Von Wild oder Herd' nicht erlaur' ich
Rundum eine Spur in der Welt.
Ich spähe nach Vögeln — doch hält
Nichts auf ihre Flucht; sie enteilen —
Nichts Lebendes wagt zu verweilen,
Wo graus mich das Mißgeschick hält.

So irre ich matt, voller Qualen,
Durch einsame Wälder und Klüfte!
Umsonst ruf' ich laut in die Lüfte
O Nisa! zu tausenden Malen,
Oder sende ihn seufzend zu Thale;
Daß sie weile in trauter Nähe
Glaub' ich hoffend, und such' und spähe —
Vergebens — — wo könnt' ich sie finden?
Wie ich klage — 's ist nur den Winden,
Wie ich rufe — kein Laut in der Nähe!

Voll Sehnsucht die Blicke sich strecken
Weit in die Fern' — doch sie sehen
Nur Täuschung; denn, was sie erspähen
Ist einsame Wüste voll Schrecken,
Untröstlichen Thränenstroms Becken!
Dahin, was mein Dasein erhellt!
An der Klippe die Klage zerschellt —
Allein, nur von Oede umnachtet,
Ist's umsonst, daß mein Auge schmachtet;
Wie ich spähe — kein Mensch in der Welt.

CANZONE SICILIANE.

I.

Urm'e arvuli ch' abitati
Ntra sti silvi orenni e scuri,
Li mei chianti accumpagnati,
E tu nuotti allunga l'uri.

Pri n' amanti chi si lagna,
Tanti amici non ci sunno,
Ntra lu scuru, e la campagna,
C' è un silenziu profunno.

Parru sulu, e Clori un senti
Li mei chianti e lu meu affanu;
Si li portunu li venti,
E cu iddi ci li mannu.

Duncu poviru stu cori!
E n' orruri, na spilunga,
Vurria dirci dui palori,
Lu sugghiuzzu mi li trunca.

Nega amuri a miu la pasci
Pi nun dirisi ch' è giustu,
Di pruvari non ci piasci
Ntra sti peni qualchi gustu.

Ma cantannu cu dulcizza
Li soi modi dilicati,
Raddulcisci l'amarizza
Di li teneri filati.

La dulcizza ch'è squisita,
Nsapurìu lu cori amanti :
Si guarìu la mia ferita
Cu lu medicu d'avanti.

Clori tu m'abbandonasti
Ntra lu megghiu di la cura,
Menzu muortu mi lasciasti,
La me vita poco dura.

Sizilianische Canzonen.

(Vergl. hierzu S. 245.)

I.

Ulmen, Bäume, die ihr dichter
Macht des düstern Waldes Dunkel;
Rauschet sanft zu meinem Liede —
Weilet, Nacht und Sterngefunkel.

Seine Klagen, seine Schmerzen
Darf, wer liebt, nur wen'gen zeigen!
Hain und Eb'ne ruh'n im Dunkel
Eingehüllt in tiefstes Schweigen.

Einsam harr' ich. Clori hört nicht
Meine Seufzer, meine Lieder;
Auf des Nachtwinds mildem Hauche
Send' ich sie zu ihr hinüber!

Armes Herz, du poch'st vergebens —
Trotz'st umsonst dem nächt'gen Grauen,
Hoffend ihr ein Wort zu flüstern,
Und ihr theures Bild zu schauen.

Liebe weigerst Du und Frieden
Meinem Herzen, mehr als billig;
Zeigst Dich, meine Qual zu mildern
Leider, leider noch nicht willig!

Doch mit süßem Laut zu preisen
Dich, Du inn'ges, wonn'ges Wesen,
Macht, mein Inn'res sanft beschwicht'gend,
Mich von allem Leid genesen.

Und die auserwählte Wonne,
Die ein liebend Herz umstricket,
Heilt auch meine Wund', wenn hoffend
Auf zum Arzt mein Auge blicket.

Clori, Du mein Arzt, verlassen
Hast Du mich auf halbem Wege
Der Genesung; doch jetzt sterb' ich,
Denn mir fehlt ja Deine Pflege.

II.

L'AMANTI FIRILI.

Fu di l'ura chi ti vitti,
    Bedda tu mi nnammurasti,
    Lu mio cori ti pigliasti,
    Ora l'hai mputiri tù :
Ristau un' arma senza cori, —
    Dimmi tu com' haju affari,
    Ca si tu nun mi vó' amari,
    Io di pena murirò.

St' occhi toi su dui saitti,
    Chi nciammaru lu mjeu cori,
    Senza fari sprissioni,
    Nnammuratu di tia sù.
Sta tua vucca zuccarata,
    Cu sti duci toi paroli,
    Ncatinasti lu me cori,
    Scatinari nun si pò.

Ntra stu coddu beddu, e biancu,
    Metticcillu un beddu lazzu,
    Ca pi ttia ni sugnu pazzu,
    E nun ti nn' adduni tù.
Stu pittuzzu palumminu,
    Chista vita aggraziata,
    Nici bedda sta jurnata
    Nun mmi fari chiù pinà.

Nici me ti l'assicuru,
    Ti lu giuru armuzza mia,
    Lu mjeu cori è datu a ttia,
    Ca l'amanti mia si tù.
Chistu juornu un veni mai,
    Pri la mia ngrata sorti,
    Megghiu dunami la morti
    E cuntentu murirò.

II.

Der verwundete Geliebte.

Seit ich, Holde, Dich gesehen,
Hast Du mich mit Lieb' umstricket,
Hast mir ganz mein Herz entrücket!
Und nun schreib's Dir selber zu
Weiß ich nicht, wie mir geschehen, —
Ohne Herz bin ich geblieben,
Und — willst Du mich nun nicht lieben,
Geh' ich bald zur Grabesruh.

Deine Augen sind zwei Pfeile,
Tief durchbohrten sie mein Herze,
Doch in meinem stummen Schmerze
Bliebst mein Liebestraum nur Du!
Und Dein reizend Zuckermündchen,
Dem die süßen Wort' entschweben,
Fesselte mein Herz! Ergeben
Trägt's die Fesseln immerzu.

Deinen Busen weiß, zum Sitze
Hat ihn Amor sich erkoren.
Ach, mich macht' er längst zum Thoren —
Und Du schauest kalt dazu!
Und nun gar dies Taubenantlitz,
Dieser Gang voll edler Schönheit!
Schöne Nici, hör' mein Flehn heut,
Bring mein liebend Herz zur Ruh!

Nici, sieh, ich kann's Dir sagen,
Kann's Dir schwören, theures Leben:
Ganz ist Dir mein Herz ergeben
Meine Liebe bist nur Du!
Möge nie der Tag erscheinen
Wo mein Loos Dich mir entferne;
Gieb den Tod mir lieber; gerne
Leg' ich still mein Haupt zur Ruh.

Ai vougu soulamen ensigna lou camin de l'aubre à-n-aquéli que podon avé set.

Frederi Mistral.

(La Miougrano entreduberto, avans prepaus, pag. 15.)

Ich habe denen nur den Weg zum Baume zeigen wollen, die Durst haben könnten.

Friedrich Mistral.

In der Vorrede zum provenzalischen Gedichte La Miougrano entreduberto von T. Aubanel, Avignon 1860.



Nachstehende Druckfehler

habe ich in der Correktur übersehen und bitte selbige vor dem Gebrauche des Buches berichtigen zu wollen.

Seite	4	Zeile	14	von	oben	statt	führen sie,	lies	sie führen
„	23	„	18	„	„	„	, die	„	die,
„	36	„	3	„	unten	„	khoda	„	khodâ
„	42	„	14	„	oben	„	-juwelen	„	-juwel
„	43	„	8	„	unten	„	matrones	„	matronae
„	52	„	6	„	„	„	anging	„	angingen
„	63	„	3	„	„	„	Haide	„	Heide
„	92	„	4	„	oben	„	раслюбилъ	„	разлюбилъ
„	188	„	2	„	„	„	hat	„	hatt'
„	244	„	17	„	„	„	Priester	„	Priester unter
„	304	„	18	„	„	„	къ ночью	„	ночью oder къ ночи
„	312	„	4	„	„	„	Гей	„	Ген.

Auch steht einige Male Grenzen statt Gränzen (vom slavischen granica), Slawen st. Slaven, Heimath st. Heimat. Weden (S. 7) und Vedas (S. 27) ist dasselbe.

Druck von Wilhelm Keller in Gießen.





